Theosophisches Leben.

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung
und dem Studium von
Philosophie, Religion und Wissenschaft.



JAHRGANG XIII.



Herausgeber: **Paul Raatz,** Berlin W. 30, Starnberger Str. 3.

INHALT.

AUFSÄTZE.





GEDICHTE.



GEDANKEN.

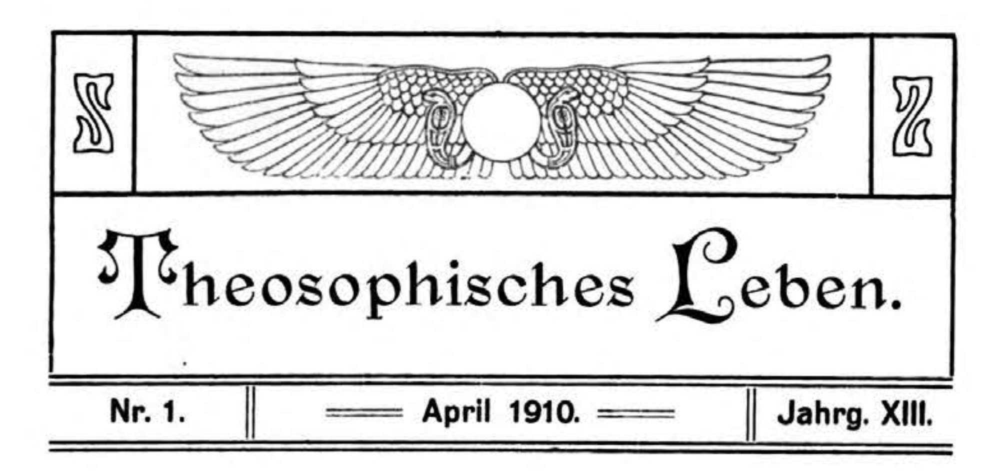


Zeitgemäßes.









Theosophisches Leben.

Nr. 1. — April 1910. — Jahrg. XIII.



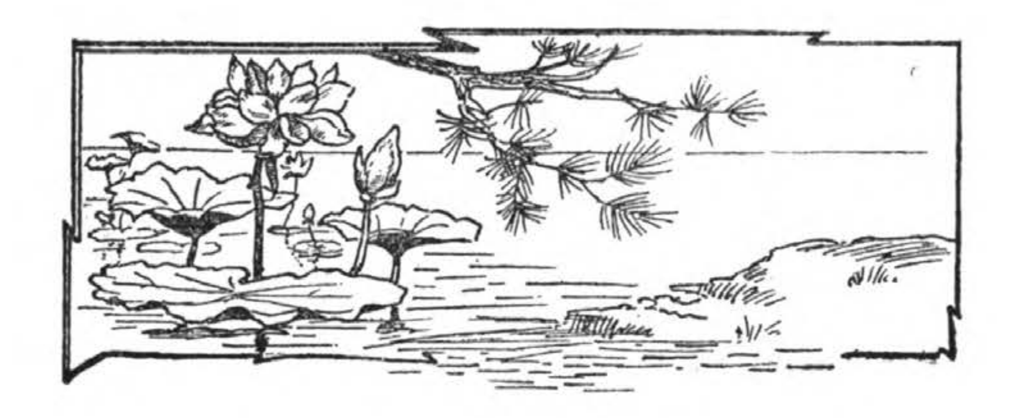
Freiheit.

Von Julius Eggers.

Was ist Freiheit? — Sie ist das Nicht-Gefesseltsein an Verhältnisse und an die Umgebung, sie ist das unmittelbare Erkennen des Wahren, Beständigen und Ewigen unter allen Umständen und Verhältnissen.

Wie kann ich diese Freiheit erlangen? — Erstens indem ich erkenne, daß ich „Bewußtsein“, das Ewige und Wahre selbst bin; zweitens indem ich dies nie aus den Gedanken verliere und stets im Sinn behalte, daß ich Bewußtsein bin, unbegrenztes Bewußtsein, und indem ich versuche, mich in allem, was überhaupt existiert, als Bewußtsein zu erkennen, d. h. mich des Alls bewußt zu werden. In dem Maße als mir dies gelingt, mich nicht mehr als Persönlichkeit bewußt zu werden, sondern vielmehr des Alls, des Ewigen, in demselben Maße erlange ich Freiheit und Unsterblichkeit. Und dann habe ich das Große vollbracht und den niederen Menschen mit dem Höheren Menschen vereinigt, d. h. ich bin mir des Göttlichen und Unsterblichen bewußt geworden! Dies ist das Ziel eines jeden Theosophen und bewußt oder unbewußt auch das Ziel eines jeden ernsten und nach Wahrheit suchenden Menschen.





Aspekte des Christusproblems.

I.

Im Lichte der mittelalterlichen Theosophie Jacob Boehmes und J. G. Gichtels.

Von A. Ulysses.

Die theosophischen Größen Boehme und Gichtel darf man als Repräsentanten der großen weißen Loge betrachten, nicht in dem Sinne, daß sie bewußte Agenten der Loge waren, sondern als vollkommen ergebene Werkzeuge, die einen gewissen Grad spirituellen Bewußtseins erreichten und fähig waren, eine gewisse Menge spiritueller Energie, die gleichzeitig spirituelles Wissen ist, durch sich fließen zu lassen resp. zu verwenden. — — — — — — — — — — — —

Boehmes Christus ist der Logos des Evangeliums Johannis, das Wort, der schöpferische Ton und das Licht, durch welches die paradiesische Welt nicht geschaffen, sondern für spirituelle Sehkraft sichtbare Gestalt annahm. Christus ist also (wir sprechen jetzt immer als Ausleger Boehmes) keine begrenzte Persönlichkeit, sondern ein ewig existierendes, zeitloses Prinzip oder eine Kraft der Allgottheit, der Sohn, der fortwährend geboren wird.

Es ist klar, daß das, was unendlich ist, in keine begrenzte Gestalt eingepreßt werden kann; und wäre der Logos, der ewig geboren werden muß, ganz und gar in eine menschliche



Gestalt zusammengedrängt worden, dann hätte das ganze übrige Weltall zu existieren aufgehört haben müssen, ebenso als wenn die ganze Sonne oder Sonnenkraft in einer Lampe oder in einem Ofen gesammelt werden könnte. Dies ist einfach unmöglich. Deshalb erklärt Boehme auch, daß im Tode Christi seine Seele weder nach dem Himmel, noch in die Hölle ging in dem Sinne, daß die Seele dort, sein Körper aber am Kreuze hing, sondern daß seine Lichtkraft im dunklen, satanischen Prinzip des Weltalls eine gewisse Veränderung hervorbrachte, gewissermaßen einen Teil dieser Kraft ohnmächtig machte. Diese Kraft hat Christus durch die Überwindung der Versuchungen der teuflischen Macht erhalten.

Daß er nicht die ganze Hölle gebunden hat, geht klar hervor aus dem Umstande, daß die dunkle Macht noch heute jeden, der die Stufe des Göttlichen nicht erreicht hat, versuchen und manchmal auch überwinden kann.

Wenn Boehme dies auch nicht ausdrücklich sagt, so kann es der einfachste Verstand folgern und wird seine Folgerung in den übrigen Ausführungen Boehmes bestätigt finden. Man darf auch nicht vergessen, daß Boehme absichtlich so schrieb (dies sagt er selbst), daß nur wirklich Suchende, die mit dem Herzen und nicht mit dem analytischen Verstand forschen, seine Perlen entdecken können.

Natürlich hat der Schreiber dieses Aufsatzes weder alle Perlen Boehmes gefunden, noch hat er es seiner Erleuchtung zu verdanken, daß er Boehme einigermaßen versteht, sondern einzig der theosophischen Philosophie des 19. Jahrhunderts und ihrer Künderin H. P. Blavatsky.

Boehme sagt, durch seine Leiden, seinen Tod und seinen Sieg hätte Christus der Menschheit eine Pforte geöffnet zum Paradies; jeder aber, der durch diese Pforte gehen will, den Weg Christi, den Leidensweg Golgathas wandern muß.

Und damit gewinnt die stellvertretende Sühne Christi einen ganz anderen Sinn, als der orthodoxe Buchstabensinn ist. Christus wird damit als ein Pionier der Menschheit dargestellt.



Von einem Buchstabenglauben oder dem Glauben an eine historische Persönlichkeit ist gar keine Rede mehr. Boehme fordert energisches Handeln, das aus der Liebe zu Gott und dem Glauben an das Licht- und Liebeprinzip Christus erwächst.

Untrennbar sind für Boehme Vater, Sohn und Heiliger Geist, und da der sichtbare Jesus getrennt von Gott erschien, so kann der Körper Jesus nicht das Lichtprinzip Christus sein.

Die Auferstehung Christi ist für Boehme eigentlich nicht nötig gewesen; denn sein Leib umfaßt ja das ganze Weltall, und nur für die Juden, die in der Theosophie nicht bewandert waren und ein greifbares Wunder forderten, war der Stein vom Grabe hinweggewälzt.

Wer diese Stelle mit der Stelle in der Bhagavad Gita vergleicht, wo Krishna, der Logos, bald als das ganze Weltall, bald als der Wagenlenker Arjunas, als Mensch erscheint, wird beide verstehen und über den beschränkenden Buchstaben hinauswachsen.

Das zweite Dogma des Christentums enthüllt damit seinen tieferen und wirklichen Sinn, und die Auferstehung wird in die Gegenwart verlegt für alle Menschen.

Daß von einer Auferstehung des fleischlichen Körpers nicht die Rede sein kann, für Boehme nicht und für andere nicht, geht aus dem nachstehenden hervor. Der Apostel Paulus sagt ausdrücklich, der psychische Körper muß sterben, und der geistige Körper muß auferstehen.

Nun, Boehme sowohl als Gichtel zeigen, daß der psychische Körper schon zu unseren Lebzeiten sterben muß, wenn wir in die Nachfolge Christi treten wollen.

Sterben in dem Sinne, daß alle seine Kräfte besiegt, beherrscht werden und die menschliche Seele frei von den Gewalten wird, welche diesen Leib aufbauen.

Diese Gewalten korrespondieren mit den Kräften niedriger Ordnung, welche in den Sternen wohnen, weshalb der Anthropos psychikos, der psychische Körper, von Gichtel der astralische (Sternen-) Leib genannt wird.

Diese Überwindung schließt die Überwindung des Selbst-



erhaltungstriebes (Erhaltung durch Nahrung), des Stolzes und des Fortpflanzungstriebes in sich. Von Gnade ist also bei diesen Theosophen gar keine Rede mehr.

Nicht nur, daß der Mensch Gott und Christus zu lieben hat, nein, er muß ganz wie Christus werden und den harten Kampf ausfechten und siegen.

Siehe da! Demnach hätten Boehme und Gichtel nichts anderes gelehrt, als was die für Heiden verschrieenen Inder und Parsen längst gelehrt hatten: die Inkarnation des Logos oder des Weltenschöpfers, des göttlichen Demiurgos, als Avatara.

Siehe da! Die uralten Lehren der Ägypter und Inder und Parsen auferstanden in Görlitz und Regensburg.

Ja, wenn die Wahrheit ist, was sie ist, dann bleibt ihr Wesen unwandelbar.

Weder aus der Kabbala, noch aus orientalischen Büchern haben Boehme und Gichtel geschöpft, sondern aus ihrem eigenen, von Sophia erleuchteten Seelen- und Herzensgrund haben sie gelesen.

Sophia ist die ewige Jungfrau Christus, die göttliche Liebe, die in unsere Seelen verliebt ist und uns hilft, den Weg zur Göttlichkeit zu wandeln, und sich vollkommen mit uns vermählt, wenn wir das irdische Tier überwunden haben.

Diese in uns latente Kraft ist also die einzige Gnade, die uns zu Gebote steht, die aber, durch uns erweckt, mit großem Ernst errungen werden muß, und der wir in Versuchungen, die oft todesernst sind und sein müssen, ewig Treue halten müssen.

Den Weg zur Erlösung finden nur Helden wie eben Boehme und Gichtel.

Besonders des letzteren Leben zeigt uns, daß das äußerlich passiv erscheinende Verhalten des wahren Christen keine Schwäche, sondern Energie und Aktivität nach innen hin ist.

So zeigten die mittelalterlichen Theosophen durch ihre Schriften und Taten den ewigen, wahren Christus, der in uns lebt.



Vielleicht ist es angebracht, hier auf weitere Übereinstimmungen zwischen Boehme und der indischen Philosophie aufmerksam zu machen.

So sind in der Geheimlehre S. 512, zitiert aus einem Aufsatze des Brahmanen Subba Row, sechs Naturkräfte, die in einer siebenten zusammengefaßt sind, erwähnt, die mit sechs Kräften in der Kosmogenesis Jacob Boehmes korrespondieren. Besonders auffallend ist, daß beide an sechste, also höchste Stelle die Kraft des Tones setzen.

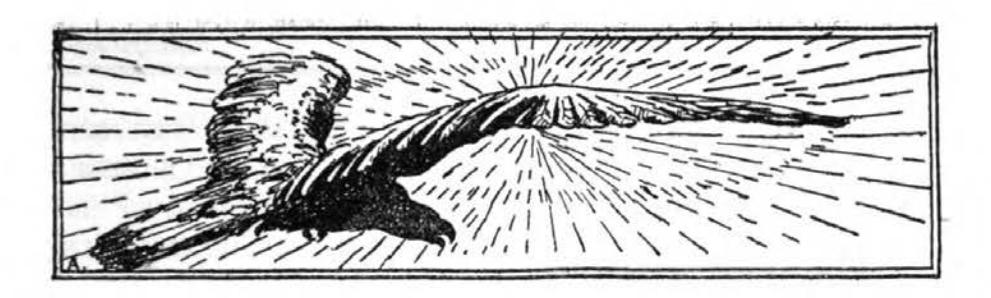
Weiter finden wir die drei kosmischen Qualitäten der Bhagavad Gita (Sattwa, Rajas und Tamas) bei Böhme als die drei Prinzipien, die alles ausmachen, als da sind: der Geist der Finsternis (Tamas), die Hölle, der Geist dieser Welt (Rajas) und das Paradies (Sattwa): Gott aber steht in beiden Systemen über allen, oder besser gesagt, in allen.

Identisch ist ferner die Behauptung, daß der Mensch als Mikrokosmos genau dem Makrokosmos entspricht und deshalb jeder, der in sich schauen kann, das ganze Weltall erblicken und seine Mysterien verstehen kann.

Wenn von Boehme gesagt wird, Christus hätte den Zorn Gottes beschwichtigt, so meint er damit nicht, daß Gott-Vater zu einer Zeit zürnte und dann zu zürnen aufhörte, sondern daß er (wie jeder Adept) das Prinzip des grimmigen Feuers (Rajas—Tamas) gebändigt hatte; und wenn auch für Christus und alle, die wie er werden wollen, der Zorn erloschen ist, so ist er noch lange nicht erloschen für den, der im Glauben, Christus habe mit seinem Blute ihn erlöst, seine niedere Natur wachsen läßt. Dies entspricht vollkommen der indischen Lehre.







Schiller und die Illuminaten.

Von Ernst J. Wiederhold.

Die Absicht der folgenden Ausführungen ist nicht die, nachzuweisen, daß Schiller persönliche Beziehungen zu dem Orden der Illuminaten hatte. Ich weiß, daß das Bestehen derartiger Beziehungen behauptet wird, ebenso wie, so viel ich hörte, die Illuminaten Goethe als den ihrigen reklamieren. Ausgeschlossen ist diese Möglichkeit nicht, wenn man bedenkt, daß beispielsweise Herzog Karl August, der Freund Goethes, Herzog Ernst August von Sachsen-Gotha, Freiherr von Dalberg, der spätere Günstling Napoleons, und andere hervorragende Männer dem Orden angehörten.

Für meine heutigen Darlegungen aber ist mir dies unwesentlich. Mir kam es darauf an, mich vertraut zu machen mit den Ideen, die für die Gründung des Illuminaten-Ordens ausschlaggebend waren, und die jene Zeit erfüllten. Den Standpunkt Schillers diesen Ideen gegenüber in seinen Dichtungen aufzufinden, war mein Bestreben. Nach meiner persönlichen Überzeugung ist Schiller einer der edelsten Repräsentanten einer Zeit, in der die Geister nach Freiheit und Gerechtigkeit strebten. In seinen Schriften fand das, was die Gemüter beschäftigte, den erhebendsten Ausdruck. Wenn zu gleicher Zeit ein Orden, wie der der Illuminaten, auflebte, der ideale Ziele verfolgte, so ist es möglich, daß Schiller sich ihm anschloß, weil er dort gleichgestimmte Seelen zu finden hoffte. Ebensogut aber ist es möglich, daß Schiller eigene Pfade ging. Darüber wollen wir uns im folgenden klar zu werden suchen.



Der Orden der Illuminaten wurde von Adam Weishaupt, Professor des Natur- und kanonischen Rechts an der Universität Ingolstadt, gegründet. Beschäftigung mit den Ideen der Philosophen des Altertums und, wie er sagt, ein tiefer, innerer Drang nach Erforschung der Wahrheit ließen diesen Mann den Druck der Jesuitenherrschaft besonders empfinden. So reifte in ihm das Bestreben, sich mit Gleichgesinnten zu einem Bunde zu vereinen, in welchem die höchsten Güter der Menschheit vertreten werden sollten. Dieser Bund wurde im Jahre 1776 (1. Mai) gegründet. Die Idee hatte lange in Weishaupt geschlummert, denn, wie er sagt, hatte er schon in seinen Studienjahren „einige Versuche gemacht, um das Band unter den Menschen zu verstärken und ihre Kräfte aus der Zerstreuung zu sammeln". Da die Freimaurerei ihn nicht befriedigte, so suchte er sich selbst den Weg. Ich vermag nichts über die Geheimnisse des Illuminatenordens auszusagen, weiß nicht, welche Stufe sie in der Entwicklung der Fähigkeiten der Seele erreichten, aber ihre Prinzipien sind in Weishaupts Schriften klar niedergelegt. Sie sind derart, daß jeder Menschenfreund ihnen zustimmen wird. Einer der Weishauptschen Grundsätze ist: „Aufklärung des einen, um den anderen im Irrtum zu erhalten, gibt Macht und führt Knechtschaft ein. Aufklärung, um andere aufzuklären, gibt Freiheit."

Damit streicht er aus seinen Lehren das Prinzip, Wissen für eigenen Vorteil zu erlangen, die Selbstsucht. An ihre Stelle setzt er das Bestreben, anderen zu helfen und sie zu belehren. Eine Bewegung, die ein solches Prinzip nicht aus den Augen verliert, kann in der Welt nur Segen stiften, denn sie lehrt uns die Menschen lieben. Selten schön spricht Schiller in der Theosophie des Julius über die Liebe, „das schönste Phänomen der beseelten Schöpfung".

„Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord: Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens."

Die edle Freiheit, die der Mensch erlangt, der nach Wissen



strebt zum Wohle anderer, ist auch von Schiller gemeint, wenn er sagt:

> Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
> Vor dem freien Menschen erzittere nicht.

Ob der Illuminatenorden diesem Prinzip treu blieb, werden wir den folgenden Ausführungen entnehmen.

Wer nach Befreiung für sich und andere strebt, hat zuerst sich selbst zu erkennen. So haben auch die Illuminaten als ersten Punkt ihrer Lehre die Selbsterkenntnis gesetzt. Diese Selbsterkenntnis soll den Menschen befähigen, die Gründe des Daseins und seinen wahren Ursprung zu erkennen: — Gott.

Ein völlig ideales Ziel. Nicht die Entwicklung einer äußerlich hohen Kultur wird angestrebt, sondern die eines inneren, vollendeten Seelenzustandes. Dieser wird uns zunächst lehren, die Unbill der drückenden, irdischen Verhältnisse zu ertragen. Haben die Menschen diese Stufe durchschritten, so werden sie dahin gelangen, bessere Verhältnisse zu schaffen. Diese besseren Verhältnisse treten ein ohne Revolutionen, sondern durch folgerichtige Entwicklung von innen nach außen. — So viel ich sehe, hat sich der Gründer der Gesellschaft auch nicht über die Zeit getäuscht, in der eine solche Entwicklung statthaben kann. Es ist nicht gesagt, daß die Generation, in der diese Gedanken gehegt werden, schon des Friedens derartiger geläuterter Lebensauffassung teilhaftig werde. Nur einzelne werden Vorkämpfer dafür sein. Aber in Tagen, die kommen sollen, wird die Menschheit hierzu reif werden.

Ist es nicht ein erhebendes Gefühl, an diesem Entwurf zu erkennen, wie nie und nie der göttliche Funke erlischt? Immer wieder, unter der Asche verkehrter Bestrebungen, egoistischer Anstrengungen finden sich Seelen, die über ihr kurzes, persönliches Leben hinaus einem Ideal zustreben, das nicht ihre eigene Entwicklung betrifft, sondern das das Wohl der ganzen Menschheit ins Auge faßt. Und wie herrlich weiß Schiller dies auszudrücken:

> Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
> Der Mensch kann sie üben im Leben,
> Und sollt er auch straucheln überall,



Er kann nach der göttlichen streben.
Und was der Verstand des Verständ'gen nicht sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume lebt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Damit wird unser Blick auf das höchste Ziel gelenkt.

Weishaupt hat sich nun gefragt: „Was muß geschehen, wenn der Mensch sich noch weiter veredeln soll?"

Er hat erkannt, daß die Reformation, die wahrhaft sein soll, auf das Ideal der menschlichen Vollkommenheit hinarbeiten muß. Sie muß die wahren, entferntesten Gründe des Übels kennen. Sie muß ein Ganzes sein, sie muß den übrigen Lauf der Welt so wenig stören, als möglich, sie muß nicht verlangen, was durch die Umstände nicht möglich ist, sie darf niemandem aufgedrungen werden, sie kann nur bei denjenigen anfangen, die dieses Bedürfnis fühlen. Die aber, die es fühlen, sollen versuchen, es auch bei anderen zu wecken. Die Aufklärung, die anderen zu teil wird, muß erhaben, zugleich aber praktisch sein, auf das Leben Bezug haben, aus den eigenen Erfahrungen des Individuums hervorgehen.

In seinem Bestreben nun, praktisch zu sein, schlägt Weishaupt einen Weg vor, auf dem ich ihm nicht zu folgen vermag. Er sagt: Der Mensch von heute erstrebt Macht und Reichtum. Nichts ist ihm willkommen, als das, was hierzu führt. Spätere Glückseligkeit gilt ihm nichts. Wenn auf diesem Wege nun die Kraft des Menschen angeregt werden kann, warum bedient sich der Sittenlehrer, statt leere Spekulationen vorzutragen, nicht dieses Strebens? Warum beweist er dem Menschen nicht, daß er Reichtum und Macht auf keine Art sicherer erhalten kann, als durch die Veredelung seines Strebens?

Weishaupt hat also hier, wie ich ihn verstehe, die Absicht, dem Menschen beizubringen, daß er auch mit besseren Motiven, als seinen bisherigen niederen, seine Ziele erreichen kann. Er



kann eben so hoch kommen, eben so reich werden, wenn er ein edler Charakter ist, als wenn er gemeine Tricks anwendet. Dies mag vielleicht ganz gut erscheinen; für mein Empfinden schaut hier der Pferdefuß jesuitischer Logik hindurch, unter deren Einfluß Weishaupt erzogen wurde und die in dem berüchtigten Satz ausgedrückt wird: „Der Zweck heiligt die Mittel."

In diesem Prinzip weiß ich mich fremd mit den Anschauungen Weishaupts. Ich unterschreibe alles, was er in Bezug auf Liebe zur Menschheit, Arbeit für die Menschheit sagt. Aber Tugend auf diese Weise wecken zu wollen, geht gegen mein Empfinden. Wer sich zu solchen Anschauungen bekennt, stellt sich sofort heraus aus dem Kreise seiner Mitbrüder. Er fühlt sich als ihr Lehrer, als Führer ihres Geschicks, er geht darauf aus, mit den Menschen zu spielen, wie mit den Figuren eines Schachbretts. Wie herzlos klingt es z. B., wenn Weishaupt sagt, wenn er über die Mittel spricht, die den Menschen zu höherer Tätigkeit anreizen: „Wer so weit ist, daß er dieses Mittels nicht mehr bedarf, wird es sehr natürlich finden, daß der Haufen, welcher nicht so weit ist, nach der ihm angemessenen Art behandelt wird." Ich vermag wenigstens hier keine Übereinstimmung zu finden mit dem Grundsatz der allgemeinen Aufklärung.

Diese Ausdrucksweise, diese ganze Moral ist so jesuitisch, daß sie meiner Meinung nach jeden Erfolg für wahre Seelenentwicklung ausschalten muß.

Ich kann über Weishaupt nur an Hand der Quellen urteilen, die mir zu Gebote standen, und ich muß deshalb die Möglichkeit offen lassen, daß dieser Punkt vielleicht nur von wirklich edelster Absicht diktiert wurde. Denn ich stände sonst vor einem Rätsel, wenn ich mir sagen wollte, in welcher Weise ein Bruderbund auf solcher Grundlage zustande kommen könnte. Die Bildung eines derartigen Bundes war aber gerade Weishaupts Bestreben. Er findet, daß nichts so fördernd für den Menschen ist, als Umgang mit solchen, deren Leben der Tugend geweiht ist. Er will die Menschen nach ihren Absichten beurteilt wissen, er will sie schulen, die eigenen und



die Absichten anderer zu erkennen, um diese Beurteilung zu ermöglichen.

Die Zeit hat gelehrt und wird weiter lehren, welche Früchte eine derartige Tätigkeit bringt. Schiller scheint mir andere, freudigere Bahnen gegangen zu sein. Er ist ein Mensch, der selbst viele Wandlungen durchmachte. Wir lesen das in seinem Gedicht „Die Ideale“, in dem er in ergreifender Weise sein inneres Erleben gibt.

Auch er hat Freundschaft gesucht und gefunden, aber nicht, indem er über Tugendbegriffe grübelte und andere zu leiten suchte, sondern indem er seine Erkenntnisse in erhabener Sprache anderen mitteilte, sich der ganzen Welt erschloß, allen, die Ohren hatten zu hören. Er hat aus seiner Seele geschrieben, wenn er sagte, daß diese Arbeit von der Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht. Er gehörte zu den wenigen starken Seelen, die mitarbeiten, des Weltenkarmas Last zu tragen.

Anhänger irgend eines Ordens oder nicht, er war ein echter Philosoph, ein Liebhaber der Weisheit, ein Freund der Menschen. Er scheint tief eingedrungen zu sein in den Sinn der alten Mysterien. Dies geht hervor aus seinem Gedicht „Das verschleierte Bild zu Saïs“ und ferner aus den Worten an einen jungen Freund, als er sich der Weltweisheit widmete.

In diesem Gedichte entschleiert sich der heilige Ernst, der Schiller beseelte. Er selbst muß Mut gehabt haben, mit des Zweifels unsterblicher Hyder zu ringen und dem Feind in sich selbst männlich entgegen zu gehen. Goethe gibt ihm das Zeugnis, daß alles, was er angriff, veredelt wurde durch die Reinheit seines Wesens, den hohen Flug seiner Gedanken. In seiner ironischen Art sagt Goethe: Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte garnichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam, als das beste der neueren, ja, wenn Schiller sich die Nägel abschnitt, war er größer, als diese Herren. Schillers eigentliche Produktivität, so sagt er ferner, lag im Idealen.

Dies ist ohne weiteres verständlich, wenn wir die Ge-



danken verfolgen, die er in seiner „Theosophie des Julius“ niedergelegt hat.

Ihm ist das Universum ein Gedanke Gottes — der gleiche Glaube, der im Johannes-Evangelium ausgedrückt ist: Im Anfang war der Logos. Und wie aus dem ewigen Gedanken die Welt hervorgeht, so werden auch wir zu dem, was wir denken. Unsere Gedanken formen unser Dasein. Aus diesem Grunde rät er zu uneigennütziger Liebe, was schließlich nichts anderes ist, als Bruderschaft, wie sie von den Weisen aller Zeiten gelehrt wurde.

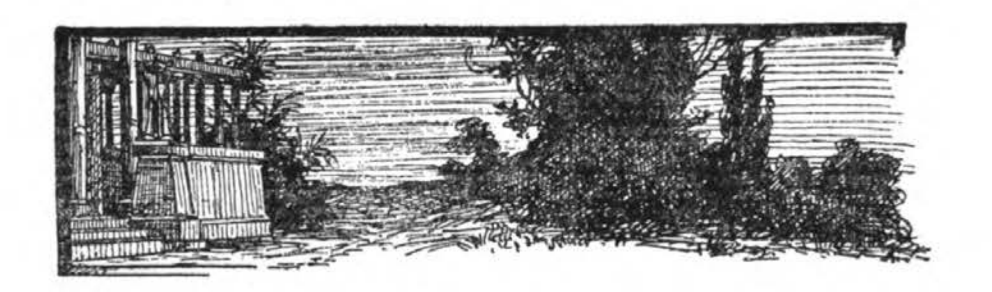
Der Mensch ist Schiller gleich einem Prisma, in dessen Flächen sich das Licht der Gottheit bricht, ein Vergleich, der besonders dadurch für Theosophen an Bedeutung gewinnt, wenn wir uns erinnern, daß durch das Prisma das Licht in sieben Farben zerlegt wird und daß nach theosophischer Philosophie der Mensch einen siebenfachen Körper hat.

In Übereinstimmung mit jeder wahren Philosophie befindet sich Schiller auch in seinen Ansichten über den möglichen geistigen Fortschritt des Menschen. Er sagt: Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Und er rät zu ernster Arbeit an uns selbst. Nicht nach außen hin soll diese Arbeit gerichtet sein, sondern im Innern sollen wir den Quell der Wahrheit und Weisheit suchen. Nicht die äußere Arbeit, der die Illuminaten so großes Gewicht beilegten, gilt bei ihm; viel mehr Gewicht legt er auf innere Entwicklung. Dieses Streben ist nach meiner Auffassung der Kernpunkt Schillerscher Philosophie und seines Lebens. Und der Ausdruck dessen, wonach er strebte, mag in seinen „Worten des Wahns“ gefunden werden, wo er vom wahren Leben sagt:

> Es ist nicht draußen — da sucht es der Tor,
> Es ist in dir — du bringst es ewig hervor.







Das theosophische Siegel.

Von Felix Schikora.

Das theosophische Siegel ist ein Emblem, d. h. eine Vereinigung mehrerer Symbole zu einem Ganzen. Dem Beschauer fällt zunächst die Schlange auf. Es gibt nur sehr wenig Symbole, die so mannigfache Bedeutung haben können, wie das Zeichen der Schlange. „Den Gegenstand des Entsetzens oder der Anbetung, die Schlange hassen die Menschen mit unversöhnlichem Hasse, oder sie werfen sich zu Boden vor ihrem Genius. Die Lüge erwählt sie, die Klugheit beansprucht sie, der Neid trägt sie in seinem Herzen und die Beredtsamkeit auf ihrem Stabe. In der Hölle bewaffnet sie die Geißel der Furien, im Himmel macht die Ewigkeit sie zu ihrem Symbol." So de Châteaubriand und mit ihm viele, viele Tausende. Ihnen allen erscheint und muß erscheinen das Schlangensymbol als ein undurchdringlicher Wust von Widersprüchen. Nichtsdestoweniger lassen sich alle diese scheinbaren Widersprüche vereinigen. Doch das ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes. — Im theosophischen Siegel sehen wir eine Schlange, die sich in ihren Schwanz beißt. In dieser Form ist sie ein Symbol der Ewigkeit, der Unendlichkeit. Sich selbst verschlingend, sich selbst gebärend braucht sie den Tod nicht zu fürchten. Sie ist auch ein Sinnbild des Geistes, sowohl des Geistes im Kosmos wie im Menschen. Der Geist Gottes, der über den Wassern, dem Chaos schwebt, wird in der Symbolik dargestellt als eine Schlange. Fohat, die schöpferische Kraft der indischen Philosophie, wird der feurige Drache genannt. Drache und Schlange sind nur verschiedene Namen. Oft

kommt es vor, daß der eine für den anderen gesetzt wird. Das ändert an dem Symbole nichts; denn beide bedeuten „der oder das Geschuppte", ein Hinweis auf die Haut der Schlange. Diese Haut ist ein Sinnbild des menschlichen Körpers, weil sie ebenso wie dieser gewechselt wird. Die Initiierten wurden und werden in allen Ländern Schlangen genannt. Das läßt manche Sage in anderem Lichte erscheinen, und viele Stellen, in denen vorher nur Unsinn gefunden werden konnte, erscheinen uns jetzt verständlich. So bedeutet z. B. die Erzählung von Siegfried, der das Herz des Lindwurms verzehrte und dadurch der weiseste aller Menschen wurde, nichts anderes, als daß er von einem sterbenden Initiierten eingeweiht wurde. Der erschlagene Drache Fafnir war ein Adept, der vor seinem Tode dem Siegfried „das Wort" übertrug. Weil sich die Schlange in jedem Jahre häutet, so ist sie auch ein Symbol der „Menschenbekleidung", der Initiation. Noch viele andere Bedeutungen und Beziehungen besitzt das Schlangensymbol, die ich natürlich, abgesehen von den vielen geheim gehaltenen, hier nicht alle anführen kann.

Auf der Schlange sieht man im theosophischen Siegel einen kleinen Kreis. Er ist einerseits ein Symbol der Weltkugel, die in der Unendlichkeit existiert, und andrerseits ein Sinnbild des manvantarischen Zyklus, der kleinen Ewigkeit innerhalb der Unendlichkeit. In diesem Kreise steht der Svastika, eine Form des Kreuzemblems. Dieses Symbol ist das heiligste und mystischeste von Indien. Es ist ein Kreuz mit vier gleichlangen Armen, die sich senkrecht schneiden. An den Enden sind sie rechtwinklig umgebogen. Der Svastika, auch als Rad des Lebens bekannt, versinnbildlicht in der Universalen Kosmogenie die ständige Bewegung. Auf unsere Erde bezogen symbolisiert es deren ständige Rotation. Die beiden Linien, die das Zeichen bilden, stellen Geist und Materie dar, die einander durchdringen. Zwei andere bekanntere Formen desselben Zeichens sind die Chakrascheibe Vishnus und Donars Hammer.

Eine andere Form des Kreuzemblems, die wir im Siegel



sehen, ist das in der Mitte stehende Henkelkreuz. Es symbolisiert den Mittelpunkt der Schöpfung, den Menschen. Der Henkel, der kleine Kreis über dem wagerechten Balken, versinnbildlicht noch besonders das Unsterbliche im Menschen, das göttliche Ego. Ohne diesen kleinen Kreis ist das Zeichen ein Tau, das Marterholz, an das der Gott geheftet wird. Manchem meiner Leser dürfte es unbekannt sein, daß dieses Tau bei der Initiation eine wichtige Rolle spielte. H. P. Blavatsky sagt darüber: „Kreuzigen vor der Sonne ist eine bei der Initiation angewendete Ausdrucksweise. Sie kommt aus Ägypten und ursprünglich aus Indien. Der initiierte Adept, welcher erfolgreich durch alle Prüfungen hindurchgegangen war, wurde angeheftet — nicht genagelt, sondern einfach gebunden — an ein Lager in der Form eines Tau, in einen tiefen Schlaf versenkt, den Schlaf von Silvah, wie er bis zum heutigen Tage unter den Initiierten in Kleinasien, Syrien und selbst Oberägypten genannt wird. Man ließ ihn in diesem Zustande durch drei Tage und drei Nächte bleiben, während welcher Zeit sein geistiges Ich, wie es hieß, mit den Göttern vertraulich sich unterredete, zum Hades, in die Amanti oder nach Patala — je nach dem Lande — hinabstieg und Liebeswerke für die unsichtbaren Wesen tat, sei es für die Seelen der Menschen, sei es für Elementalgeister, während sein Körper die ganze Zeit über in einer Tempelkrypta oder in einer unterirdischen Höhle verblieb. In Ägypten wurde er in den Sarkophag in der Königskammer der Pyramide des Cheops gelegt und während der Nacht des anbrechenden dritten Tages an den Eingang einer Galerie getragen, wo zu einer gewissen Stunde die Strahlen der aufgehenden Sonne voll auf das Gesicht des verzückten Kandidaten fielen, der erwachte, um von Osiris und Thoth, dem Gotte der Weisheit, initiiert zu werden."

Eine Abbildung dieser letzten Szene findet sich auf einem Relief des Tempels zu Philae. Die beiden Hierophanten stehen über dem soeben Eingeweihten und gießen in der Form eines Kreuzes das Wasser des Lebens und der Wiedergeburt über ihn aus.



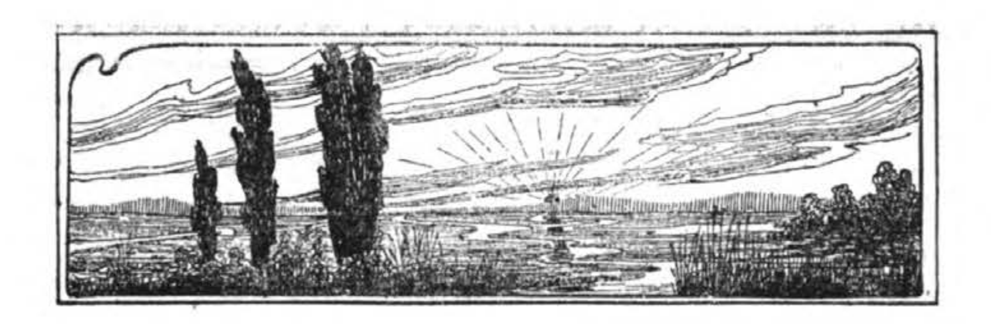
Alte Handschriften nennen die Kreuze, die „herben Lager jener, die in geistigen Wehen waren in dem Vorgange der Selbstgeburt“, und in den unterirdischen Hallen der zerstörten ägyptischen Tempel fand man eine große Zahl solcher Kreuze. Das Henkelkreuz, das Zeichen des Menschen, des Mikrokosmos, befindet sich innerhalb des Hexagrammes, des Makrokosmos, der wiederum innerhalb der Unendlichkeit hängt. Das Dreieck, dessen Spitze nach unten zeigt, symbolisiert in der ersten Hälfte eines Manvantaras das Geistige, das herabsteigt in die Materie. Das zweite Dreieck ist ein Sinnbild der zur Vergeistigung strebenden Materie. In der zweiten Hälfte des Manvantaras ist die kosmische Bedeutung identisch mit der Bedeutung in Bezug auf den Menschen. Das nach unten weisende Dreieck symbolisiert dann den niederen materiellen Teil, der die aufwärtsstrebenden Kräfte, das obere Dreieck, herabzuziehen sucht.

Über allen diesen Zeichen zusammen steht ein anderes, aus dem alles gleichsam ausstrahlt. Es ist das Zeichen Aum oder Om. Über dieses Zeichen sagt William Q. Judge: „Om ist der erste Buchstabe des Sanskrit-Alphabetes. Seine Aussprache umfaßt drei Laute. Dieser Dreiteilung liegt eine tiefe mystische Symbolik zu Grunde. Sie bezeichnet als getrennt und doch vereint: Brahma, Vischnu und Shiwa oder Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung. In ihrer Anwendung auf den Menschen bezieht sich o auf den Funken göttlichen Geistes in der Menschheit und auf den Körper, durch den sich der Geist offenbart, und m auf den Tod des Körpers. Mit Rücksicht auf die Kreisläufe, die irgend ein planetarisches System beherrschen, stellt o den Geist als Basis der geoffenbarten Welt dar und den Körper oder manifestierten Stoff, durch den der Geist wirkt, und m die Auflösung der Welten oder Pralaya“.

So ist das theosophische Siegel eine Vereinigung der schönsten und tiefsten Symbole, wohl wert, daß man einmal ein Stündchen opfert, um über ihre Bedeutung nachzusinnen.







Karma.

Von G. F. Gengenbach, Baden.

Karma ist ein Sanskritwort, abgeleitet von der Wurzel „kri", d. h. schaffen, gleichbedeutend mit dem lateinischen „creare" und dem englischen „to create".

Madame H. P. B. sagt: „Karma ist das Gesetz der universalen Harmonie oder die selbstordnende Kraft der Natur, welche die durch unsere Handlungen gestörte Harmonie wieder herstellt; Karma ist Ursache und Wirkung in endloser Reihenfolge; das moralische Gesetz der Wiedervergeltung, welches alle Lebensbedingungen schafft; Glück und Unglück, Geburt, Tod und Wiedergeburt hervorbringt. Karma ist der ewig tätige Belohner des Guten und Bestrafer des Bösen, und alle Welten sind diesem Gesetz unterworfen."

Die Lehre von der Wiederverkörperung ist so innig mit jener von Karma verknüpft, daß die eine ohne die andere gar nicht denkbar ist; ja man könnte sagen, daß es ohne Karma keine Wiederverkörperung gibt und umgekehrt. Jeder Mensch wird zugeben, daß eine von uns beobachtete Wirkung eine Ursache haben muß, ob wir dieselbe sehen oder nicht. Diese Ursache ist nun selbst wieder die Wirkung einer Ursache, und die von uns beobachtete Wirkung wird wieder zur Ursache einer andern Wirkung, und so arbeitet dieses Gesetz fort und fort in endloser Reihenfolge. Nehmen wir zum Beispiel die einfache Tatsache eines Steinwurfes. Ein junger Mensch wirft einen Stein nach einem Hund und



tötet denselben. Der Tod des Hundes ist also die Wirkung des Steinwurfes. Der Steinwurf selbst ist aber nicht nur eine Ursache, sondern selbst wieder die Wirkung einer Ursache, die wir allerdings nicht sehen können, da sie im Gehirn des jungen Menschen ihren Sitz hat, d. h. in seinen Gedanken. Seine Gedanken sind aber ebenfalls wieder die Wirkung von Ursachen, die möglicherweise schon in einem früheren Leben ihre Entstehung hatten usw. Mit dem Tode des Hundes ist aber die unabsehbare Kette von Wirkungen nicht abgeschlossen, denn er selbst muß wieder die Ursache zu einer neuen Wirkung sein, ob wir dieselbe direkt vor Augen sehen oder nicht. Nehmen wir aber an, daß der Herr des Hundes den Steinwurf sieht und darüber so empört ist, daß er den jungen Mann tätlich angreift, daß der letztere sich zur Wehr setzt und in dem darauffolgenden Kampfe den Herrn erschlägt, so haben wir wieder eine Reihe von Ursachen, welche Wirkungen, Ursachen und abermals Wirkungen erzeugen, die sich vielleicht in das nächste und übernächste Leben erstrecken. Dies nennen wir das Gesetz von Karma. Um aber dasselbe richtig zu verstehen, muß hier erklärt werden, daß es nicht allein aus Ursache und Wirkung besteht, sondern — und dies ist das Wichtigste — auch aus Rückwirkung. Wie ein auf einen bestimmten Gegenstand geworfener Gummiball von demselben ab- und wieder auf den Werfenden zurückspringt, so auch führt das Gesetz von Karma alles, sei es nun gut oder böse, auf denjenigen zurück, der den ersten Anstoß dazu gegeben hat. Nun muß nicht geglaubt werden, daß Karma nur durch unsere Taten in Wirkung gesetzt wird. Die Gedanken, welche wir haben, können möglicherweise ein viel weittragenderes Karma schaffen als irgend eine Handlungsweise, und aus diesem Grunde ist es so äußerst wichtig, dieses Gesetz in seiner ganzen Bedeutung kennen zu lernen. Der Mensch des 19. Jahrhunderts ist wohl auf seiner Hut inbezug auf seine Taten, welche mit dem bürgerlichen Gesetz in Konflikt kommen könnten, denn er weiß genau, daß dasselbe eine Strafe mit sich führt, die ihm unter Umständen sehr unangenehm werden kann.



Aber weniger vorsichtig ist er mit seinen Gedanken, weil er glaubt, daß dieselben straffrei sind, da sie ja von niemandem erkannt werden, und damit begeht er einen großen Irrtum, denn auch die Gedanken haben ihr Karma und zwar ein um so weitgehenderes, je intensiver sie gedacht werden. Erst in neuerer Zeit beginnt die Wissenschaft zu vermuten, daß auch die Gedanken etwas materielles sein müssen, da sie sonst nicht von einer Person zur andern übertragen werden könnten, was z. B. bei hypnotischen Experimenten erwiesenermaßen der Fall ist. Wir beeinflussen also sicherlich mit unsern Gedanken andere Menschen, was wir jeden Augenblick beobachten können, wenn wir wollen. Es ist z. B. gar nicht nötig, daß ein Mensch seine zornigen Gefühle durch Wort oder Tat kund gibt, denn einigermaßen feinfühlige Wesen, besonders Kinder und Frauen (ja selbst Tiere) wissen sofort, daß mit einem solchen Menschen zu verkehren kein Glück bringt. Wahrscheinlich hat auch jeder von uns schon beobachtet, wie sehr unsere Stimmung durch die Anwesenheit eines Menschen beeinflußt wird, auch wenn derselbe nichts spricht oder tut. Sein Denken ist vollständig genügend, um uns zu verstimmen oder gar zu beängstigen; dies führe ich nur an als gewöhnliche Beweise dafür, daß wir mit unsern Gedanken andere Menschen beeinflussen. Am meisten aber beeinflussen wir uns selbst, und damit fängt auch sofort die karmische Wirkung der Gedanken an.

Überhaupt ist alles, was lebt, dem Gesetz von Karma unterworfen, und weder Mensch noch Gott kann demselben entgehen. Wohl aber steht es in unserer Macht, es zu einem guten oder bösen zu gestalten, und zwar tun wir dies vermittelst unserer Gedanken. Nehmen wir z. B. an, daß wir von irgend jemandem beleidigt werden. Es steht ganz in unserm Belieben, darüber entweder zu erzürnen oder vollständig ruhig zu bleiben. Im ersteren Falle wird uns sofort das Gefühl des Hasses überkommen und wir mögen dadurch zu Taten verführt werden, die ein schweres Karma im Gefolge haben; bleiben wir aber ruhig, so verhüten wir damit nicht nur alle unglücklichen Folgen, sondern schaffen durch



die bewiesene Selbstbeherrschung sogar ein gutes Karma. Glück und Unglück, Leid und Freude sind nötig für den Menschen, denn durch all diese sammelt er Erfahrungen; aber besser wird er nur durch das Erkennen seiner Fehler und der damit verbundenen karmischen Wirkungen. Es wird oft betont, daß das Gute um des Guten willen getan werden sollte, aber so richtig dies auch ist, so scheint es mir doch für den heutigen Stand unserer geistigen Entwicklung zu viel verlangt zu sein. Man kann das Gute erst dann um seiner selbst willen tun, wenn man es liebt, man wird es aber erst dann wirklich lieben, wenn man es kennt, d. h. wenn man keinen Zweifel mehr hat über die von ihm ausgehenden Wirkungen. Darum ist die Frage ganz berechtigt: „Warum sollen wir das Gute tun?“ Die Ansichten über das Gute sind verschieden und wechseln mit der fortschreitenden Erkenntnisfähigkeit des Menschen — im allgemeinen stimmt man aber darin überein, das als gut anzunehmen, was immer gute Wirkungen verursacht, also gutes Karma erzeugt. Es gab eine Zeit, wo viele Menschen das Trinken als etwas Gutes — ja sogar als der Gesundheit förderlich betrachteten. Die Erfahrung hat sie aber nach und nach mit dem bösen Karma bekannt gemacht, welches die Trunksucht unausbleiblich mit sich führt, und darum fängt man jetzt überall an, gegen das Trinken zu sprechen und zu agitieren und die guten Folgen der Mäßigkeit hervorzuheben. Ähnlich verhält es sich mit den Ansichten über den Krieg usw. Je furchtbarer das Karma irgend einer Tat ist, um so deutlicher können wir es beobachten, aber von dem still in uns selbst wirkenden Karma haben die meisten Menschen keine Ahnung. Das Unglück, welches sie trifft, wird entweder als Zufall oder als Fügung Gottes oder als Bosheit anderer Menschen betrachtet, und keine dieser Ansichten ist richtig, was wir schon an ihren Folgen beobachten können, da sie absolut nichts zur Weiterentwicklung des Menschen beitragen und ihn weder klüger noch besser machen. Derjenige, welcher sein Unglück dem Zufall zuschiebt, wird ein Pessimist, ein Weltverächter und geht vielleicht an der Verzweiflung zu Grunde. Wer alles als Fügung



Gottes ansieht, muß seiner Gesinnung nach ein Sklave werden, der sich den unbegreiflichen Launen eines despotischen Herrn gutwillig oder zähneknirschend im Gefühl seiner Ohnmacht unterwirft.

Wer aber glaubt, daß die Bosheit der Menschen an seinem Unglück schuld ist, wird in seinem Herzen so viel Haß nähren, daß er zu den gräßlichsten Taten fähig wird, wie die französische Revolution zur Genüge zeigte. Alle diese Anschauungen sind absolut unrichtig und zeugen von einer gänzlichen Unkenntnis des Gesetzes von Karma, denn nicht die eigentlichen Ursachen des Unglücks werden von jenen Menschen erkannt, sondern nur die Mittel, durch die es hervorgebracht wird. Es ist — um auf unser erstes Beispiel zurückzukommen — genau so, als wenn man den Stein dafür verantwortlich machen wollte, daß der Hund getötet wurde. Nein, — die eigentlichen Ursachen von allem Elend und Unglück, das uns treffen kann, sind nur in uns selbst zu finden, denn sie sind nichts anderes, als die Wirkungen unserer eigenen Gedanken, Worte und Werke.

Es gibt verschiedene Arten von Karma:

1. Solches, welches in einem früheren Leben geschaffen wurde und das jetzt zum Austrag kommt. Dies erklärt die oft so unbegreiflichen Zufälle des Glücks sowohl, als auch des Unglücks, die uns oft ganz plötzlich, sozusagen wie ein Blitz aus heiterm Himmel treffen und keine andere vernünftige Erklärung zulassen, da wir die Ursachen dieser erschütternden Wirkungen nirgends zu entdecken vermögen.

2. Karma, das wir jetzt schaffen und das auch noch in diesem Leben zum Austrag kommt. Diese Art kann von jedem denkenden Menschen mit Leichtigkeit erkannt werden und liefert nicht nur den faktischen Beweis für die Existenz dieses Gesetzes, sondern ist auch zugleich das geeignetste Mittel zur Erweiterung unserer Erfahrungen und zur Veredlung unseres Charakters.

3. Karma, das wir zwar jetzt schaffen, das aber nicht in diesem Leben, sondern erst in einem zukünftigen auf uns



zurückfällt. Die Ursachen für ein solch verzögertes Karma sind mannigfaltiger Art und schwierig aufzufinden. Sie mögen in der Kürze des jetzigen Lebens gesucht werden, oder in der Gegenwirkung anderer karmischer Ursachen, nach dem Gesetz, daß zwei entgegenstehende Kräfte sich zu neutralisieren streben und daß die eine derselben stark genug sein kann, um die Wirkung der anderen zeitweise zu verhindern. Möglicherweise erfordert diese Art von Karma einen anderen Körper, eine andere Intelligenz und andere Lebensverhältnisse und darum kann es erst dann wirken, wenn die jetzigen Hindernisse verschwunden sind — also in einer neuen Inkarnation.

Das Erkennen dieser Art von Karma ist darum sehr wichtig für uns, weil es Aufklärung gibt über die so oft zu bemerkende anscheinend große Ungerechtigkeit, die gestattet, daß ein als Bösewicht bekannter Mensch in aller Ruhe die Früchte seiner Schlechtigkeit genießen kann, ohne hier bestraft zu werden. Wer das Gesetz von Karma kennt, wird deshalb nicht beunruhigt werden und weder eine ewige Hölle, noch auch ein Fegefeuer für notwendig halten, denn er wird wissen, daß jede Ursache eine Wirkung hervorrufen muß und daß keine Macht der Welt imstande ist, die letztere davon abzuhalten, in die Erscheinung zu treten, sobald die richtige Zeit dazu gekommen ist; vor allem aber wird er nie vergessen, daß jede von uns ausgehende Wirkung wieder auf uns zurückfallen muß.

Je höher ein Mensch in seiner geistigen Entwicklung vorwärts schreitet, um so bedeutungsvoller muß sein Karma für ihn werden. Das Karma eines Kindes z. B. ist unbedeutend im Vergleich zu dem eines Erwachsenen, und wenn der letztere ein geistig hoch entwickelter Mensch ist, der seine Gedanken und Taten mit vollem Bewußtsein wirken läßt, so muß sein Karma viel schwerwiegender sein, als das eines Menschen, der ohne viel Überlegung handelt.

Eine sehr unrichtige Auffassung von Karma wäre die, ohne Mitleid und Anteilnahme, dem Elend anderer Menschen



zuzusehen, oder einem ins Unglück geratenen Mitgeschöpf darum nicht zu helfen, weil wir sagen, daß es sein eigenes Karma ist, durch welches er leidet. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet," sagt ein großer Meister und wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns selbst ein böses Karma schaffen, wenn wir andern nicht immer und überall helfen, wo es in unserer Macht steht. Wer bürgt uns dafür, daß wir nicht auch einmal in unglückliche Verhältnisse kommen können? und wo bleibt dann das gute Karma, das uns dann einen Menschen zuführt, der uns hilft, wenn wir nicht schon in einem früheren Leben dafür gesorgt haben? Dies ist zwar ein egoistischer Standpunkt, denn man soll das Gute um des Guten willen tun; aber jeder Mensch fängt damit an, daß er das Gute tut, weil er weiß, daß es ihm nütze. Nach und nach wird er immer mehr durchdrungen von der Liebe zum Guten und endlich kann er nur noch Gutes tun. Aber bis dahin haben wir noch einen weiten und dornenvollen Weg zu wandeln und ich denke, es ist besser, einstweilen das Gute zu tun, selbst wenn es aus egoistischen Gründen wäre, als gar nichts oder gar Böses zu tun. Ich verehre jene großen Menschen, welche das Gute nicht mehr aus Egoismus tun und muß sagen, daß wir es ebenso machen müssen; aber ich halte diese Lehre jetzt noch für verfrüht und unpraktisch. Es gehört oft eine große Selbstüberwindung dazu, das zu tun, was recht und gut ist, ja es mag oft mit schweren seelischen Leiden verknüpft sein und darum ist der Mensch ganz berechtigt zu der Frage: „Warum soll ich es tun?" Die Antwort wird sein: „Weil derjenige, welcher Gutes tut, gute Wirkungen schafft, die im Verlaufe der Zeit wieder auf ihn zurückfallen müssen." Dies ist eine praktische Lehre, deren Richtigkeit von jedem geprüft werden kann, der im Stande ist, das Gesetz von Ursache und Wirkung zu erkennen, und sie wird ganz entschieden die erste Anregung zu einem tugendhaften Lebenswandel geben.

Wer aber das Böse mit Gutem vergilt, der ist kein gewöhnlicher Mensch mehr, denn er verwandelt das böse Karma in Gutes und hilft damit der Gottheit, die ewig be-



strebt ist, das durch unsere Leidenschaften gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. In einem solchen Menschen siegt die göttliche Natur über die tierische und er ist auf dem richtigen Wege, selbst ein Gott zu werden.



Goethe über Anbetung.

„Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm (Christus) anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe! ‚Den Geist dämpfet nicht!' sagt der Apostel."

(Mit Eckermann, 11. März 1832.)





Hat Jesus gelebt?! — Der erste Vortrag von Professor Drews', der die Existenz eines historischen Christus stark bezweifelt, hat wie ein Sturmwind auf dem Meere gewirkt. Die Wellen gehen in Berlin noch heute gewaltig hoch. Vortrag auf Vortrag folgte seither. Zuerst die große Versammlung der orthodoxen Kirche im Zirkus Busch; ein Appell auf das Gefühlleben der Gläubigen. Diese hat aber sicherlich dem Christentum geschadet; denn bewiesen wurde nur, daß Tausende an ein lebendes Ideal in ihrem Herzen glauben, eine anerkennenswerte Tatsache, die aber nichts mit historischer Wahrheit zu tun hat. Außerdem wurde da Politik mit Christentum vermengt. Seit der Zeit, wo das Christentum zu Konstantins Zeiten ein politischer Faktor wurde, wurde es immer mehr degradiert. Das Christentum muß ganz aufhören, politischer Faktor zu sein, wenn sein Geist wieder erwachen soll — Christentum soll nicht mit der Loyalität des Staatsbürgers in einen Topf geworfen werden. Von diesem Fehler der Kirche ziehen ihre Gegner den größten Vorteil. Als Beweis, daß Jesus lebt, sollte der Umstand gelten, daß der Bund der Landwirte auf christlicher, positiver Basis stehe. Ist das ein Beweis für den historischen Christus??!

Sehr beachtenswert war der diesbezügliche Vortrag Dr. Bruno Willes. Er nannte den historischen Glauben einen toten Glauben und seine Anhänger Leute, die den „Lebenden (Christus) bei den Toten suchen". Er beleuchtete kritisch die zwei Historiker, welche Christus erwähnen, und zeigte, daß historische Glaubwürdigkeit ihnen durchaus abzusprechen sei. Die Evangelien aber widersprächen sich ganz und gar in bezug auf Ortsnamen, Geschlechtsregister und Daten. Also nirgends eine verläßliche Basis für den evangelisch-historischen Christus. Daß ein Mensch irgend einmal die Christiworte oder ähnliche gesprochen hat, wäre anzunehmen, wie es auch ein Charaktervorbild für Wilhelm Tell gegeben haben mag, — aber deshalb wissen wir doch nichts Bestimmtes über beide. Dr. Wille führte die Christusgestalt auf einen mythologischen Ursprung, auf den Sonnenmythos zurück. Bacchus, Adonis, der germanische Baldur und ihr Kultus sind identisch mit Christus. Die Biographie Buddhas ist ein Pendant zu Christus. Das Kreuz und das Opfer des Logos findet Wille in den Veden lange vor der christlichen Zeitrechnung. Die Christusverehrung also war vorhanden lange vor der christlichen Kirche. Die Quintessenz des Vortrages aber war, daß wir das Gute, Edle in uns,

die Selbstlosigkeit, als den einzigen lebendigen Christus verehren sollen. Leider leiteten die nachfolgenden Diskussionsredner, zwei Pastoren, nur Wasser auf die Mühle der Atheisten und Materialisten. Man kann doch Gegner nicht damit entkräften, wenn man anführt, daß die Bibel in 400 lebenden und toten Sprachen übersetzt ist und dies als Beweis für die Schwungkraft des Christentums hinstellt, oder wenn man den unglaublichen Schnitzer begeht, zu behaupten, der Mohammedanismus wäre durch Furcht und Schwert verbreitet worden, das Christentum aber nur dank der innewohnenden Idee. Natürlich hätte ein jedes Schulkind als Antwort darauf die Inquisition, die Kreuzzüge, die gewaltsame Taufe der Sachsen durch Karl den Großen etc. etc. anführen können. Wenn die Kirche nicht den mystischen Christus ergreift und den historischen fallen läßt, dann scheint ihr Untergang nicht ferne zu sein. Hoffen wir, daß der internationale Kongreß für freies Christentum nach dieser Richtung hin Positives leisten wird und die widerstreitenden Kämpfer auf eine gemeinsame Basis führen wird. Der Kongreß soll im August in Berlin stattfinden. Im Komitee ist Pastor Fischer, der bekannte Pionier liberalen Christentums, tätig. Eine zahlreiche Beteiligung englischer Geistlicher und besonders von Geistlichen der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas ist gesichert. Der Kongreß verspricht eine wahre Kulturtat zu werden; denn es sollen auch Anhänger nichtchristlicher Bekenntnisse zum Worte kommen, um über das Gemeinsame in allen Religionen zu sprechen. Solche Früchte zeitigt bereits die theosophische Bewegung. Wir begrüßen daher diesen Kongreß mit herzlicher Freude und wünschen ihm das beste Gelingen. U.

Der Nordpol als Wiege der Menschheit. – Unter diesem Titel wird uns ein Feuilleton-Ausschnitt übersandt, dem wir folgendes entnehmen.

Die zahllosen, von Zeit zu Zeit sich erneuernden Vermutungen über die Heimat der ersten Menschen auf der Erde, unter denen z. B. die Umgegend von Jerusalem, das Somaliland in Afrika, die Scilly-Inseln und das linke Rheinufer genannt worden sind, sind jetzt um eine neue Annahme vermehrt worden, die zum mindesten den Anspruch auf Beachtung erheben kann. Ein englischer Gelehrter, Mr. William Warren, hat 24 Jahre hartnäckiger Arbeit darangesetzt, um mit Hilfe von Forschungen, die ihm die verschiedensten Wissenschaften, die Geologie, Anthropologie, Paläontologie, Biologie und Sprachwissenschaft liefern sollten, den Nordpol als Wiege der Menschheit zu erweisen. Die Erwägungen, von denen Warren bei der Verfolgung seines Gedankens geleitet wurde, haben wohl eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich. Um den Pol herum müssen sich naturgemäß die ersten Wirkungen der Abkühlung der Erdrinde bemerkbar gemacht haben; es gab eine Periode in der Geschichte unseres Erdballs, in der die Polarzone so günstige biologische Bedingungen für die Entwicklung der Flora und Fauna darbot, wie nur heute irgendeine Gegend der Erdoberfläche. In der Behauptung dieser Tatsachen und ihrer Ausdeutung für die Entstehung des Menschengeschlechtes hat Warren schon Vorgänger gehabt, und da die gleichen Er-



scheinungen auf dem Südpol ebensogut wie auf dem Nordpol sich einstellen konnten, so hatte schon 1844 ein schwedischer Schriftsteller, der Graf Björnstjerna, in seinem Werk über die „Theogonie der Hindus" ausgesprochen, daß es nicht unmöglich wäre, daß der Mensch an beiden Polen zu gleicher Zeit aufgetreten sei. Um diese Hypothese zu vervollständigen, nahm er zugleich an, daß die weiße Rasse vom Nordpol und die schwarze Rasse vom Südpol gekommen wäre. Diese Lehre ist aber nach Warren in keiner Weise mit den jüngsten Entdeckungen der Geologie in Einklang zu bringen. Ein genaues Studium der Pflanzen- und Tierwelt während der ersten geologischen Zeitalter des Erdballs erlaubt keine andere Annahme, als daß die Pflanzen und Tiere sich über die Erdoberfläche von einem einzigen Mittelpunkt aus fortgepflanzt haben, und daß dieser Punkt im Innern des Nordpolarkreises gelegen haben muß. Ein Hindugelehrter, Tilak, der lange Jahre auf das Studium des Sanskrit und der heiligen Bücher der Brahmareligion verwandt hat, glaubt in den ältesten vedischen Hymnen Anzeichen dafür gefunden zu haben, daß sie in dem „Lande der Mitternachtssonne" entstanden sind.

Ein neues Mordwerkzeug. – Unter diesem Titel lesen wir in der „Z. a. M." folgendes:

„Der englischen Regierung ist ein neues Mordwerkzeug angeboten worden. Der Erfinder äußerte sich dem Berichterstatter einer Zeitung gegenüber dahin, daß es damit möglich sei, vermittels eines kleinen Apparates ein ganzes Heer auf stundenweite Entfernung zu vernichten, ohne daß man auch nur wissen könne, woher die mörderische Kraft komme. Es handle sich um eine Art elektrischer Strahlen, die eine unheilbare und tödliche Zerstörung des Nervensystems herbeiführten. Auf diese Weise sei ein Pferd auf die Entfernung von 4 englischen Meilen (fast 7 Kilometern) getötet worden; es hätte aber auch auf die dreifache Entfernung geschehen können. Diese Mitteilungen klingen etwas sehr wunderbar. Bei dem Stande unserer Technik darf man sie aber nicht von vornherein als völlig unglaubhaft ansehen. Sollten sie sich bewahrheiten, so würde damit der Regierung, die diese furchtbare Kriegsmaschine erwürbe, eine unvergleichliche Überlegenheit über alle anderen Staaten verliehen. Ob das freilich, wo die radikalen „Daily News" hoffen, das Ende des Krieges oder nicht vielmehr die Konstruktion gleichartiger Mittel zur Ab- und Gegenwehr seitens der übrigen Staaten zur Folge haben würde, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Jedenfalls sind bisher alle Hoffnungen, durch ungeheuerliche Steigerung der Zerstörungsmittel den Krieg technisch unmöglich zu machen, zunichte geworden. Das Ziel wird jedenfalls erst dann erreicht werden, wenn die Völker klug genug geworden sind, sich nicht mehr zugunsten einer Anzahl feiger Müßiggänger die Köpfe einzuschlagen."







Die Zerstörung der Persönlichkeit. Von Maxim Gorki. Einzig autorisierte Übersetzung von Dr. Adolf Hess. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch. 1910.

Das kleine Büchlein ist der Mahnruf eines Mannes, der sein Volk liebt. Nach des Verfassers eignen Worten wurde es zunächst für Schriftsteller geschrieben. Es wendet sich zuerst an die Schriftsteller seines Landes, dann aber an die Schriftsteller überhaupt; denn das, was uns Gorki von Rußland sagt, trifft mehr oder weniger auch für andere Länder zu. Möchten sie alle seine Worte beherzigen und versuchen, mehr Dichter zu sein, denn Bücherfabrikanten. Aber auch das Publikum sollte das Werkchen lesen. Der Verfasser schildert zuerst die Entstehung der Persönlichkeit, des Ichbegriffes aus der Volkseinheit, die Loslösung von dieser Einheit und dann die schließliche Trennung von ihr. Wertvoller, weit weniger spekulativ, erscheint mir der folgende Teil des Werkchens, in dem er die Zerstörung der Persönlichkeit beschreibt. Hauptsächlich schildert er den Untergang der Persönlichkeit des russischen Schriftstellers. Die Hauptschuld trägt daran das Bürgertum. Es „ist der Fluch der Welt; es frißt das Individuum von innen an, wie der Wurm die Frucht aushöhlt; das Bürgertum ist eine Distel; in ihrem bösen, ununterbrochenen Rauschen geht der Ton der mächtigen Glocken der Schönheit und kühnen Wahrheit des Lebens unter. Es ist ein Moor, das das Genie, die Liebe, Poesie, Gedanken, Wissenschaft, Kunst in seine schlammigen Tiefen zieht. Das Bürgertum ist die schmutzige Rache der toten Materie gegen den lebendigen schöpferischen Geist des Menschen". — —

Außer in sozialpolitischer Hinsicht ist das Werkchen auch noch von Bedeutung, weil es uns eine Kritik der russischen Literatur beschert. So weit ich mit derselben bekannt bin, kann ich Maxim Gorki das Zeugnis ausstellen, daß er ehrlich versucht, unparteiisch zu sein. Weitere Kreise dürfte sein Urteil interessieren. Es ist ein Büchlein, das es verdient, gelesen zu werden, und für das wir neben dem Verfasser auch dem Übersetzer und dem Verlage Dank schulden. F. S.

Lange Latte und Genossen. Roman von Rudyard Kipling. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Es ist ein Buch voll Sonnenschein, voll Jugendlust und Jugendlachen, das uns beschert wird. Kipling soll hier Ereignisse seiner eigenen Schulzeit wiedergeben, aber er hat auch etwas von den sozialen Ideen seiner



gereiften Mannesjahre hineingetan. So gewinnt das Buch auch einen tieferen Wert. Und über dem allen die Naturschönheit Indiens, die wie ein Traumbild zu uns dringt: „Von unten her tönte das Brausen der See herauf, und in den Bäumen weiter oben auf dem Lande spielte der leichte Sommerwind."

B. Z.

Pabbajja, der Gang in die Heimatlosigkeit. Von Sumano, Mönch in Ceylon. Verlag W. Markgraf, Breslau.

Eine vortreffliche Darstellung des buddhistischen Asketentums an Hand der „Reden Buddhas". Wie das Flüstern eines Sterbenden dringen die Worte zu uns; es wird zusammengestellt, was Buddha über die Entsagung und die Früchte der Entsagung gesprochen haben soll. B. Z.

Leitfaden der Geheimwissenschaft. Von Hugo Schoeppel. Verlag Paalzow, Halle.

Die psychische Seite der Geheimwissenschaft hat ihren Reiz auf die Menschen noch nicht verloren. So gibt denn auch dieses Werk eine recht lesbare Übersicht der verschiedenen hierher gehörigen Wissenschaften. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Suggestion, Hypnotismus, Magnetismus, Telepathie, Träume, Spiritismus, Astrologie, Chiromantie, Graphologie, Phrenologie, Nekromantie etc. B. Z.

Die Wahrheit über Helen Keller. Von Dr. Jul. Gensel. Verlag Robert Lutz, Stuttgart.

Jeder, der sich für den Fall der taubstummen und blinden Helen Keller interessiert, sollte auch das vorliegende Schriftchen lesen; denn es bietet ein ganz umfassendes Beweismaterial über dieses außerordentliche Naturphänomen. Für den Theosophen ist die Erscheinung Helen Kellers besonders lehrreich, weil sie darauf hinzuweisen scheint, daß alle menschlichen Sinne aus einem gemeinsamen Ursinn stammen, und weil sie auch das Vorhandensein von Sinnen zu beweisen scheint, die feiner sind als unsere bisherigen. So sagte sie z. B. einmal, wie in dem Buche erzählt wird, es werde ein Gewitter geben, und erst nach weniger Zeit ließ eine heraufziehende Wolke die Wahrheit ihrer Behauptung erkennen. G.





Alle Zweige und Mitglieder werden gebeten, zur Kenntnis zu nehmen, daß die diesjährige

Konvention der „Theosophischen Gesellschaft"

am Sonnabend, den 30. April in Cincinnati U. S. A. abgehalten wird, und zwar vormittags 10½ Uhr im Grand Hotel. Betreffend die Wahl der Delegierten sei auf die Notiz in voriger Nummer verwiesen. Etwaige Begrüßungen wolle man rechtzeitig an den Sekretär der „T. S." senden.

Die XV. Konvention der „T. G. D."

wird gemäß Beschluß des Exekutiv-Komitees am 21. und 22. Mai in Berlin abgehalten werden. Die Mitglieder werden rechtzeitig durch ihre Zweig-Vorsitzenden besondere Einladungen mit der Tagesordnung erhalten. Diese Konvention bildet den Abschluß eines bestimmten Zyklus und den Anfang einer neuen Epoche für das Leben der „T. S." hier in Deutschland, und ist es deshalb wünschenswert, daß die Teilnahme an derselben eine besonders rege und große sein wird.

Paul Raatz, Sekretär der T. G. D.

Zweig Berlin. — Im Quartal Januar-März hatten wir sieben öffentliche Vorträge, sechs Studienabende und drei Mitgliederabende. Den Studienabenden lag als Lektüre das Werk „Populäre Geheimwissenschaft" von Claude Falls Wright zugrunde, welches ausgelesen wurde.

Am 8. März fand eine Generalversammlung statt. Anwesend waren 35 Mitglieder, welche 22 Stimmen vertraten, so daß insgesamt 57 Stimmen vorhanden waren. Die Berichte der Beamten wurden verlesen und Decharge erteilt. Unser Zweig zählt gegenwärtig 95 Mitglieder, von denen der größte Teil aktives Interesse zeigt. Trotzdem sind unsere Kassenverhältnisse nicht sehr günstig, und die dem „Theosophischen Leben" bewilligte Subvention von M. 100.— muß daher in zwei Raten beglichen werden. Der Plan, unser Heim zu verlegen, ist nicht ausgeführt worden, wir behalten die Räume Wilhelmstraße 120 auch ferner bei. — Folgende Beamte wurden gewählt: Paul Raatz, I. Vorsitzender, Sandor Weiß, II. Vorsitzender, E. Wiederhold, I. Schriftführer, W. Schröder, II. Schriftführer, O. Stoll, Kassierer, P. Borchardt und E. Clausius, Kassenprüfer, Dora Raatz, Bibliothekar, L. Corvinus, M. Schikora, F. Schikora, Assistenten. Wie im vergangenen Jahre bildet sich auch diesmal ein Komitee zum Zwecke, den Anschluß der Mitglieder



untereinander zu fördern, gemeinsame Unternehmungen gesellschaftlicher Natur vorzubereiten und eine Korrespondenz unter den Zweigmitgliedern zu fördern, bezw. ins Leben zu rufen. Sekretär dieses Komitees ist Herr F. Schikora.

Es fand dann die Wahl der Delegierten für die Konvention in Amerika statt. Hierbei vereinigten sich alle Stimmen auf Grund eines Vorschlages von Herrn Raatz auf Mr. Charles Johnston.

E. Wiederhold, Schriftführer.

Zweig Suhl. – Während der Sommermonate ließen wir auf allgemeinen Wunsch eine Ruhepause eintreten und am 1. September traten wir dann wieder zu öffentlicher Tätigkeit zusammen. Freund Kolb sprach eingangs des Abends über den Zweck der Ruhepause und den Einfluß der älteren Brudergesellschaften auf unsere Gesellschaft. Dann kamen noch zwei Briefe von Jasper Niemand zur Verlesung.

An den übrigen Abenden wurden Artikel aus Theosophischem Leben, Isis entschleiert und Schlüssel zur Theosophie vorgelesen. Eine rege und gesunde Arbeit machte sich an allen Abenden bemerkbar.

Seit fast zwei Jahren hatten wir keinen Studienabend mehr gehabt, da die Beteiligung zu gering war und die öffentlichen Abende wohl mehr Studienabende waren. Jetzt wurde mit einemmal der Wunsch von allen Seiten geäußert, es möge doch wieder ein Abend zum Studium abgehalten werden. Da nun ein solcher Abend zum allgemeinen Bedürfnis geworden ist, haben wir beschlossen, jeden Sonntag Abend ½9 Uhr im Gesellschaftszimmer, Schmückestr. 50, zusammenzukommen. Zum Studium wurde „Ein Umriß der Geheimlehre" und „Östliche und westliche Physik" vorgeschlagen, was allseitig freudig begrüßt und angenommen wurde. Und so sehen wir frohen Mutes in die Zukunft.

Quittungen.

Es gingen seit dem 15. Februar folgende Beiträge ein: von Zweig Nordberlin 18 Beiträge = 36 M., von Zweig Flensburg 17 Beiträge = 34 M.

Für Theosophical Quarterly: Zweig Nordberlin mit M. B. in voriger Nummer 26 M., Herr Schlieph. 3 M., Herr Kempt, Straßburg, 5 M., Zweig Dresden 25 M., Zweig Westberlin 8 M., Zweig Neusalz 4 M., Zweig Suhl 80 M., Zweig München 50 M., Zweig Berlin 73 M.

Für diese hochherzigen Gaben im Namen des Quarterly herzlichen Dank. Der Schatzmeister Ernst John.





Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 2. | Mai 1910. | Jahrg. XIII.

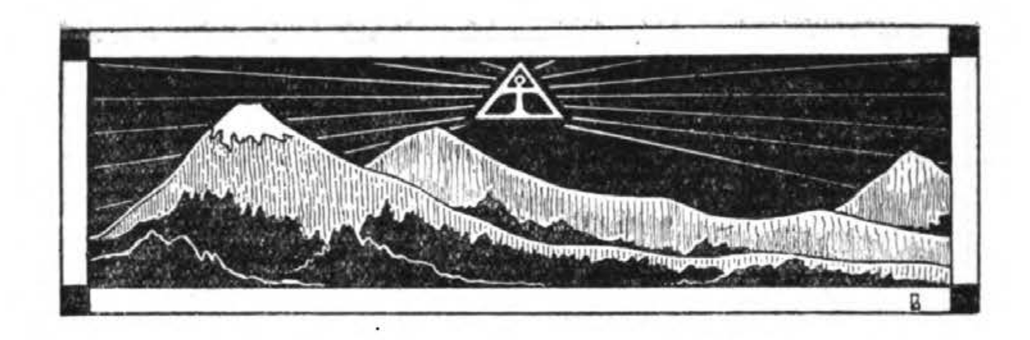
Blavatsky über Buddhismus.

Buddhismus (natürlich nicht der Götzendienst) ist die reinste und höchste Religion Asiens. In Ceylon, Burmah und Siam ist Monogamie die Regel; zwei Frauen zu haben wird als sehr unmoralisch angesehen und streng bestraft. Vielleicht haben die Samojeden, Tungusen und andere Nomaden gelernt, Vodka zu trinken; aber nirgends in Südindien oder Ceylon — glaube mir — könntest du einen Priester finden, welcher trinkt oder unmoralisch ist.

Sei nicht ungerecht, Nadejinka, sondern gedenke der großen Regel der buddhistischen Religion, — einer Regel, die trotz der verkörperten Güte, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Christi und seiner Lehren unter den Christen und ihrem Klerus noch keine Verbreitung gefunden. Dies sind die Worte, die Gautama Buddha vor seinen letzten Worten sprach: „Haltet fest an eurem Glauben, ehrt ihn über alles, aber achtet auch den Glauben anderer Leute." Und seine letzten Worte waren: „Jede Form ist begrenzt und der Vernichtung unterworfen. Der Geist des Menschen allein ist unsterblich, ohne Anfang und ohne Ende."

H. P. Blavatsky starb am 8. Mai 1891. Die obigen Worte sind einem Briefe an ihre Schwester entnommen. (Die Red.)





Wiederverkörperung und Wiedergeburt.

Von Julius Eggers.

In der theosophischen Literatur, namentlich in den Übersetzungen, finden wir häufig die beiden Ausdrücke Wiederverkörperung und Wiedergeburt nicht klar auseinander gehalten. Wiedergeburt ist oft gebraucht für Wiederverkörperung, obgleich beides doch sehr verschiedene Prozesse der Natur sind. Wir wollen näher auf die Begriffe eingehen, um uns das Wesen derselben klar zu machen.

Was ist Wiederverkörperung?

Wiederverkörperung ist ein deutsches Wort von dem uns geläufigen „Reïnkarnation". Dieses Wort müßte, wörtlich übersetzt, heißen: Wiederfleischwerdung, sich mit Fleisch umkleiden. Und dies ist der Prozeß, den die menschliche Seele durchzumachen hat, wenn sie nach den verschiedenen Phasen und Zuständen nach dem Tode in dem Bereich des Unsichtbaren, Subjektiven sich wieder zurück auf die objektive, sichtbare Welt begibt, um hier als ein kleines Kind von menschlichen Eltern geboren zu werden. – Indem ich das sage, habe ich schon ausgesprochen, was sich reïnkarniert, was wieder mit Fleisch umkleidet wird: es ist die menschliche Seele, der wirkliche, unvergängliche Mensch. Nicht das, was gemeinhin hier Mensch genannt wird. Nicht auf Erden umherwandelnde fleischliche Form, nicht die Persönlichkeit, nein, die Seele, der wahre Mensch, reïnkarniert sich. – An der Hand der sieben Prinzipien kann man es sich noch klarer machen, welcher von

den Bestandteilen, die den vollkommenen Menschen ausmachen, die Seele ist, und wir werden später Gelegenheit dazu haben. — Fast ein jeder Mensch, der zum erstenmal die Lehre der Wiederverkörperung vernimmt und der da zögert, dieselbe anzunehmen, sagt: „Ich kann nicht glauben, daß ich noch einmal auf diese Erde zurückkommen muß, um ähnliche Erfahrungen wie bisher durchzumachen, ich möchte auch garnicht zurückkommen." Wer so spricht, redet nur vom niedrigsten Standpunkte des Menschen aus, nämlich als Persönlichkeit, als der Herr Schmidt oder Frau Müller etc., er identifiziert sich mit seinem Körper und dieser freilich stirbt und wird in dieser Zusammensetzung nicht wiedergeboren. — Aber der Mensch ist ja nicht sein Körper, sondern vielmehr Seele, unsterbliche, ewige Seele. Wenn die Menschheit doch erst so weit vorgeschritten sein würde, um dies anzuerkennen. Nur die Seele des Menschen bleibt nach dem Tode bestehen, um, nachdem sie sich von der Tätigkeit während des Erdenlebens genügend ausgeruht hat, wieder zurückzukehren, um neue Erfahrungen zu machen, neues Wissen, neue Kenntnisse zu sammeln. — Wir sehen also, die Lehre der Wiederverkörperung kann nur mit solchen Personen diskutiert werden und nur solche können die Lehre annehmen, welche erstens an die Existenz der menschlichen Seele und zweitens an die Unsterblichkeit derselben glauben. Dies ist eine Grundbedingung. — Ich glaube, es gibt nur eine Art von Menschen, welche dies nicht ohne weiteres annehmen können, und das sind diejenigen Materialisten, welche nur das anerkennen wollen, was sie mit den physischen Sinnen wahrnehmen, welche von Kraft und Stoff philosophieren, aber die Intelligenz, welche dem Stoff und der Kraft zugrunde liegt, verleugnen.

Zur Besprechung der Lehre von der Wiederverkörperung gehört eigentlich auch die Vorstellung von dem Prozeß der Wiederverkörperung, d. h. von den Zuständen, welche die Seele nach dem Tode und vor der Geburt auf dieser Erde durchmachen muß. — Zum Verständnis dieses Vorganges müssen wir eine andere sehr wichtige Lehre der Theosophie hinzuziehen, die der sieben Prinzipien des Menschen. Dieselben



werden genannt, von dem höchsten Prinzip angefangen: 1. Atma oder Geist, 2. Buddhi oder Geist-Seele, 3. Manas oder Menschen-Seele, 4. Kama oder Tier-Seele, 5. Linga-Scharira oder Astralkörper, 6. Prana oder Lebenskraft und endlich 7. Sthula oder physischer Körper.

Wir können nicht anders, als diese Prinzipien der Reihenfolge nach angeben, aber um Irrtümer zu vermeiden, muß ausdrücklich gesagt werden, daß diese sieben Prinzipien nicht räumlich voneinander getrennt sind, auch sind sie nicht etwa an bestimmte Stellen des Körpers gebunden, sondern sie durchdringen sich gegenseitig. Es gibt kein Wesen, organisches oder unorganisches, es gibt keine Stelle im Raum, wo nicht alle diese Prinzipien vorhanden wären, es gibt keine Zelle, kein Atom unseres Körpers, das nicht durchdrungen wäre von allen sieben Prinzipien, aber freilich sind nicht in allen Wesen und Dingen alle die Prinzipien aktiv, sondern viele sind latent, sie treten nicht in die Erscheinung. — Also die Prinzipien sind nicht voneinander getrennt, aber wenn man sie philosophisch besprechen will, so kann man nicht anders, als sie nacheinander zu betrachten. Ich bitte Sie also, immer die Einheit im Auge zu behalten und die Prinzipien als verschiedene Aspekte der Anschauungsweisen dieser Einheit, der Gottheit, anzusehen, als verschiedene Stufen des Bewußtseins.

Solange der Mensch lebt, ist er von allen sieben Prinzipien durchdrungen, er hat die Möglichkeit, Bewußtsein von ihnen allen zu erlangen, indem er bestrebt ist, in dem einen oder anderen zu leben. Nach dem Tode aber ist dem Menschen diese Möglichkeit genommen, denn er hat durch den Verlust des physischen Körpers eines der Prinzipien aufgegeben und vermag nicht mehr darüber zu herrschen.

Die sieben Prinzipien müssen eingeteilt werden in zwei Hauptgruppen: in eine unvergängliche und in eine vergängliche und veränderliche Gruppe. Erstere besteht aus den drei Prinzipien Atma, Buddhi, Manas oder Geist, göttliche Seele und menschliche Seele. — Die dem Wechsel unterworfene Gruppe besteht aus dem Leidenschaftsprinzip, der Lebenskraft, dem Astralkörper und dem physischen Körper. — — Während



des Lebens müssen wir uns vorstellen, als ob die unsterbliche Dreiheit sich mit den veränderlichen Prinzipien umgäbe, sie als Gefäße oder als Werkzeuge benutze, durch oder mit welchen sie arbeiten kann. – Nach dem Tode jedoch findet eine Trennung des Unvergänglichen vom Vergänglichen statt, und zwar geschieht diese Loslösung stufenweise. Die erste Trennung tritt ein durch Verlust des physischen Körpers, und damit hört das Empfinden, das Bewußtsein des Physischen, auf. (Ich bitte stets zu beachten, daß ich mit Trennung nie eine räumliche oder örtliche meine, sondern nur eine Trennung des Bewußtseins.) Das Bewußtsein (Atma, Buddhi, Manas) zieht sich in das nächstliegende Gefäß oder Werkzeug, den Astralkörper, zurück, und es erwacht dadurch das Astralempfinden. Der Astralkörper erleidet aber bald dasselbe Schicksal wie der physische Körper, er löst sich auf und das menschliche Bewußtsein zieht sich in den Körper des Leidenschaftsprinzips zurück. Hier müssen alle Gedanken und Empfindungen der Leidenschaften und Begierden an dem Geiste der Seele vorbeiziehen, und zwar entweder im Fluge oder während langer Perioden, je nachdem der Mensch auf Erden lasterhaft oder gut und ideal strebend gelebt hat. – Nachdem auch dieses Vehikel des Bewußtseins sich aufgelöst hat, gelangt die Seele in ein nächsthöheres Vehikel, in den Gedankenkörper. Hier findet die Scheidung aller irdischen, vergänglichen Gedanken und Ideen von den geistigen, idealen, selbstlosen statt. Die ersteren, also die irdischen Gedanken vergehen endlich auch, und es verfällt die Seele in einen Zustand der Glückseligkeit, in welchem ihr nur das Gute, Edle und Ideale zum Bewußtsein kommt, wonach sie sich hier auf Erden gesehnt hat.

Es ist sehr schwer, diesen Zustand zu beschreiben, und doch können wir alle einen Vorgeschmack von ihm gewinnen, denn wir alle haben gewiß schon mehr oder weniger ihn hier in diesem Leben gekostet, ich meine, es ist das glückselige Empfinden, das in uns erwacht, wenn wir eine gute Tat ausgeführt haben, das glückliche Gefühl, wenn wir nach einem Kampf mit unserer niederen Natur als Sieger hervorgegangen sind. Solche Empfindungen wird die Seele in jenem hohen



Zustande haben (freilich in erhöhtem Maße), welchen die Theosophie mit Devachan bezeichnet; es ist der Himmel der Christen. Aber auch die vorher erwähnten Zustände in dem Leidenschaftskörper etc., welche die Kirche mit Hölle oder Fegefeuer bezeichnet, erleben wir schon hier auf Erden und zwar in solchen Momenten, wo wir die Ausübung einer guten Handlung vorübergehen ließen oder wenn im Kampfe mit unserer niederen Natur die Leidenschaft oder Begierde gesiegt hat. Wir alle kennen wohl das peinigende Gefühl, was nach einem solchen Unterliegen zurückbleibt und das uns oft tage-, ja wochenlang verfolgt, bevor wieder die innere Harmonie hergestellt ist.

In diesem Zustande des seligen Empfindens in Devachan verweilt die Seele lange oder kurze Zeit, je nachdem der Mensch während des Lebens sich verhalten hat. Lange Zeit, wenn im Leben eine große Sehnsucht nach göttlicher Ruhe in uns vorherrschte. Kurze Zeit, wenn wir entweder vorwiegend selbstsüchtig, egoistisch gedacht und gelebt haben, oder wenn wir innerlich Verzicht leisten auf die göttliche Ruhe zu dem Zweck, uns wieder in die Arbeit für die Menschheit zu stürzen. — Doch! Ob kurz oder lang, einmal hört der Zustand von Devachan doch auf, die Seele passiert (bildlich gesprochen) denselben Weg durch dieselben Ebenen, von oben nach unten. Von Devachan kommt sie auf die Gedankenebene und schafft sich hier einen neuen Gedankenkörper; dann auf die Leidenschaffsebene, wo sich das Vehikel oder das Werkzeug der Leidenschaften bildet, d. h. alle Leidenschaften und Begierden, welche der Mensch während des vergangenen Lebens nicht besiegen konnte und die nach dem Tode nicht überwunden werden können, sondern nur ruhen, erwachen von neuem, belebt durch die Kraft der Seele, welche sich auf diese Ebene senkt, und sie bilden den so bezeichneten leidenschaftlichen Körper. — Dasselbe geschieht auf der Astralebene, hier bildet sich der Astralkörper; und nun drängen die Begierden auf der Astralebene so sehr und so lange auf die in der physischen Ebene lebenden Menschen, bis sich ein Elternpaar findet, das der Seele Gelegenheit gibt, sich auch einen physischen Körper



zu schaffen, wodurch sie ein Werkzeug hat, um sich auf der physischen Ebene zu manifestieren und zu betätigen. Dann also hat sich die Wiederverkörperung vollzogen. —

Dies war in groben Zügen der Prozeß der Wiederverkörperung. Wir konnten leicht verfolgen, daß nicht der persönliche Mensch, der Herr Meyer oder Schulz, sich wiederverkörpert, sondern das in dem Menschen lebende seelische Bewußtsein. Die Seele hatte ein abgetragenes Kleid abgelegt und ein neues Kleid angetan; sie ist von der Bühne des Lebens zurückgetreten, kehrt jedoch nach einiger Zeit auf dieselbe zurück, um in einem anderen Gewande die begonnene Rolle weiter zu spielen. — —

Bei diesen Ausführungen konnten wir sehen, daß jedes Prinzip im Menschen ein Vehikel, einen Körper hat, durch welchen es sich manifestiert und betätigt, und ferner, daß jedes Prinzip im Menschen einem Prinzip bezw. einer Ebene oder Sphäre im Universum entspricht. — —

Das über die sieben Prinzipien und über den Prozeß der Wiederverkörperung Gesagte bitte ich im Gemüt festzuhalten, wenn wir nun die Frage beantworten wollen:

Was ist geistige Wiedergeburt?

Die geistige Wiedergeburt ist ein ähnlicher Prozeß wie die Wiederverkörperung, nur mit dem Unterschied, daß letztere mit den Vorgängen nach dem Tode zusammenhängt, die Wiedergeburt aber stattfinden muß während des Lebens des einzelnen Menschen. — Wiedergeburt heißt das Geboren- oder Bewußtwerden auf der geistigen Ebene. Wir sahen, daß die Reïnkarnation ein Herabsteigen aus der geistigen Ebene von Devachan, ein Verlust des Bewußtseins derselben, ein Passieren der Gedankenebene, der Leidenschafts- und Astralebene und ein Erwachen auf der physischen Ebene ist. Bei der Wiedergeburt findet das Umgekehrte statt, ein Erwachen auf der geistigen Ebene, und man spricht daher auch von der geistigen Wiedergeburt.

Nach dem Tode des Menschen findet zwar auch ein



stufenweises Durchlaufen der verschiedenen Ebenen und ein Erwachen auf der geistigen Ebene von Devachan statt, aber der große Unterschied besteht darin, daß die Wiedergeburt ein Erwachen auf der geistigen Ebene ist, ohne jedoch die physische Ebene zu verlassen, d. h. im physischen Körper und im Zusammenhang lebend mit allen anderen Prinzipien. — Die Wiedergeburt ist ein Weg, den jeder lebende Mensch betreten kann, wenn er die Kraft in sich fühlt, allen Hindernissen und Schwierigkeiten, die sich ihm bieten werden, gewachsen zu sein. — Indem der Mensch einen physischen Körper besitzt, hat er eine Verbindung mit der ganzen physischen Welt, und da die treibende Macht dieser Welt das Leidenschafts- und Begierden-Prinzip ist, so hat er durch den Körper auch eine Verbindung mit den Leidenschaften und Wünschen der ganzen Welt. — Wenn nun ein Mensch den Entschluß faßt, den Weg zu betreten, der zur Wiedergeburt auf der geistigen Ebene führt, so hat das zur Folge, daß seine Leidenschaften, ja die Leidenschaften der ganzen Welt vor sein inneres Auge treten; er kann nicht die geistige Ebene betreten, ohne die Leidenschaftsebene zu passieren; er hat den Kampf mit dem Bösen des eigenen Herzens und der ganzen Welt zu führen. Siegt er, so ist Glück und geistige Freude sein Lohn, fällt er, so ist er ein Sklave der Leidenschaften und er empfindet Höllenqualen. Keinem, der den Weg zur geistigen Wiedergeburt betreten will, wird dieser Kampf erspart, ein jeder hat ihn aufzunehmen und jeder hat wohl schon diese abwechselnden Siege und Niederlagen empfunden. Aber ob wir auch auf dem Wege fallen oder nicht, wir sind nicht völlig besiegt, so lange wir noch kämpfen und die Flinte nicht ins Korn werfen. Indem der Mensch in seinem Entschluß fest bleibt, sein Bewußtsein vom Irdischen, Vergänglichen abzuwenden, schreitet er allmählich vorwärts, er passiert die Astralebene, Leidenschaftsebene, Gedankenebene, bis er, wenn die Zeit gekommen sein wird, sein Bewußtsein mit dem der Seele vereinigt hat und er sich selbst erkennt und seiner Unsterblichkeit bewußt wird. — Die theosophische Literatur spricht von einmal und zweimal Wiedergeborenen. Ein einmal Wiedergeborener wird



als ein „Adept“ bezeichnet, ein zweimal Wiedergeborener ist ein Buddha, ein Christus, ein Mahatma.

Das Sanskritwort für Wiedergeburt ist Yoga und bedeutet „Wiedervereinigung“. Ein Yogi ist daher jemand, der die Wiedervereinigung mit seinem Höheren Selbst gefunden hat oder wenigstens darnach trachtet.

Ich kann diese philosophische Betrachtung nicht schließen, ohne noch kurz vorher etwas über die praktische Seite dieses Themas zu sagen, indem ich die Frage beantworte:

Was muß getan werden, um die Vereinigung mit dem Höheren Selbst oder um geistige Wiedergeburt zu erlangen?

Vor allem ist die als Wahrheit tief empfundene Erkenntnis notwendig, daß dem ganzen Universum ein ewiges, ungeteiltes, alles umfassendes und alles durchdringendes Prinzip zugrunde liegt, daß das Wesen aller Dinge eine Einheit bildet. Diese Erkenntnis ist notwendig, denn sie bildet die Grundlage der zweiten Bedingung: der Ausübung der Tugend. – Ohne die Erkenntnis der göttlichen Einheit ist es sehr schwer, die Tugend in der rechten Weise auszuüben. Hierzu gehören die Überwindung von Zorn, Eifersucht, Neid, Ehrgeiz etc., ferner die Betätigung von Toleranz, Altruismus, Keuschheit, brüderlicher Liebe und anderes mehr. – Sicherlich die Ausübung der Tugend, so schwer sie ist, bildet eine Bedingung zum Betreten des Weges zum praktischen Okkultismus, zur geistigen Wiedergeburt, denn wer mit unreinem Herzen den Weg betritt, wird niemals das Ende des Pfades erreichen, die Laster werden wachsen, anstatt abzunehmen, und der Pilger wird hundertmal stärker zu kämpfen haben. Immer und immer wieder wird in den heiligen Büchern darauf hingewiesen; so heißt es in „Stimme der Stille“: „Die Leiter, auf welcher der Schüler emporsteigt, besteht aus Leiden und Schmerzen, und diese können nur durch die Kraft der Tugend überwunden werden.“ – „Wehe dem, der die Leiter mit unreinen Füßen zu beflecken wagt! Die Füße des Aufwärtsstrebenden werden an



ihrer Stelle haften und sein ferneres Fortschreiten zum Stillstand kommen." Ferner: „Suche den Weg, aber, o Schüler, laß dein Herz rein sein, ehe du dich auf die Reise begibst" etc. – Doch, so wichtig die Tugend auch ist, sie genügt noch nicht, um das Ziel zu erreichen, die Tugend gibt dem Menschen die guten Gelegenheiten, aber sie allein bringen uns nicht zur Wiedergeburt, sie befreien uns nicht von der Wiederverkörperung. Darum muß noch ein zweifaches hinzukommen, nämlich: Kraft und Unterscheidungsfähigkeit. Nur wer Kraft hat, vermag das Ziel stets vor Augen zu haben und im Kampfe nicht zu ermüden. Und nur wer Unterscheidungsfähigkeit besitzt, vermag die innerlich auftauchenden guten Gedankenbilder von den schlechten zu unterscheiden, nur der vermag das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. – Die Kraft äußert sich in dem unüberwindlichen Verlangen, in der starken Sehnsucht, auf der geistigen Ebene geboren zu werden und Selbsterkenntnis zu erlangen. Aber durch diese Kraft werden alle Kräfte der niederen Ebenen erweckt, und es bedarf der Unterscheidungsfähigkeit des Strebenden, um sie als Irrtümer zu erkennen und nicht etwa für Wahrheit zu halten. – Doch wenn wir bei allen diesen Anstrengungen an dem Ziel, an dem Bewußtsein der Einheit festhalten, so kann uns der endliche Sieg nicht verloren gehen, wir werden bemerken, wie die Bilder der Täuschung, die wir anfangs mit Gewalt unterdrücken wollten, vor der Macht dieses alles umfassenden Bewußtseins der göttlichen Einheit zurückweichen.

Unsere Unterscheidungskraft kommt von Buddhi, von unserer göttlichen Seele, und sie fließt von selbst in unser Herz, unser Gemüt ein, wenn wir unsern Willen dazu gebrauchen, alles das von uns fern zu halten, was nicht göttlich, nicht gut und wahr ist! Meister Eckehardt sagt: „Tue alles hinweg, was nicht Gott ist, und es bleibt nur Gott übrig," und: „Ziehe aus aus dem Kreatürlichen (Irdischen) und die Gottheit wird in dich einziehen!"

Laßt uns alle, die wir nach geistiger Wiedergeburt und Selbsterkenntnis trachten, unsere Unterscheidungskraft gebrauchen und das Wahre vom Falschen trennen und dann uns das,



was wir gewählt haben, der Gottheit zum Opfer bringen, jeden Gedanken, jedes Wort, jede Tat. Dann werden wir den sichersten Weg zur Selbsterkenntnis wandeln und geistig Wiedergeborene werden.



Aphorismen.

Es ist erfreulich, wenn Gleiches sich zu Gleichem gesellt; aber es ist göttlich, wenn ein großer Mensch die kleineren zu sich heraufzieht. — Ein freundlich Wort aus eines tapferen Mannes Herzen, ein Lächeln, worin die verzehrende Herrlichkeit des Geistes sich verbirgt, ist wenig und viel, wie ein zauberisch Losungswort, das Tod und Leben in seiner einfältigen Silbe verbirgt, ist wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in seinem kristallenen Tropfen.

Hölderlin.

Viele Wege gehn durch den Wald,
Wer nicht Bescheid weiß, verirrt sich bald;
Viele Wege durchs Leben gehn, —
Mußt immer den dir ausersehn,
Ob mancher auch dich locken möchte,
Von dem das Herz sagt: Der ist der rechte.

Trojan.



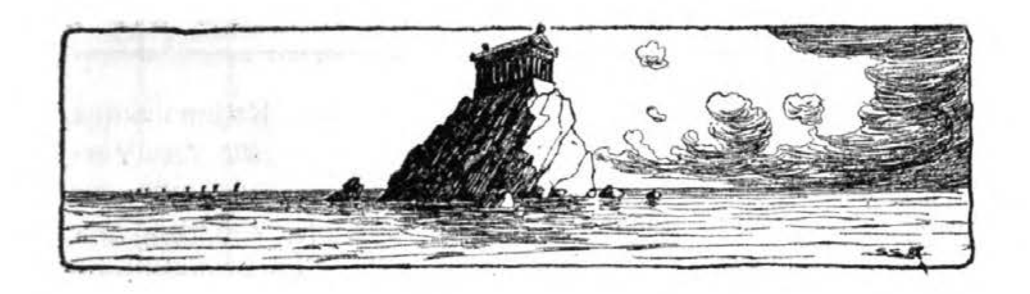


Dort, wo wir alle gleich sind.

Von Felix Schikora.

Dort, wo wir alle gleich sind, Freund, dort ist der Friede, ist das Glück.
Dort, wo das Ich, das Du, das Er verschwindet, dort ist die Seligkeit.
Dort, Freund, wo diese drei in eins zusammen fließen, dort herrscht die Liebe.
Dort, wo wir alle gleich sind, Freund, dort gibt es keinen Haß.
Dort, Freund, kennt man die Mißgunst nicht und nicht den Neid, kennt man die Rache nicht und nicht den Bruderzwist.
Dort, wo wir alle gleich sind, Freund, dort ist nur Liebe.
Nichts als Liebe.
Und die Liebe hebt uns und trägt uns, und in ihr, von ihr leben wir, ewig – ewig – – –





Gottmenschheit.

Von Lic. theol. Karl Paul Hasse.

> Heute schlägt ja auch in der Theologie die Stunde der Mystik wieder, ebensogut wie die einer rechtverstandenen Metaphysik wieder schlägt.
> (Schaeder, Schriftglaube und Heilsgewißheit.)

Gottmenschheit! Dieses Wort ist für viele ein Nonsens, ein hölzernes Eisen, nämlich für solche, die von einem falschen Gottes- und von einem falschen Menschheitsbegriff ausgehen. Als man in der Periode der Aufklärung dem abstraktesten Deïsmus huldigte, da hatte man jedes Verständnis für die Vereinigung von Göttlichem und Menschlichem verloren, und dem flachsten Rationalismus war auf religiösem Gebiet Tür und Tor geöffnet. Man war platt und trocken, aber man war konsequent. Unsere modernen Theologen von der historisch-kritischen Schule dagegen fühlen zwei Seelen in ihrer Brust. Einmal stoßen sie alles von sich, was sich nicht vor dem kalten logischen Verstande rechtfertigen läßt und dem überscharfen Messer einer klügelnden Kritik nicht stand hält. Somit bleibt ihnen von dem Stifter der christlichen Religion nur der Mensch Jesus übrig, den sie auf ein recht kläglich-alltägliches Niveau herabzuziehen sich über-

---

Wir bringen den obigen Aufsatz, um das Christusproblem auch von anderer Seite beleuchten zu lassen. Doch bemerken wir, daß die Ansichten des Verfassers nicht die unseren sind und daß wir besonders seinem Urteil über Professor Drews nicht beistimmen. Über unsere Ansichten siehe die Artikelfolge: „Aspekte des Christusproblems.“ (Die Red.)



bieten. Andererseits fühlen sie sich von dem Rationalismus der Aufklärung abgestoßen und suchen Ersatz für das Verlorene in einem eigentümlichen Surrogat. An die Stelle der Christusmystik tritt für sie ein Suchen nach Berührung mit Gott, ein „Erleben Gottes", wie das bis zum Ekel abgegriffene Schlagwort lautet.*) Dünne Limonade statt feurigen Weines! Immerhin aber ein erfreuliches Zeichen dafür, daß in den Herren trotz der kritischen Amtsmiene das Gemüt nicht erstorben ist.

Ein interessantes Schauspiel bot sich uns unlängst, als der neueste Christusmythiker Arthur Drews sich an die Vertreter der liberalen Theologie heranwagte. An sich ist sein Elaborat nur ein mit einem modernen wissenschaftlichen Mäntelchen aufgeputztes abgebrauchtes Kulissenrequisit, und es ist Professor Harnack hoch anzurechnen, daß er sich nicht dazu hergab, durch sein Erscheinen die Farce zu einem Drama aufzustelzen. Bei aller Anerkennung für den Ernst, mit welchem auch die übrigen freisinnigen Theologen den Drewsschen Popanz zurückweisen, kann man ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß gerade sie sowohl dem Karlsruher Astral-Mythologen, wie schon seinem Meister E. von Hartmann das Wasser auf die Mühle geliefert haben. Gottmenschheit, Logoslehre, Christusmystik haben sie beseitigt. Nun hielt der Gegner ihre Position für so schwach, daß er sie mit leichtem Ansturm nehmen und den Rest, die Geschichtlichkeit des Menschen Jesus, glaubte widerlegen zu können.

Der Drewssche Standpunkt ist, kurz ausgedrückt, dieser: Die Person Jesu ist keine Realität, sondern ein Gedankengebilde, der blasse Reflex einer prähistorischen astralen Kultgottheit; die ihm zugeschriebene Lehre hat sich in einer Kultgemeinde als Ideenverbindung vieler herausgebildet.

Kann es eine größere Verkennung des Wesens Gottes sowohl wie der Persönlichkeit geben? Es sei erlaubt, ein Wort aus der Entgegnung Friedr. Wilh. Foersters (Autorität

---

*) Nur geistbegabte Männer, wie Heinrich Lhotzky, wissen mit diesem Ausdruck wirklich etwas zu sagen.



und Freiheit) hier anzuführen: „Bloße Gelehrte, wenn sie weder Ehrfurcht noch tiefe Lebenserfahrung haben, stehen in allen Zeiten dem Geheimnis des persönlichen Lebens verständnislos gegenüber und ziehen daher auch der einfachen Wahrheit die verschrobensten Deutungen vor. Sie werden nie begreifen, daß die weltgeschichtliche Wirkung des Christentums, die unwiderstehliche Macht, mit der es den Menschen immer wieder von dem Vielen zu dem Einen, von der Umwelt zum Kern des inneren Lebens leitet, niemals aus einem bloßen Mythenkonglomerat, sondern nur aus einem Brennpunkt persönlichen Lebens kommen konnte.“ Dazu paßt ein älteres Wort Harnacks (Wesen des Christentums): „Er (Jesus) ist die persönliche Verwirklichung und die Kraft des Evangeliums gewesen und wird noch immer als solche empfunden. Feuer entzündet sich nur an Feuer, persönliches Leben nur an persönlichen Kräften.“

Niemals tritt eine Idee ohne persönlichen Träger in die Welt. Sie kann vorbereitet sein, aber ausgesprochen, gebracht wird sie nur durch eine Persönlichkeit, wenn die Zeit reif ist. Unseren Gedanken Verwandtes bot die Replik des Pfarrers D. Max Fischer, welcher u. a. ausführte: „Ihm, diesem (metaphysischen) Christentum, ist die geschichtliche Person Jesu eine natürliche, in sich verständliche Tatsache. Nicht als der alles tragende Grund, wohl aber als der fast selbstverständliche Träger oder Verkünder der Idee erscheint ihm Jesus, ohne daß es sich gezwungen sehen könnte, seine Persönlichkeit um seiner selbst willen als unentbehrlich zu beweisen .... Es ist doch wohl so, daß die Ideen in ihrer Entwicklung aus dem göttlichen Grunde sich ihre Geschichte und ihre Persönlichkeiten schaffen, um konkret wirklich zu werden .... Sein (Jesu) Werk ist seine Predigt, und in dieser gründet er das Himmelreich nicht auf sich, sondern auf das innere Licht im Menschen, auf das er ausdrücklich hinweist, auf die Idee des himmlischen Vaters, auf die Idee der Gotteskindschaft des Menschen, auf die Idee der Gerechtigkeit, in der das Reich sich



erbaut von Gott her in der Menschheit durch die Menschheit. Die freie Theologie faßt diese drei Ideen gern zusammen in die eine der Gottmenschheit, die in die Metaphysik hineinweist."

Indem wir dieser durchaus geistvollen Auffassung unsere eigene folgen lassen, wollen wir dem Urteil des Lesers die Entscheidung übertragen, welche von beiden die tiefere ist. Jesus Christus ist historische Persönlichkeit und zugleich Träger des höchsten Gottesgedankens, der ewige Logos. Er ist die Kraft, welche von Gott ausgeht, eine Kraft der Erleuchtung, das Licht der Wahrheit. In ihm sind Göttliches und Menschliches harmonisch geeint. Mögen wir dies, etwa im Anschluß an Tolstoj, so ausdrücken: „Der Geist dieses Menschen ist derart in Einheit mit dem Geiste Gottes, daß weder ein Wesens-, noch ein Willensunterschied besteht," oder mögen wir die Form des Symbolum Athanasianum adoptieren: „denn gleichwie vernünftige Seele und Leib ein Mensch ist, so ist auch Gott und Mensch ein Christus," wir haben denselben Gedanken. Wer sich allerdings Gott nur in starrer Transzendenz vorstellen kann, dem wird Gottmenschheit in alle Ewigkeit ein fremder Begriff bleiben, ebenso wie derjenige, welchem das Geistige nur eine Funktion des materiellen Organismus ist, nie das Wesen des Menschen als Synthese von geistigem und körperlichem Sein erfassen wird. Gottmenschheit ist eine reale Vereinigung göttlicher Wesenheit mit menschlich-persönlicher Daseinsform.*) Die göttliche Idee, welche das Sein in seiner Vollendung, der allein wahren Realität, begreift, muß in der Sphäre sittlicher Wesen-

*) Auch über den Begriff der Persönlichkeit kursieren die verkehrtesten Anschauungen. Nach Drews ist das konstituierende Moment der Persönlichkeit die Endlichkeit, die Schranke. Das wahre Merkmal der Persönlichkeit ist aber nicht das Trennende, die Selbstbeschränkung, sondern die Selbstmitteilung. Gegensatz und Widerspiel des Ich ist in der geistigen Welt nicht das Nicht-Ich, sondern das Du. Eben darum steht das Tierische unter der Sphäre des Persönlichen. Das ewig vollendete Selbstbewußtsein ist nach J. P. Lange die absolute Persönlichkeit, Gott. Auf das Wie der Verbindung von menschlicher und göttlicher Daseinsform werden wir in einem späteren Beitrag zurückkommen.



heit, als welche die Menschheit sich darstellen soll, als das höchste ethische Gesetz sich verkörpern. Das Leben des Gottmenschen ist dementsprechend die machtvollste ethische Tat, die Vernichtung der Sünde.

Man ist in der heutigen Theologie dem Dogmenglauben abgeneigt, und das mit Recht! Das starre Dogma ist der Tod der Religion. Wir wollen niemand unter ein Dogma knechten, aber wir wollen mit der tönernen Form nicht den kostbaren Erkenntnisinhalt verwerfen. Logosspekulation ist in den neueren Theologenschulen ein verpöntes Wort. Sie gehöre der griechischen Philosophie, nicht der christlichen Religion an, sagt man. Aber gerade die tiefsten Geister unter den christlichen Theologen, Augustinus, Luther, Schleiermacher, J. P. Lange, R. Rothe schätzten das vierte Evangelium über alles. Theosophische Leser werden Verständnis dafür haben, wie tief die Lehre vom ewigen Logos im Menschengeiste wurzelt, daß er Wahrheit sein muß, wenn überhaupt die Wahrheit der Menschheit Teil ist. Der Logos ward Fleisch und hat unter uns gewohnt. Mögen die Auffassungen auseinandergehen, das Wort sie sollen lassen stahn!

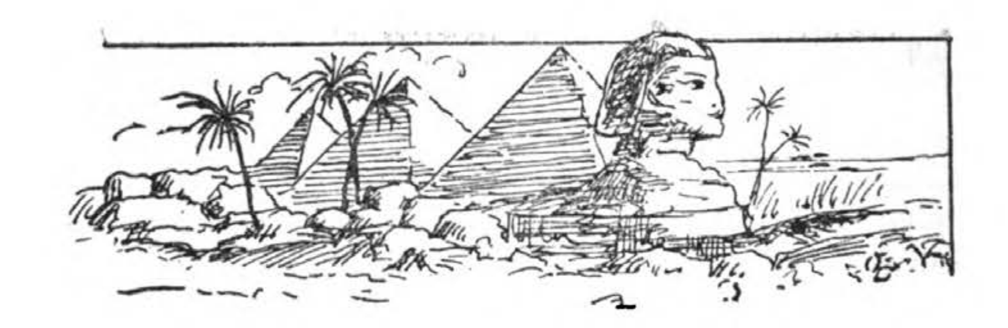


Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann
Und Schmeichler von den zahmen.

Lessing.







Aspekte des Christusproblems.

II.

Der Sonnengott.

Von A. Ulysses.

Bezeichnend ist, daß Jacob Boehme Christus die Sonne und das Herz Gottes nennt. Ein Beweis, daß dem Sonnengott eine mystisch-philosophische Idee zu Grunde liegt und keine bloße Naturbetrachtung. Daß Jacob Boehme ein Verehrer der äußeren Sonne war und daß sein Christus ein mythologischer Sonnengott ist, kann man ohne ausgelacht zu werden nicht behaupten. Daß er aber Christus mit der Sonne identifiziert, bestärkt uns in der Annahme, daß bei solchen feinen Denkern, wie die Griechen waren, unmöglich eine rohe Naturverehrung bei Anbetung der Sonnengötter Dionysos, Adonis, Apollon, Herakles etc. vorlag, sondern daß hinter dem exoterischen Kultus die Geheimlehre der Mysterien von Eleusis verborgen war, die jedenfalls in diesen Sonnengöttern dasselbe verehrten, was Boehme im Sonnenchristus.*)

Einen guten Beweis bietet uns dafür die Biographie des Apollonius von Tyana. Es wird darin beschrieben, wie dieser Verehrer des Sonnengottes Apollo (!) ein eifriger Nachfolger des Pythagoras und berühmt wegen seiner magischen Taten, seiner Selbstlosigkeit und Reinheit,**) nach Indien reist,

*) Wie nahe eine solche Symbolik liegt, wolle man aus dem Gedicht „Frieden" des sonst so spöttischen Heinrich Heine ersehen! („Die Nordsee", Zyklus I, Gedicht 12.)

**) Siehe Arthur Baltzer: „Apollonius von Tyana."

um von den Weisen in die höchste Weisheit eingeweiht zu werden. Es wird ihm nun von diesen Gott als die Überseele, welche alles in allem ist, aus dem alles stammt und wohinein alles zurückkehrt, erklärt.

Es gibt, so sagten die indischen Weisen, nur das alles durchdringende Eine Leben, welches alle göttlichen Kräfte einschließt.

Apollonius war also weit entfernt, Naturkräfte anzubeten; trotzdem blieb er ein Verehrer des Apollo und der anderen Götter, reformierte die Riten und Kulte verschiedener Tempel. Sein ganzes Leben ist ein Beweis, daß das Geheimwissen bestanden hat vor Entstehung des Naturmythos und dieser nur gebraucht wurde, um geheimen Wahrheiten ein sinnliches Kleid zu schaffen oder um zu verhüllen, wie man um das Bogenlampenlicht Milchglas anbringt, damit es nicht zu grell leuchtet.

Natürlich wird der Gedanke, daß unkultivierte Germanen oder Hindus solche Vorstellungen hegten ohne die Segnungen einer Universitätsbildung genossen zu haben, zu einer Zeit, wo nach der modernen Auffassung des Evolutionsgesetzes Philosophie eine Unmöglichkeit war, für manchen Verstandesmenschen geradezu unfaßbar sein. Er würde aber ebenso falsch urteilen, wie wenn ein Verfechter sagen wir der sozialdemokratischen Theorie die Herrlichkeiten der Denkmäler Ägyptens theoretisch nicht zugeben würde, weil Ägypten ganz ohne Segnungen eines gründlichen Arbeiterschutzgesetzes war.

Die Sonne als Symbol des Einen Lebens wurde von allen Völkern zu allen Zeiten verehrt, und die christliche Kirche hat nichts anderes getan, als der uralten geheimen Wahrheit ein neues esoterisches Kleid umzuhängen. Zum großen Schaden ihrer eigenen Anhänger aber leugnet sie noch heute diese Tatsache und verdammt alle anderen Sonnenanbeter als Heiden, die zur Hölle müssen.

Die christliche Kirche hat, wie H. P. B. sagt, die Schlüssel zu ihren eigenen Mysterien verloren. Es wäre höchste Zeit, sich um diese Schlüssel bei anderen Religionen, speziell bei der Vedanta-Philosophie umzusehen.

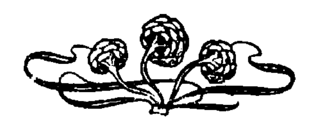
Die Beweise, daß Christentum Sonnenkultus ist, liegen so



nah, daß jeder Unvoreingenommene sie auf den ersten Blick als solche erkennen wird. Ich erwähne den Umstand, daß die beiden Tag- und Nachtgleichen auf Weihnachten und Ostern fallen, und daß diese Feste Festtage des Sonnengottes waren bei den Germanen. Der Mithrakultus, ein persischer Sonnengottkultus, wird von Fachgelehrten als ein dem christlichen Kultus äußerst ähnlicher beschrieben. Soweit geht die Ähnlichkeit, daß gelehrte Christen behaupteten, Mithra wäre der „Affe Gottes“, gesandt vom Teufel, um im voraus Christus zu kopieren, damit spätere Gläubige irre werden an Christus!!!

Und wer garantiert uns nun dafür, daß nicht etwa Jesus vom Teufel gesandt war, um Mithra zu kopieren? Denn der in den dunkelsten Abgrund geworfene Teufel kann doch nicht die Pläne des in Gloria thronenden Gottes ausspionieren. Oder ist Gott nicht so schlau wie der Teufel? Oder sagt er ihm schließlich alles selber und veranlaßt ihn, uns zu betrügen? So ist denn Gott der Versucher? Oder erkennt man an ihren Früchten die Gottesreligion und die Teufelsreligion? Welches sind die Früchte? . . . .

Die zwölf Apostel des Christus entsprechen manchem modernen Astrologen gemäß den zwölf Tierkreiszeichen der Sonne, den zwölf Arbeiten des Herkules, welcher ebenfalls als der Heiland verehrt wurde.





Disziplin.

Von Men-Tek-Nis.

Schnell, doch mit ruhiger Grazie, schritt der Schüler dahin; er öffnete und schloß die Türen ohne jedes Geräusch, kein Ohr konnte den leisen Tritt seiner sandalenbekleideten Füße vernehmen. Ihm war gelehrt worden, daß Lärm, Lärm jeder Art, im Okkulten eine Sünde ist. Das Gebäude war nicht eben sehr groß und bald kam er an seines Meisters Tür. Leise klopfte er an und stand nun erwartungsvoll da — doch es kam keine Antwort. Man hatte ihm geboten, nur einmal zu klopfen und dann an der Tür stehend zu warten, bis man ihn riefe, und wohl zu achten auf den Ruf von innen. Oft — so war ihm erklärt worden — sei sein Meister beschäftigt mit wichtigen Aufgaben, die ungeteilte Aufmerksamkeit forderten. —

Er war müde, denn eine schwierige Aufgabe lag hinter ihm, die die volle Anspannung aller seiner Kräfte erfordert hatte — doch jenes berauschende Gefühl, ein Werk wohl ausgeführt zu haben, erfüllte ihn, und dies hatte seinen Geist belebt, ihn die Ermüdung übersehen lassen. Nun aber, da er stand und wartete, hatte er Zeit, zu empfinden, wie sehr müde er war, und er hoffte, daß es nicht lange dauern möchte, ehe sein Meister ihn herein riefe. Dann aber unterdrückte er diesen Gedanken als unfreundlich und unehrerbietig und zwang sich zu denken, daß, wenn seine Ermüdung und geduldiges Warten in irgend einer Weise zu seines Meisters Behagen bei-

Übersetzt aus dem „Theosophical Quarterly".



tragen könne, er nur zu froh sein wolle, Ihm damit dienen zu können.

Langsam vergingen die Minuten und noch kam von drinnen kein Wort. Der Schüler hatte gelernt, alle ruhelosen Bewegungen zu unterdrücken und vollkommen regungslos zu stehen oder zu sitzen; denn unnötige physische Handlungen sind Kraftverschwendung und Verschwendung jeglicher Art ist Sünde. Aber, sei es wegen seiner Ermüdung oder eine Folge der vorhergegangenen Anstrengungen, — er fand es sehr schwer, kleine rastlose Bewegungen von Hand oder Fuß zu meiden. Bald verlangte ihn, auf dem einen Fuße zu stehen, bald auf dem anderen, um sie abwechselnd zu entlasten. Es bedurfte einer starken Willensanstrengung, diese körperliche Unruhe zu zügeln. Jedoch eingedenk der vielen Ermahnungen, die er während seiner Lehrjahre erhalten, besiegte er endlich die ihn störenden nervösen Impulse und stand da in gelassener Ruhe.

Jetzt fiel es ihm ein, der Meister könne sein Klopfen nicht gehört haben! Freilich, dies war noch niemals geschehen — aber in seinem Gehirn entstand diese Idee und sein Denken verfolgte und zergliederte sie in all ihren Möglichkeiten. „War er nicht soeben zurückgekehrt nach einer erfolgreichen Arbeit in des Meisters Dienst, war es nicht seine Pflicht, so schnell als möglich Bericht zu erstatten? Vielleicht hing gerade davon viel ab! Obwohl ihm befohlen war, niemals mehr als einmal zu klopfen, — rechtfertigten die Umstände nicht eine Ausnahme?“

Als diese Gedanken zuerst auftauchten, schüttelte er sie als seiner unwürdig ab und zwang seine Aufmerksamkeit in andere Bahnen. Er suchte sein müdes Denken einzulullen, indem er Auszüge aus den heiligen Büchern, die er im Gebet, in der Medidation gelernt, innerlich wiederholte. Eine Stunde und mehr verging in dieser Weise.

Seine Müdigkeit ward größer, und er begann Hunger zu fühlen. Er fragte sich, ob es ihm nicht erlaubt sei, sich zu setzen — er konnte ja ebensogut sitzend lauschen, als in aufrechter Stellung! Der bloße Gedanke, sitzen zu können,



schien seine Ermüdung zu verstärken, mit doppelter Gewalt ergriff ihn wieder die körperliche Ruhelosigkeit, aber sein Gewissen sagte ihm, daß ihm doch befohlen sei, leise zu klopfen und dann an der Tür zu stehen, bis er gerufen würde. Er wußte, daß sein Heil allein in absolutem Gehorsam lag — denn nie während seiner ganzen Schulung hatte er anderes als ernste Fehler gemacht, sobald er irgend einer Instruktion zuwider handelte.

Mit großer Willenskraft beherrschte er nun abermals seine körperlichen Empfindungen; nicht so leicht aber war es, das Gemüt zu beherrschen. Er erinnerte sich vieler Erzählungen anderer Schüler, deren Einsicht und Initiative geprüft worden war und überlegte, ob dies nicht vielleicht eine Gelegenheit sei, wo man von ihm erwartete, seine eigene Vernunft zu Rate zu ziehen und nach eigenem Ermessen zu handeln? Ein wenig Überlegung jedoch belehrte ihn, daß, wenn er jetzt den erhaltenen Vorschriften zuwider handele, er dies täte, weil Müdigkeit und Hunger ihn trieben, nicht aber dem Drange seines inneren Selbst folgend.

Mit plötzlichem Schrecken fragte er sich, ob etwa sein Meister ihn schon gerufen und er, vertieft in seine Gedanken oder im Kampf mit seinem Körper, es überhört habe? Das Herz sank ihm bei dem Gedanken, welch grobe Unhöflichkeit dies sei — jedoch er tröstete sich dann wieder selbst, denn er wußte, daß ein Teil seines Bewußtseins dennoch eifrig gelauscht habe, selbst als er am meisten bemüht war, seine niedere Natur zu besiegen.

Das schwache Geräusch nahender Schritte erreichte sein Ohr und aufblickend sah er einen seiner Mitschüler den Gang herabkommen. Augenblicklich rief ihm sein Denken zu, daß hier die Erlösung sei! Wenn auch jedes überflüssige Wort zwischen den Schülern streng verboten war — außer in den Stunden der Erholung —, so glaubte er doch berechtigt zu sein, hier um Rat zu fragen, vielleicht auch um etwas zu bitten, das er während des Wartens essen könne. Konnte er nicht wenigstens fragen, ob sein Meister überhaupt drinnen sei? — denn plötzlich fiel ihm ein, daß deshalb vielleicht



keine Antwort käme. Aber ebenso schnell, als die Fragen aufstiegen, gab auch sein eigenes Herz die Antwort, und schweigend erwiderte er nun den ernsten Gruß seines Freundes. Ein Hauch von Sympathie, ein Gefühl der Unterstützung und Erquickung überströmte ihn bei diesem Gruß und half ihm seine Ruhe wiederfinden.

Doch als eine Reaktion auf die Anstrengung der Selbstbeherrschung kehrten Ermüdung, Hunger und Ungeduld verdoppelt zurück, und es bedurfte seiner vollen Willenskraft, um Stand zu halten. Doch er siegte und versuchte nun aufs neue, sich mit Andachtsübungen zu beschäftigen. Nur mit großer Mühe vermochte er seine Aufmerksamkeit zu beherrschen, wieder und immer wieder fand er sich an zufällige und zwecklose Dinge denkend, eine Beute ziellos schweifender Gedanken, wieder und wieder fand er, daß er jene Herrschaft über seine Gedanken verloren hatte, die eine Grundbedingung zur Schülerschaft ist. Er erkannte, daß er in eine bedauernswerte, ja gefährliche Verfassung geriet. Doch dieser Gedanke weckte und bewaffnete seinen Willen. War denn ein wenig Müdigkeit, waren ein paar Stunden des Wartens vor einer Tür genügend, ihn der Früchte von Jahren der Schulung zu berauben? Ein starker Trotz stieg in ihm auf und mit ihm die Glut zurückkehrender innerer Kraft. Seine körperlichen Empfindungen schmolzen dahin und neuer gekräftigter Wille beherrschte Gemüt und Körper.

Und wieder ging eine Stunde und mehr dahin.

Wiederum fesselten nahende Schritte seine Aufmerksamkeit und aufschauend gewahrte er nun einen der älteren Brüder, einen Freund und Gefährten seines Meisters. Wiederum flutete die Hoffnung hoch, daß dies seinem Warten ein Ende machen würde, und diese Hoffnung wuchs, als die hohe, edle Gestalt sich ihm zuwandte und mit einem gütigen Lächeln und freundlich ermutigendem Wort für ihn an seines Meisters Tür pochte. Augenblicklich erklang der Ruf, einzutreten! Für einen verzweifelten Augenblick durchzuckte den Schüler der Impuls, mit einzutreten, — doch er erstickte ihn, noch ehe er voll zu Ende gedacht war. Schon die vorübergehende



Nähe jenes Meisters übergoß ihn mit Mut und Willen, aber nachdem sich die Tür abermals geschlossen hatte, entsank ihm doch völlig der Mut und eine Flutwelle des Selbstbedauerns zog über ihn hin. —

Gedanken entstanden, ungebeten, fast unbotmäßig gegen seinen Meister. War das recht, ihm solche Prüfung aufzuerlegen? War er doch nur einer der jüngeren Schüler! Vielleicht hatte sein Meister ihn vergessen? Würde der ältere Bruder, welcher hineinging, zufällig von ihm sprechen? So schnell diese Gedanken in ihm aufstiegen, so schnell verjagte er sie, — bisweilen voller Verachtung für sich selbst, daß er solche Dinge denken könne, bisweilen fast mit dem Gefühl der Furcht, daß er an der Grenze seines Ertragenkönnens angelangt sei, — denn das Vorhandensein solcher Gedanken zeigte ihm ja, daß sein Wille und seine moralische Kraft zu wanken begannen! War denn in all den Jahren seiner Schulung je nur das geringste geschehen, um auch nur für einen Moment die Vermutung zu rechtfertigen, daß sein Meister der geringsten Unfreundlichkeit fähig sei, der geringsten Unhöflichkeit, oder überhaupt fähig zu irgend etwas anderem, als der äußersten Sorgfalt und Liebe? Er wußte die Antwort und zwang solche Reflektionen zurück.

Nach etwa einer halben Stunde öffnete sich geräuschlos die Tür, der ältere Bruder trat heraus. Diesmal sprach er nicht, aber wiederum gab seine Gegenwart dem Schüler Erquickung, neue Hoffnung und Kraft. Er grübelte, ob nun, da sein Meister doch einmal in dem ihn gerade beschäftigenden Werke gestört worden war, nicht doch der Ruf an ihn ergehen würde, einzutreten; so sammelte er im Lauschen alle seine Sinne.

Minute auf Minute verging, kein Ruf erklang, langsam ließ seine Aufmerksamkeit nach und wieder durchzogen seine Stirn allerlei zusammenhanglose Gedanken. Er war zu erschöpft, ihnen Einhalt zu gebieten; so ließ er sich daran genügen, nur die ihm gefährlich scheinenden Gedanken abzuwehren, Gedanken der Unzufriedenheit, des Selbstbedauerns und andere Impulse seiner niederen Natur. —



Endlich erkannte er, daß es so nicht weiter ginge. Und aufs neue seine Willenskraft, sein Vertrauen, seine Gewöhnung zu Hilfe rufend, gewann er die Herrschaft über sein Denken und lenkte es in vertraute und sichere Bahnen. Sein Stolz kam ihm zu Hilfe, er wollte nicht besiegt werden durch etwas so Niedriges, wie es körperliche Müdigkeit und ein paar Stunden des Wartens sind. — Wie durfte er hoffen, weiter in seiner Entwicklung fortzuschreiten, was für eine Art „Helfer" würde er wohl sein, was für ein Werkzeug im Dienste des Meisters, wenn so kleinliche Prüfungen ihn zu Falle brachten? Er haßte sich selbst um der bereits gezeigten Schwäche willen, haßte sich für das Schwanken seines Willens, seine geringe Herrschaft über sich selbst, seine Lauheit, und für ein bis zwei Stunden verharrte er in dieser Stimmung, sich die weit schwereren Prüfungen vor Augen haltend, die andere ertragen hatten, ohne ihr Gleichgewicht erschüttern zu lassen. Doch er wurde müder und müder. Es waren vierundzwanzig Stunden vergangen, seit er zuletzt gegessen und nicht eben viel gegessen hatte. Seitdem war er fast unausgesetzt auf den Füßen gewesen, zeitweilig auf rauhen Bergpfaden klimmend, viel schwierige und verwickelte Unterhandlungen hatte er geführt. Er wunderte sich, ob sein Meister wohl wisse, wie schwierig sie waren? —

Ob sein Meister wohl wußte, wie müde er war? Wie bedürftig der Nahrung und des Schlafes? Wie schwer es war, alle diese langen, langsamen Stunden vor der Tür zu stehen? Und dann verscheuchte er diese Gedanken als seiner unwürdig. Denn tief im innersten Herzen wußte er, daß sein Meister alles dies wisse, daß Er jeden seiner Gedanken wisse, selbst die leiseste Ermüdung mitfühle, daß Er seine Schwäche und Fehlgriffe kenne, seine unbotmäßigen Gedanken wisse und fühle, sein Selbstbedauern und all sein kindisches Hoffen und Fürchten.

Und als er die volle Bedeutung dessen ermaß, da quoll eine überwältigende Flut der Liebe und Dankbarkeit aus seinem innersten Sein empor, Dankbarkeit, daß trotz aller dieser Fehler und Schwächen und Torheiten sein Meister



dennoch sein Meister sei, daß Er dennoch bereit sei, ihn anzunehmen, zu leiten, zu erziehen, zu belehren! Sein Herz erglühte in Dank und Hingabe! Klar und deutlich sah er, wie nötig ihm gerade diese Prüfung war, auf daß er seine Fehler und Schwächen erkennen lerne — und aus tiefstem Herzen empor flutete liebender Dank, daß er dies leiden durfte.

Unmittelbar erklang des Meisters Stimme: „Tritt ein, mein Sohn.“

Seine körperliche Schwäche nach Kräften besiegend, öffnete er die Tür und schloß sie leise hinter sich, den gewohnten Gruß bietend. Sein Meister blickte von seinem Schreiben auf. — Er sprach nicht, doch des Schülers ganzes Sein durchzitterte das Gefühl des Geborgenseins; — Liebe, Ermutigung, vollkommene Anerkennung, vollkommenes Verstehen alles dessen, was er durchkämpft hatte, alles das stand in den leuchtenden Augen, die sich dem Schüler zuwendeten. Es ward ihm schwer, dem Trieb zu widerstehen, der ihn auf seine Knie zwang, um den Saum Seines Gewandes zu küssen! Müdigkeit, Ungeduld, Selbstbedauern, alle Bitterkeit und aller Schmerz schmolzen dahin. Selbst das Bedauern und die Verachtung seiner eigenen Schwäche schwanden. Und dann sprach der Meister: „Du brauchst Nahrung und Ruhe, suche beides erst und komme später zurück.“

„Aber das Ergebnis meiner Mission darf ich nicht erst berichten?“ fragte der Schüler eifrig.

„Leider ist Deine Mission fehl geschlagen. Diese acht Stunden, da Du vor der Tür wartetest, habe ich benutzt, die Folgen Deiner Fehler wieder gut zu machen. Nun gehe, mein Sohn; wenn Du Dich erholt hast, so komme wieder und ich will Dir alles erklären.“

Und der Schüler ging, verloren in Staunen und tiefes Sinnen.







Das Mysterium Ägyptens. — Woher hatte Ägypten seine Kultur? Woher kam die Rasse, welche die Pyramiden baute? Der Ägyptolog hat nur die Antwort, daß man dies noch nicht entdeckt hat. Die eine Tatsache aber ist bewiesen, nämlich, daß je weiter man zurückforscht, je vollkommener die Kultur Ägyptens erfunden wird; deswegen scheint sie kein eigenes Produkt zu sein, sondern nach Ägypten getragen worden zu sein. – Wer hat sie dorthin gebracht?

Verschiedene wissenschaftliche Theorien sind hierfür gegeben worden, aber alle sind ziemlich wertlos. In dem April-Heft der englischen Zeitschrift „London" steht ein interessanter Artikel von der Gattin und Begleiterin des bekannten Naturforschers Dr. le Plongeon, in welchem viele Beweise für seine Theorie enthalten sind, daß die Welt den Schlüssel zu diesen Problemen in Yukatan, der Heimat der Maya-Rasse, finden wird. Er behauptet, daß lange vor der geschichtlichen Zeit, als Ägypten und Babylon von primitiven Menschen bevölkert waren, eine mächtige Kultur in jenem uns als die „Neue Welt" bekannten Teil der Erde existierte. Das Volk kannte alle Künste und Wissenschaften; ihre Architektur ging der von Ägypten und Babylonien voran; ihre Religion wanderte von einem Erdteil zum anderen. Sie waren Astronomen, sie malten Bilder, sie schufen Statuen und bauten Pyramiden, und sie besaßen ein wunderbares System des Alphabets. In Chichen-Itza, einer heiligen Stadt Yukatans, wurden Ruinen ausgegraben, welche von außergewöhnlichem Interesse sind. Unter den dort gefundenen Skulpturen befand sich eine, welche eine Schilderung der „Schöpfung" darstellte. Die Inschriften aber waren aus uralten ägyptischen Zeichen zusammengesetzt. Sie erinnern an die „Schöpfung", wie H. P. Blavatsky sie in den Stanzen von Dzyan beschreibt. Da haben wir das kosmische Ei, von Strahlen umgeben, und außerhalb, als Rahmen des Ganzen, findet man Zickzacklinien, welche Wasser bedeuten und welche symbolisch darstellen, wie das Ei auf dem Wasser schwimmt. Alle Zeichen sind, wie in Ägypten der Brauch war, nicht nur Symbole, sondern Buchstaben, und diese Zeichen stellen nach dem Schlüssel der ägyptischen Hieroglyphen die Buchstaben M. H. N. dar oder das Wort, das in der Mayasprache Mehen heißt und „manifestiert" oder „erzeugt" bedeutet. Das Ei war sogar blau gefärbt, wie die alten Ägypter die Göttlichkeit darstellten. – Eine Ruine an demselben Ort nannten die Eingeborenen Kuna, „Gotteshaus". Hier fand man noch weitere Beweise für die Übereinstimmung in

Kultur und Religion, u. a. das Zeichen des Bienenkorbs und der Schlange, sowie Altäre, auf welchen Obst und Blumen als Opfer gelegt worden waren. Das Zeichen der Trauer, das lange Haar der Frau, auf einer Seite gekämmt, wurde auch hier wie in Ägypten gefunden, sowie auch die spitze Kopfbedeckung des Mannes. Ein interessanter Fund war die Statue des Chaac-Mol (Prinz Coh). Die Begräbnisstätte war schon bekannt, aber die Statue wurde erst nach längerer Forschung zutage befördert. Dieser Prinz nimmt dieselbe Stelle in der Maya-Religion ein, wie Osiris in der ägyptischen. Die Geschichte von beiden ist auch auffallend ähnlich: Osiris wurde als „König des Westens" in der Form eines Leopards dargestellt; seine Priester trugen Leopardenhäute. Der Name von Prinz Coh in Chichen-Yukatan (Chaac-Mol) bedeutet „Leopard". Osiris hatte zwei Schwestern, Isis oder Mau und Nike. Coh hatte auch zwei Schwestern, Moo-Iczin und Niké. Der Sphinx wurde in Tempeln von Isis und Osiris durch ihren Sohn Hor aufgestellt. Coh und Mau hatten auch einen Sohn, Hul, und in der Begräbnisstätte des Coh wurde ein Leopard mit Menschenkopf, ein mexikanischer Sphinx, gefunden. Daß Brüder und Schwestern heirateten, war sowohl unter den Mayas als den Ägyptern Sitte. Tat war ein Titel, welcher Osiris oft gegeben wurde, und in der Mayasprache bedeutet Tat „Vater". Die Ägypter zeigten stets nach dem Westen, als dem Geburtsort ihrer Götter. Die Statue des Coh war den ägyptischen Figuren noch ähnlicher, als alle sonstigen Ruinen. Sie wog 3500 Pfund und an jeder Seite befand sich eine Urne; in der einen war Asche aufbewahrt worden und in der anderen ein Menschenherz, wie sich nach chemischer Untersuchung herausstellte. Dies war auch die uralte Sitte der Ägypter. Eine merkwürdige Statue wurde an derselben Stätte gefunden; sie muß nach den darauf befindlichen Zeichen als der Ursprung des Thoth, des Lehrers der Isis, angesehen werden. Der Kopf war blau, die heilige Farbe unter den Ägyptern. Ein Arm war kürzer als der andere, und die Urne, welche bei ihm gefunden wurde, bezeichnete ihn als einen Seher und Propheten. Eine ganze Reihe physischer Ähnlichkeiten mit Thoth, dem ägyptischen Gott des Wissens, traten bei ihm deutlich hervor. Die Zahl zwölf hat auch bei den Mayas besondere Bedeutung. Die Sprache zeigt große Ähnlichkeit mit der ägyptischen, und selbst im Griechischen kommen eine große Anzahl Maya-Wurzeln vor. Das Kreuz war das Symbol des Regengottes, eine Verheißung von Leben und Wiedergeburt. Das ägyptische Tau wurde auch als Symbol des zukünftigen Lebens auf die Mumien gezeichnet. Außer vielen kleinen Göttern beteten die Mayas und die Ägypter ein erhabenes, von keiner Form dargestelltes Wesen an. Das Neujahr beider Rassen fiel in die Mitte des Juli, und beide hatten fünf Tage im Jahr, die so unglücklich waren, daß keine Geschäfte an diesen Tagen betrieben wurden. Beide glaubten, daß der Mensch aus Ton geschaffen wurde, und die mütterliche Ahnenreihe wurde von beiden anerkannt. Die Färberei hatte eine hohe Geschicklichkeit in beiden Rassen erreicht. Be-



sondere Körperhaltungen als Zeichen der Achtung waren unter beiden Rassen die gleichen. Es gibt so viele ähnliche Sitten, welche auf diesen Ruinen und Inschriften zu sehen sind, daß man denselben Ursprung für Ägypter und Mayas vermuten kann, und die Theorie, daß die Ideen, welche den großartigen Pyramiden zugrunde liegen, in Yukatan entsprungen, scheint wohl berechtigt.

Eine verschwundene Landverbindung. – Wir erhielten einen Ausschnitt aus einer deutsch-amerikanischen Zeitung, die unter obigem Titel folgende Gedanken bringt:

Letzthin mehren sich die Beweise, daß eine Landbrücke auch zwischen Nordeuropa und Nordamerika bestanden hat, derart, daß an ihrem ehemaligen Vorhandensein kaum noch gezweifelt werden kann. Großbritannien, die Faröer, Island uud Grönland sind daher als Reste eines großen Landbezirks aufzufassen, durch den früher die Alte und die Neue Welt in Verbindung standen, und zahlreiche Tiere wanderten über die Brücke hinüber und herüber. Wie R. F. Scharff in den „Berichten der kgl. Irischen Akademie" mitteilte, ist beispielsweise die gewöhnliche Gartenschnecke außer in ganz Europa auch auf Island, Grönland, Labrador und Neufundland und im Osten des nordamerikanischen Festlandes verbreitet; sie muß, wie das Vorkommen ihrer Schalen in den vorgeschichtlichen „Küchenabfällen" und in diluvialen Ablagerungen Nordamerikas beweist, ohne Hilfe des Menschen den weiten Weg dorthin gefunden haben. Ähnliches gilt, einem Bericht der „Naturwissenschaftlichen Rundschau" zufolge, auch von anderen flugunfähigen und deshalb sich langsam ausbreitenden Tieren, wie gewissen Süßwasserschwämmen, Laufkäfern, Schmetterlingen und Halbflüglern. Auch die Pflanzenwelt liefert Stützen für diese Annahme einer ehemaligen Landverbindung zwischen Nordeuropa und Nordamerika; beide Erdteile haben nicht weniger als 575 Pflanzen gemeinsam, Nordamerika und Ostasien aber nur etwa 330 Arten; auch ist es auffallend, daß sich z. B. unser gemeines Heidekraut (Calluna vulgaris) nur noch in Neufundland und einigen südlich davon gelegenen Gebieten vorfindet. Endlich spricht auch das Vorkommen gleichartiger Basaltformationen für die Richtigkeit der Annahme. Nach Scharff bestand diese Landbrücke noch in sehr später Zeit, bis in die Quartärzeit hinein, ja möglicherweise noch zur Zeit des Diluviums; denn wenn auch in jener Zeit die große Vereisung der nördlichen Halbkugel einsetzte, so ist es doch möglich, daß sich die Tierwelt während dieser Zeit an den Küsten erhalten und weiter ausbreiten konnte, da der Golfstrom an der Landbrücke ein Ende finden mußte und seinen Wärmevorrat an die Landmassen abgeben konnte. Erst während oder nach dieser Zeit sank dann die große Scholle in die Tiefen des Atlantischen Ozeans, dessen Wogen heute vom Äquator zum Pol ungehindert rollen können.







Zweig Nordberlin. – Eine außerordentliche Generalversammlung hielt unser Zweig am 20. Februar ab, die sehr harmonisch verlief. Es wurden die Delegierten für die Konvention in Amerika gewählt, auch einstimmig eine Unterstützung des „Theosophical Quarterly" beschlossen und sogleich ausgeführt.

Am 21. Februar hielt Herr Lehrer Buchholz einen Vortrag, betitelt „Sternentau". Der Referent führte uns im Weltall umher und gab eine kurze Entwicklungsgeschichte der Erde und Menschheit, gestützt auf Forschungen des Astronomen Flammarion. Herr Stoll sprach am 28. über das Thema „Entwicklungslehren", Herr Weiß am 7. März über die „Ziele der Theosophischen Gesellschaft". Über das „Verschleierte Bild zu Saïs" sprach am 14. März Herr John. Er schilderte die Ungeduld des Geheimschülers dem Hierophanten gegenüber. Als der Lehrer nicht mehr imstande ist, die Ungeduld des Schülers zu zügeln, verliert dieser das Vertrauen; er wird unbescheiden, ungehorsam und überhebend. Der Meister muß ihn verlassen. Auf sich selbst angewiesen, geht er auch bald an seinem Ungehorsam zugrunde.

Am 25. März sprach Herr John über die „Bedeutung des Osterfestes", am 11. April Herr de Nève über „die Beschaffenheit des menschlichen Körpers."

Zweig Westberlin hat jeden zweiten Freitag im Monat öffentliche Zusammenkünfte in Schöneberg. Im Januar behandelte Herr Boldt das Thema: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt" nach dem Gleichnis vom Könige, der Ober-Seele, der alle Gäste, Seelen, zur Hochzeit, Wiedervereinigung, einladen läßt. Doch nur wenige gehorchen seinem Aufrufe; denn einzig und allein diejenigen, die „ein reines Hochzeitskleid angezogen haben", sind vorbereitet und können ihr König-Selbst schauen. – Frau Boldt widmete den Anwesenden ihre Anregungen betreffend die Theosophie, Theosophische Bewegung, Gesellschaft, die Meister-Theosophen, sowie die drei Zwecke. – Außerdem ist zu berichten, daß wir alle Freitage zwischen zwei Vorträgen dem Studium obliegen. – In Vertretung des ausgetretenen Herrn Lippelt nimmt W. Boldt in Schöneberg, Gustav Müller-Platz 8, bis auf weiteres die Korrespondenzen für unseren korrespondierenden Sekretär entgegen.



Zweig München. — Zweig München arbeitet in der bekannten Weise für die theosophische Bewegung fort. Es finden jeden Sonntag abends im Gesellschafts-Lokal, Karlstr. 42/o, öffentliche Vorträge mit Diskussion statt, welche von Gästen und Mitgliedern gehalten werden und meistens praktische Hinweise für die Betätigung im theosophischen Leben behandeln. Der Besuch ist gut.

Jeden Donnerstag ist Studienabend, welchem das Buch „Yoga-Aphorismen" zugrunde liegt. Der Erfolg ist für alle Teilnehmer ein guter; wir sehen daraus, daß viel an uns zu arbeiten ist, um das oberflächliche vergängliche Leben umzugestalten und unsere Organismen für die höhere Seelenweisheit brauchbar zu machen und um dadurch für Theosophie in der rechten Weise wirken zu lernen.

Für Gesellschaftsangelegenheiten, Mitgliederwünsche und dergleichen haben wir jeden ersten Dienstag im Monat Zusammenkunft.

Die Märchenveranstaltungen für Kinder fallen seit Ostern bis zum Herbst aus.

Einige Mitglieder sind in ihre Heimat zurückgekehrt; sie arbeiten dort weiter und haben uns schon sehr Erfreuliches mitgeteilt. Ein neuer Zweig ist durch sie im Erstehen.

Zweig München ist sich bewußt, daß manche Pflichten an ihn herantreten, die erfüllt werden müssen, wenn derselbe für die Zukunft im rechten theosophischen Sinne bestehen will (hiermit sei das Bewußtsein der Einheit der Bruderzweige angedeutet). Unsere Vorkämpfer in der Verbreitung von Theosophie haben Zeit, Geld und manche sogar ihr physisches Leben geopfert, um uns das Heiligste, das uns gehört, zu bringen und zu erhalten. Fragen wir uns also: „Brüder und Schwestern! was haben wir alle für Theosophie getan?"

Quittungen.

Es gingen seit dem 15. März folgende Geldbeträge ein: Herr v. Jaensch 4 M., Frl. Höfling 2 M., Zweig Berlin 15 Beiträge = 30 Mk., Zweig Westberlin 3 Beiträge = 6 Mk., Zweig Neusalz 5 Beiträge = 10 Mk., Frau v. Eissenstein 2 M., Herr Schmidt, Finsterw. 2 M.

Porto für Quarterly je 1 M.: Herr Ihrke, Herr v. Jaensch, Frl. Dietsch, Frau Frink, Herr Kessler, Herr Baron v. Bremer, Herr Kuntze, Herr Hencke, Frau Iken 2 M.

Unterstützung für Quarterly: von Zweig Flensburg 40 M.

Mit herzlichem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John, N. 39, Pankstr. 89.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 3. | Juni 1910. | Jahrg. XIII.

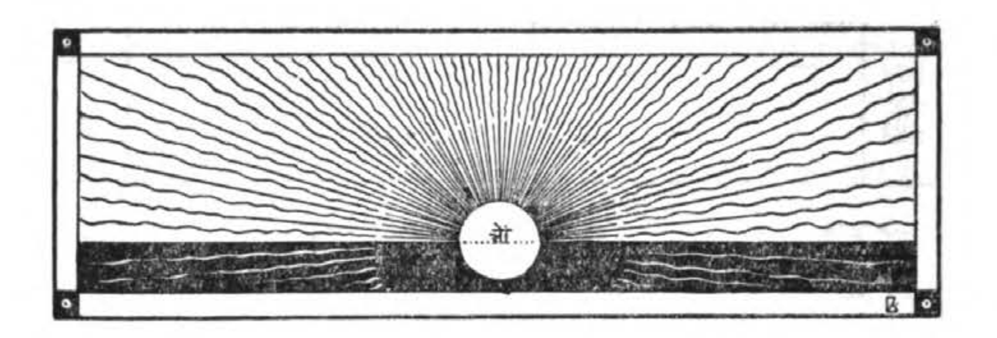
Der Weg zu Gott.

Aus Jacob Boehmes „Drei Prinzipien göttlichen Wesens".

Darum, o Menschenkind! Sieh dich in dieser Zeit vor, laß dir die Ohren nicht jucken, wenn du hörest die falschen Hirten*) die Kinder Christi hinrichten; es ist nicht Christi Stimme, sondern des Antichrists. Der Weg zum Paradies hat gar einen anderen Eingang: dein Herz muß zu Gott gerichtet sein aus ganzen Kräften, und wie Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß einer des anderen Last tragen, einander freundlich und mit züchtiger Ehrerbietung im heiligen Geist entgegnen sollen; auch ein jeder seines Nächsten Heil mit Demut und Ernst suchen und gerne wollen, daß er (der Nächste, Anm. der Red.) von der Eitelkeit los würde und mit ihm im Rosengarten (im Unsterblichen, D. Red.) ginge.

*) Intellektuelle Doktoren der Theosophie, ohne innere Erkenntnis des Herzens.





Pflicht.

Von Kurt Siegfried Uhlig.

> Lothar Brandt: Wenn Sie, Herr Graf, wie Sie vorhin sagten, die Ehre aus der Welt zu schaffen belieben, – was sollen Ehrenmänner dann an ihre Stelle setzen?
>
> Graf Trast: Die Pflicht, junger Mann!
>
> (Aus: „Die Ehre", Schauspiel von Hermann Sudermann.)

Wie ein greller Blitzstrahl beleuchtet die Antwort des Grafen Trast den Irrtum des Reserveleutnants Lothar Brandt, welcher glaubt, daß „Ehre" etwas für sich allein Existierendes sei, — abhängig höchstens von der Beobachtung gesellschaftlicher Formen, aber unabhängig von dem wahren moralischen Zustande des Menschen, von seiner inneren Überzeugung — und seiner Pflicht.

Trast aber will an die Stelle des leeren Phantoms der Standesehre die Pflicht gesetzt wissen; — er ist der Meinung, daß Pflichterfüllung den Menschen mehr adle, als Geburt und gesellschaftliche Stellung.

Auch die „Gesellschaft", der Lothar Brandt angehört, kennt einen Begriff, den sie mit dem Worte „Pflicht" belegt. Aber dieser Begriff ist bei ihr eben so verzerrt, wie der Begriff „Ehre". Das hat Graf Trast in seinen jungen Jahren erfahren. Als junger Offizier verspielte er in einer Nacht des Leichtsinns eine bedeutende Summe, — mehr als er bezahlen konnte. Er wurde aus der Armee entlassen, — seine Kameraden legten ihm beim Abschiede eine geladene Pistole

mit gespanntem Hahn schußbereit auf den Tisch; und — „seine Pflicht" — wäre es nun gewesen, diese Waffe gegen sich zu kehren. Hätte er dies getan, so wäre sein Körper mit Ehrengeleit zu Grabe getragen worden, — und sein Andenken wäre das eines Ehrenmannes gewesen. — Aber Graf Trast hatte den Mut, ohne „Ehre" weiterzuleben. Er ging in ferne Länder, betrieb ein redliches Gewerbe, wurde reich und war imstande, nach einer Reihe von Jahren seinen verschuldeten Vater „mit einer halben Million unter die Arme zu greifen". — Es war in diesen Jahren seit seiner Entfernung aus der Armee und seiner Wiederkehr nach Europa die Pflicht manchesmal und in verschiedener Form an ihn herangetreten, — er hatte sie erfüllt und hatte dadurch jene Achtung vor sich selbst wiedergewonnen, die es ihm ermöglichte, auf die „Ehre" der Berliner Gesellschaft mit einem Lächeln zu verzichten.

Wenn er auch von Lothar Brandt und seinen Freunden nicht mehr als „satisfaktionsfähig" angesehen wird, — vor seinem eigenen Gewissen war Trast durch die jahrelange, treue Erfüllung seiner Pflicht rehabilitiert, — und er hatte dadurch eine Ehre erlangt, die hoch über der stand, die er seinerzeit verlor; — die wahre Ehre. — Und das, was ihm diese wahre Ehre erlangen half, war die Erfüllung der wahren Pflicht. —

Wie in dem Sudermannschen Drama, so können wir auch im täglichen Leben ähnliche Fälle beobachten, die uns lehren, wie wichtig die Erkenntnis und Erfüllung der wahren Pflicht ist, und daß jeder Mensch glücklich zu preisen ist, der seine Pflicht erkennt und tut.

Es ist oft recht schwer, die wahre Pflicht von anderen Dingen zu unterscheiden, die an uns unter der Maske der Pflicht herantreten und uns wichtig genug erscheinen, um von uns mit der Pflicht verwechselt zu werden, — und erst dann, wenn die Folgen unseres Handelns eingetreten sind, erkennen wir, daß wir nicht das Richtige, sondern das Falsche getan, daß wir uns irre leiten ließen und die wahre Pflicht versäumten.



Wäre der Mensch an sich ein Bureaukrat in dem „Verwaltungsgebäude“ des Weltalls, so wäre es allerdings einfacher. Das wäre dann das Ideal einiger Theosophisten, die fortwährend wünschen, die Meister oder deren Vertreter möchten sie bei der Hand nehmen und ihnen jeden Augenblick vorschreiben, was sie tun sollen. —

Wäre andererseits das Weltall die tote Maschine, die sich die Materialisten (Monisten) vorstellen, so gäbe es auch keine Schwierigkeiten inbezug auf die Erkenntnis unserer Pflicht, — wir glichen dann Zahnrädern, die sich von anderen treiben ließen, solange als es geht und so gut es geht, bis die Zähne ausbrechen und die Achse verrostet. Keine Verantwortung träfe uns, wenn durch uns die Maschine ins Stocken geriete; — denn von „Niemandem“ gemacht und für „Niemand“ bestimmt, ginge uns ja das Getriebe im großen garnichts an; — nach uns werden sich andere an unserer Stelle drehen, wie sich vor uns andere gedreht haben, — wer am „Tauglichsten“ ist, sich zu drehen und in das Zahngetriebe am besten hineinpaßt, darf sich am längsten drehen.

Doch da steckt plötzlich an irgend einer Stelle der Maschine ein Zahnrad, welches nicht die Form seiner Zähne „durch Vererbung“ erworben, wie die anderen. So ganz eigenartig ist es; — die Zähne passen nirgends hinein in das ganze Getriebe, und doch ist das Rädchen da und hat das Recht, sich mit den anderen zu drehen. Was soll man damit anfangen? — Die „Erziehung“ feilt daran herum, um das „gut“ zu machen, was die „Vererbung“ fehlte, — aber umsonst, — die Eigenart läßt sich nicht wegfeilen. — So wird das Rädchen der Maschine eingefügt. Es dreht sich — aber wie!? Ja, — wenn die anderen Räder anders wären, als sie sind, — würde es vielleicht das „Tauglichste“ sein, denn es ist aus gutem, gehärtetem Material, und seine Zähne, seine Achse, — alles ist geeignet, zu arbeiten, — aber nicht in *diesem* Werke, — nicht im Verein mit den anderen Rädern. Und nun geschieht's, — daß das Rad entweder von den anderen herausgehoben wird, — hin- und hergeschleudert, — um schließlich zu Boden zu fallen und zu verrosten — oder



es bleibt an seiner Stelle, — es behauptet sich, es greift mächtig ein in den ganzen Gang der Maschine, es gräbt in die Peripherie der anderen Räder die Form seiner Zähne ein, — es gestaltet seine Umgebung nach seiner Eigenart; — — — und so weiter — —

Ja — hier fängt der Vergleich an zu hinken, — denn bei einer Maschine kommt so etwas niemals vor — aber in der Welt kommt es vor, und schon daraus können wir sehen, daß das Weltall eben keine — (wenn auch noch so kunstreiche) Maschine ist, daß wir keine Zahnräder sind, die durch „Vererbung" so geworden wie ihre Eltern waren, und daß der „Tauglichste" nicht immer der ist, der „in die Welt hineinpaßt". —

Sondern wir müssen, — wenn wir uns nicht vorsätzlich selbst mit Blindheit schlagen, — sehen, daß das Weltall ein vom Geiste, d. h. von einer bewußten Intelligenz belebter und bewegter Organismus ist, der seinen Daseinszweck und sein Ziel, — sein Wissen und seinen Willen, — und schließlich auch seine Krankheit und seine Genesung hat. —

Unsere Pflicht ist demnach weder die eines Bureaukraten, noch die eines toten Zahnrades, sondern die eines selbständig lebenden, fühlenden und denkenden Teilwesens, welches lernen soll, Einblick zu tun in das Leben, Fühlen und Denken des Gesamtorganismus, — welches den Zweck desselben nach und nach erkennen lernen und fördern helfen soll. —

Unsere Pflicht ist selbst etwas Lebendiges, stetig sich Entwickelndes, welches sich fortwährend verändert, — und mit unserer eigenen Fähigkeit wächst, — uns gleichsam unter den Händen wächst, so daß wir niemals sagen können: „Wir haben sie ganz erfüllt." —

Deshalb sagt auch der Meister von Nazareth: „Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte, — wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren!" — Ich möchte hier den Schwerpunkt auf das Wort schuldig legen und es so verstehen, daß wir höchstens das tun können, was wir von Rechts wegen vielleicht hätten schon längst tun sollen. Aber unsere mangelnde Erkenntnis



und unsere Schwachheit hinderte uns daran, — und wir blieben hinter unserer Pflicht zurück. Nun kam Karma, — unser großer Zuchtmeister, — und befahl uns, das zu tun, was wir noch „zu tun schuldig waren“. —

Das intuitive Gefühl des Volkes mag dies wohl geahnt haben, als es im Sprachgebrauch die Wörter „Pflicht und Schuldigkeit“ zusammenstellte. —

Durch diese Zusammenstellung ist, — wie es scheint, — die Bedeutung des Wortes „Pflicht“ etwas herabgesunken, so daß das Wort nicht mehr das Ideal dessen darstellt, was uns zu tun obliegt, sondern eben nur die „Schuldigkeit“. —

Trefflich beleuchtet dies auch Otto Ernst in seiner Komödie „Flachsmann als Erzieher“. Der Lehrer Weidenbaum hatte die Kinder mit geisttötenden Disziplinarübungen gequält und den „vorgeschriebenen“ Lehrplan sozusagen „mechanisch“ erledigt. Er glich einem toten Zahnrade, das nur deshalb arbeitete, weil es in dem gemeinsamen Betrieb nicht stillstehen konnte. — Von dem Schulrate Dr. Prell deshalb scharf getadelt, verkriecht er sich hinter die Redensart: „Ich habe jederzeit meine Pflicht getan.“ — Die Antwort des Schulrates lautet: „Pflicht genügt für einen Geldbriefträger, — von einem Lehrer verlange ich Begeisterung.“ —

Was Dr. Prell vom Lehrer verlangt, gilt natürlich vom Menschen im allgemeinen. Es ist, — mit anderen Worten, — eben nicht genug, daß wir unsere „Schuldigkeit“ tun, sondern unsere „Pflicht“ ist etwas Höheres, es ist die ideale Forderung, bei Erfüllung jeder Aufgabe unser Bestmöglichstes zu leisten. —

Den Unterschied zwischen Pflicht (im idealen Sinne) und Schuldigkeit könnte man vielleicht auch damit klarlegen, daß man unter „Schuldigkeit“ das berufsmäßige Erfüllen unserer Aufgaben versteht, für das wir bezahlt werden und das wir unterlassen würden, wenn wir nicht dafür bezahlt würden, — Pflicht aber ist das nie zu erreichende Ideal unserer Aufgaben, dem wir aber mit Begeisterung nachjagen, — und das den Trieb in uns entfacht, unser Bestes, — ja unser ganzes Selbst der Erfüllung dieser Aufgaben zu weihen.



Wenn wir unsere „Schuldigkeit“ tun, so sehnen wir das Ende der Aufgabe herbei, — wir trachten von ihr frei zu werden, und ein Seufzer der Erleichterung begleitet die Erledigung der betreffenden Arbeit. Wenn wir unserer „Pflicht“ obliegen, denken wir nicht ans Ende derselben, — wir gehen ganz in der Arbeit selbst auf und entlassen das vollendete Werk beinahe ungern aus unseren Händen, indem wir uns daran erinnern, wie viele Freude uns das Arbeiten daran bereitete. E. T. A. Hoffmann, der berühmte Erzähler, berichtet in seinem Roman „Das Fräulein von Scuderi“ von dem kunstreichen Goldschmied Cardillac, der nicht selten die bereits abgelieferten Arbeiten von den Bestellern flehentlichst wieder zurückverlangte, um wieder und wieder daran arbeiten zu können. —

Sehr oft steigen in uns Zweifel darüber auf, ob etwas, was vielleicht von uns gefordert wird, wirklich unsere Pflicht sei; — ob nicht etwas anderes, wichtigeres darüber versäumt wird, — ob wir überhaupt nötig haben, dies oder jenes zu tun, — ob wir nicht für „höhere“ Aufgaben da sind etc. etc. —

Bei weitem seltener zweifeln wir aus dem Grunde, daß wir etwa glauben, nicht würdig zur Ausführung einer Aufgabe zu sein; — oder daß wir befürchten, nicht das Recht dazu zu haben, indem wir glauben, daß ein anderer den betreffenden Anforderungen besser gewachsen sei. — Die Ursachen dieser Zweifel sind die verschiedensten: Ein Vielbeschäftigter, der „nicht weiß, wo ihm der Kopf steht“, kommt vor lauter „Pflichten“ nicht zur Pflicht; — nämlich zu der, zu erkennen, was von alledem, was ihn in Anspruch nimmt, überflüssig und nutzlos ist. Immer ist dies nicht der Fall — aber eine große Anzahl der mit Pflichten Überbürdeten würde sich wundern, wie wenig von ihrer vielen Arbeit übrig bliebe, wenn alles das unterlassen würde, was nicht aus wirklichem Pflichtgefühl, sondern aus persönlichen Gründen, — meist aus Eitelkeit — getan wird. Schmeichelt es doch schon ganz enorm, als tätig und arbeitsam bezeichnet zu werden; — wie viel mehr erst, wenn uns die liebe Mitwelt mit „Ehrenämtern“ bedenkt, für die (— wie gerne glauben wir's! —) gerade wir



uns ganz besonders eignen. — Ja — es geht ohne uns partout nicht und wollten wir es ablehnen, — um Gotteswillen! Das wäre ja eine Kränkung. — Für wen? —

Hand aufs Herz! — Für uns selbst ganz allein. —

In ähnlicher, nur noch nutzloserer Weise als diese „Pflichten" halten uns die sogenannten „Verpflichtungen" von der Erkenntnis unserer wahren Pflicht ab.

Da ist man „verpflichtet", die Veranstaltungen der „Gesellschaft" zu besuchen, sich von irgend einem „hochgestellten" Mann oder einer solchen Dame empfangen zu lassen, — nur um sich zu zeigen und ein paar Phrasen zu dreschen, man „muß" bei nichtssagenden Tischreden und ähnlicher „Unterhaltung" mit dem Gähnen kämpfen — während daheim vielleicht, — nein, in der Regel bestimmt, — sich die Arbeit häuft.

„Ja, — konntest Du denn die Einladung nicht absagen?" fragt jemand in einem Schauspiel von Ludwig Fulda.*) Antwort: „Absagen?! — eine Einladung bei einem Vorgesetzten absagen!? — Hast Du 'ne Ahnung von der Staatskarriere!" —

Wohl kaum ist das Wort „Pflicht" mehr entheiligt, mehr herabgezerrt worden, als wenn es zur Bezeichnung des Begriffes „gesellschaftlicher Verpflichtung" gemißbraucht wird. — In den bisher angeführten Fällen war es bei einigem Nachdenken kaum schwierig, den Grund der Nichterkenntnis der Pflicht als Eigenliebe — Egoismus zu erkennen.

Und ich möchte behaupten, daß es überhaupt stets und immer der Egoismus ist, der uns am Erkennen unserer wahren Pflicht verhindert.

So auch, wenn wir an irgend einem großen Werke mitzuarbeiten wünschen, sei es die theosophische Bewegung oder ein anderes. Wir halten dies für unsere Pflicht, fühlen uns dazu berufen und sind bereit, uns in den Dienst der Sache zu stellen. Doch unsere Alltagsarbeit hindert uns in größerem oder geringerem Maße daran. Wir fühlen uns unglücklich, möchten am liebsten die Alltagsarbeit vernach-

*) „Maskerade", Schauspiel in 4 Akten von L. Fulda.



lässigen oder ganz aufgeben und nur unserer „Pflicht" leben, zu der wir uns hingezogen fühlen.

Wir hören z. B. einen anderen in der Theosophischen Gesellschaft einen Vortrag halten. Das möchten wir auch. Wir sind uns ganz klar darüber, daß wir es auch können, — mindestens ebenso wie der, den wir hören.

Aber uns bindet unser Beruf, — wir können uns nicht in dieser Weise betätigen. Die Arbeit in der Theosophischen Gesellschaft ist etwas Höheres als der Beruf, — das ist schließlich wahr, — — aber wissen wir, ob es unsere Pflicht ist?

Wir möchten, es sei unsere Pflicht, — aber es ist nicht die unsere, es ist die eines anderen, — eines anderen, der die nötige Zeit dazu hat — und der sich vielleicht eben gerade dazu eignet, — weniger aber zu einer anderen Art der Betätigung.

Ich nehme an, der betreffende, der sich nach Betätigung in der theosophischen Bewegung sehnt, sei ein Beamter, der Tag für Tag in seinem Bureau sitzt unter einem Vorgesetzten, der ihn fortwährend tadelt und an ihm herumnörgelt. —

Da läuft ihm vielleicht des öfteren die Galle über, — hier muß er sitzen und sich bekritteln lassen, während er doch eine bessere, edlere Tätigkeit wüßte, der er nicht nachgehen kann.

Hat der arme Beamte wirklich keine Gelegenheit, sich an der theosophischen Bewegung zu betätigen? — Nun — ich meine doch. —

Wenn er z. B. das, was er in der Theosophischen Gesellschaft hörte, in seinem Bureau seinem nörgelnden Vorgesetzten gegenüber anwendet; — Geduld und Nachsicht übt, sich beherrschen lernt, die Grillen des Vorgesetzten zu verstehen sucht und im übrigen treu und gewissenhaft seine Pflicht tut, so gewinnt er zunächst unendlich viel für sich, vielleicht mehr als der, der Vorträge hält und dadurch leicht in die Gefahr kommt, der Eitelkeit Raum in seinem Innern zu gewähren.

Wenn er so an sich arbeitet, wird er zu einem wirk-



lichen Mitgliede, d. h. zu einem Teile jenes Kernes der allgemeinen Bruderschaft, und hilft dadurch auf innerem Wege, — und äußerlich durch sein Beispiel anderen vorwärts, — er arbeitet also für die theosophische Bewegung, indem er seine Pflicht erfüllt.

Deshalb heißt es ja: „Es ist besser, seine Pflicht unvollkommen (infolge der Schwierigkeiten, — nicht etwa infolge von Nachlässigkeit) zu erfüllen, als die eines anderen noch so gut zu tun.“

Das, was uns nach der Pflicht eines anderen schielen läßt, ist die Einbildung, daß dieselbe schöner sei, — vielleicht auch bequemer — als die unsere; — wir wollen etwas anderes, besseres, d. h. es ist die Persönlichkeit, die sich mit ihrem Egoismus wieder geltend macht. —

Auch die andere angeführte Art des Zweifels an unserer Pflicht — das Zweifeln daran, ob wir fähig und würdig sind, die an uns herantretende Aufgabe auszuführen, ist auf Egoismus zurückzuführen. Denn es ist die Sorge um den Erfolg und die Angst, es könne uns ein Tadel treffen, wenn unsere Arbeit mißlingt. Wirkliche Bescheidenheit läßt uns die Arbeit herzhaft angreifen*) und ohne Erwartung eines Erfolges und Lohnes zu Ende führen, — oder nur dann zurücktreten, wenn ein anderer, der es besser versteht, sich unserer Sache annimmt.

Selbstlose Hingabe an unsere Aufgabe, — ein Einswerden mit unserer Pflicht — ist das einzige, aber unfehlbare Mittel, die wahre Pflicht zu erkennen.

Denn da steht ja unsere Persönlichkeit nicht mehr zwischen uns und unserer Pflicht, — und sie war es ja allein, deren Schatten uns die Pflicht verdunkelte. — Wie schon erwähnt, wachsen wir innerlich, durch selbstlose Ausübung unserer Pflicht; und mit unserer Fähigkeit wächst auch diese wieder, so daß wir niemals in Sorge zu sein brauchen, die Pflicht könne aufhören, oder wir müßten etwas tun, das unserer nicht würdig sei. Karma stellt schon jeden auf den

---

*) Wilhelm Tell: Wer allzu viel bedenkt, wird wenig leisten.

rechten Platz im Leben, und die Art und Weise, wie wir unsere Alltagspflicht erfüllen, ist die Prüfung für höhere Pflichten.

Die Meister verlangen von niemandem, daß er die Pflichten, die er seiner Familie oder anderen Menschen gegenüber hat, im Stiche läßt, um sich in ihren Dienst zu stellen, — im Gegenteil, — wer dies tun wollte, würde damit den Beweis erbringen, daß er für die Arbeit der Meister noch nicht reif ist.

Wenn in der Bibel und anderen heiligen Büchern Stellen vorkommen, wie z. B.: „Wer zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter, sein Weib und Kind, dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein" — so ist damit gemeint, daß wir, um die Lehre des Christus in uns zu erleben, mit dem althergebrachten Vorurteil und Aberglauben, wie es uns durch die Persönlichkeiten unserer Vorfahren überliefert wurde (Vater und Mutter), brechen müssen, daß wir unser Gemüt nicht von dem Strudel der Mitwelt (Weib) oder der Sorge um die Zukunft (Kind) beeinflussen lassen dürfen, und daß wir namentlich unser „eigenes Leben", d. h. das der Persönlichkeit, mit all seinen egoistischen Trieben in den Hintergrund unseres Interesses stellen müssen. Aber gerade das letztere können wir nicht anders erlernen, als durch die treue und selbstlose Ausübung unserer Pflicht.

„Wie aber," — so fragen vielleicht einige, — „gelangen wir zur Freiheit, — wie werden wir unserer Pflicht endlich einmal ledig?" —

Und vielleicht fangen gar einige an zu murren über die theosophische Lehre, die dem Menschen nie und niemals Ruhe lasse, indem sie lehre, daß wir jene Pflichten, die wir jetzt nicht erfüllten, in der nächsten Verkörperung wieder vorfinden würden, — und so gehe es in Ewigkeit fort, — nicht einmal im Grabe sei man „fertig" etc. etc. — wie alle diese Einwürfe lauten.

Ja, — freilich in der Ewigkeit gibt es kein Fertigwerden, da entwickelt sich eins aus dem anderen, — Weltenkörper zerfallen zu Staub, — aus Mikroben bauen sich neue Or-



ganismen auf, und stets von neuem beginnt dieses Schaffen und Vergehen, dieses „göttliche Spiel", wie man es wohl genannt hat. —

Und damit ist auch die Antwort gegeben: — „Unsere Pflicht hört niemals auf, — sie ist ewig wie wir selbst." —

Aber, — erschrecken wir nicht — das, was uns hier auf Erden drückt, ist ja nicht die Pflicht selbst, — es ist einesteils das, was ich vorhin als „Schuldigkeit" bezeichnete, — andererseits aber das Gefühl der Niedergeschlagenheit, wenn wir sehen, wie weit wir noch in der Erfüllung unserer Pflicht zurück sind.

Wie ich mich aber klarzulegen bemühte, führt uns das „Gute Gesetz" zu immer höheren und höheren Pflichten, und endlich, wenn unser Wille ganz eins geworden mit dem der Gottheit, wird auch unsere Pflicht identisch sein mit der göttlichen „Pflicht" des unumschränkten freien Schaffens, wir werden dann von der „Schuldigkeit" frei sein, und unsere Pflicht wird in nichts anderem bestehen, als in der Betätigung jener Schaffensfreude, die der pflichtgetreue Mensch in kleinem Maßstabe schon jetzt empfinden kann, wenn er sich ganz eins fühlt mit seiner Pflicht.



Still geh' du deinen stillen Pfad
Und achte nicht des Lohns der Erde,
Froh hoffend streue deine Saat,
Daß sie dereinst gedeihen werde.
Brichst du auch selbst die Früchte nicht
All deiner Sorgen, deiner Mühen,
Die Seligkeit erfüllter Pflicht
Wird dir aus Kampf und Not erblühen.

A. Triebler.







Merkwürdige Steine.

Von Felix Schikora.

Vor einiger Zeit brachte die „Berliner Morgenpost“ obige, den schwankenden Stein von Tauvil darstellende Abbildung. Darunter stand folgende Notiz:

> „Dieses seltene Naturphänomen befindet sich dicht bei der Stadt Tauvil, unweit von Buenos Aires in Argentinien. Der Stein wiegt fast 5500 Zentner und ist so genau ausbalanziert, daß er im Winde hin- und herschwankt. Ein beliebter Scherz für Touristen ist, Nüsse von dem schwankenden Steine knacken zu lassen. Andererseits war es nicht möglich, den Stein von der Stelle zu bewegen, trotzdem man mehrere Hundert Pferde vorgespannt hatte, um den Felsblock von der Stelle zu rücken.“

Das ist gewiß ein merkwürdiger Stein. Das von ihm Gesagte mag wie ein Aprilscherz anmuten, ist aber nichtsdestoweniger eine Tatsache, die zahlreiche Gegenstücke aufzuweisen hat. Auch in Europa gibt es derartige „Wagsteine“. In den Ruinen von Stonehenge finden sich gleich mehrere davon. Auch in Frankreich (Carnac in der Bretagne), in Skandinavien und Südrußland kann man sie antreffen. Etwas weiter ist es schon bis in die Sahara, nach Indien oder nach Sibirien. Im „Lande der Wunder“ sind sie durchaus nichts Ungewöhnliches.

Man kannte schon im Altertum Steine, die merkwürdige Eigenschaften besaßen. So erzählt Plinius, daß die Argo-

nauten in Kyzikos einen Stein zurückließen, den die Kyziker ins Prytaneion stellten,

> „von wo er verschiedene Male fortlief, so daß sie gezwungen waren, ihn mit Blei zu beschweren".

Ebenso toll oder noch toller trieb es ein Stein von der Insel Mona zur Zeit der Eroberung Irlands durch Heinrich II. Giraldus Cambrensis spricht von dem Mona-Steine, der trotz jeder Anstrengung, ihn an einem anderen Orte festzuhalten, stets auf seinen Platz zurückkehrte. Graf Hugo Cestrensis wollte sich davon überzeugen. Er band ihn an einen viel größeren Stein und ließ sie ins Meer werfen. Am nächsten Morgen fand man ihn am alten Platze. Der gelehrte William von Salisbury verbürgt diese Tatsache.

Doch bleiben wir zunächst im Altertum. In einem Gedichte über Steine, das dem Orpheus zugeschrieben wird, werden sie eingeteilt in Ophitai „Schlangensteine" und Sideritai „Sternsteine".

> „Der Ophites ist rauh, hart, schwer, schwarz und hat die Gabe der Sprache. Wenn jemand sich anschickt, ihn wegzuwerfen, so bringt er einen Ton hervor, ähnlich dem Schrei eines Kindes. Mit Hilfe dieses Steines sagte Helenus den Untergang von Troja seinem Vaterlande voraus." *)

Einen derartigen Stein besaß auch der Arzt Eusebius, der ihn stets auf seiner Brust trug und sich nie von ihm trennte. Er empfing von ihm Orakel, die in

> „einer dünnen Stimme, welche einem Pfeifen ähnelte",

gegeben wurden. Arnobius, ein heiliger Mann, der von „einem Heiden zu einer Leuchte der Kirche" wurde, gesteht, daß er niemals einen solchen Stein antreffen konnte, ohne ihm eine Frage zu stellen. Oft wurde sie mit einer „klaren, scharfen, dünnen Stimme" beantwortet.

Plinius erwähnt auch Steine, die davonliefen, wenn sich ihnen jemand näherte. Rhodius spricht weitläufig von den Schaukelsteinen und sagt, daß sie

*) H. Falsonnet, D. VI, Mém., p. 513; angeführt von de Mirville und H. P. Blavatsky.



„auf den Gipfel eines Tumulus gestellte Steine sind und so empfindlich, daß sie durch den Gedanken bewegt werden können",

„was sich ohne Zweifel auf die alten Priester bezieht, welche solche Steine durch Willenskraft aus der Entfernung bewegten", bemerkt H. P. Blavatsky hierzu.

Ich erwähnte schon Stonehenge als einen Ort, der derartige merkwürdige Steine aufzuweisen hat. Man findet dort eine Unmenge riesiger Felsblöcke, von denen einige an zehntausend Zentner wiegen, und die ebenso wie der schwankende Stein zu Tauvil genau ausbalanziert sind. Dem leisesten Drucke eines Fingers geben sie nach; nichtsdestoweniger setzen sie den Anstrengungen von zwanzig Männern unüberwindbaren Widerstand entgegen. Scheinbar planlos hingeworfen, geben diese Kolosse dennoch die Planisphäre von Dendara und die Zeichen des Tierkreises mit mathematischer Genauigkeit wieder.

In einem in der Revue Archéologique im Jahre 1850 erschienenen Aufsatz heißt es von Stonehenge:

„Jeder Stein ist ein Block, dessen Gewicht die gewaltigsten Maschinen*) auf die Probe stellen würde. Sie sind .... Massen, bei deren Anblick das Wort Materialien unerklärlich zu bleiben scheint, bei deren Anblick die Einbildungskraft zu schanden wird und die mit einem Namen belegt werden mußten, der ebenso kolossal war wie die Dinge selbst. Abgesehen davon, verraten diese ungeheuren „Schaukelnden Steine", welche auch manchmal „routers" genannt werden, die auf einer ihrer Seiten wie auf einer Spitze aufrecht gestellt sind, wobei ihr Gleichgewicht so vollkommen ist, daß die leiseste Berührung genügt, sie in Bewegung zu setzen, die genaueste Kenntnis der Statik."

Man nannte solche Steine auch manchmal „Dolle Steine", und der eben angeführten Benennung „routers" nach scheint es wirklich tolle Brüder unter ihnen gegeben zu haben.

Wozu und von wem sind nun diese Kolosse aufgestellt worden? Von Stonehenge steht mit ziemlicher Sicherheit

*) Unsere größten und neuesten Hebemaschinen besitzen eine Tragkraft von 150000 kg, das sind 3000 Zentner, was gegenüber den Gewichten von 8000—10000 Zentnern natürlich garnichts besagt. F. S.



fest, daß die riesigen Monolithen astronomischen Zwecken dienten. Darauf läßt auch schon ihre Anordnung nach den Tierkreiszeichen schließen. Gewöhnlich jedoch mögen sie zu Orakelzwecken gedient haben. Plinius sagt:

> „In Persien und Indien waren sie es (die persischen Otizoe), welche die Magier wegen der Wahl ihrer Herrscher zu befragen hatten"

und im Anschluß daran beschreibt er einen Felsen, der Harpasa in Asien „überschattet" und derart aufgestellt ist, daß

> „ein einzelner Finger ihn bewegen kann, indes das Gewicht des ganzen Körpers seinen Widerstand hervorruft".

Dormius und Olaus Magnus zeigen, daß die Könige von Skandinavien entsprechend den Anordnungen des Orakels, dessen Stimme durch

> „diese ungeheuren, durch die außerordentlichen Kräfte der Riesen aufgerichteten Felsen"

sprach, gewählt wurden.

Der berühmte Stein zu Westminster, „liafail", „der sprechende Stein", erhob seine Stimme, um den König zu nennen, welcher gewählt werden sollte. Cambry erwähnt ihn in seinen Monuments Celtiques.

An diesen Zweck solcher Steine erinnern auch die volkstümlichen Bezeichnungen: „Stein des Schicksals oder des Gerichtes", „Wahrsagestein", „Stein des Gottesgerichtes", „Orakelstein" usw.

Bei einer Untersuchung ihrer Herkunft fällt uns zunächst auf,

> „daß diese riesigen Massen oft vollständig Fremdlinge sind in den Ländern, wo sie jetzt festliegen; daß ihre geologischen und gleichartigen Verwandten oftmals Schichten angehören, welche in jenen Ländern unbekannt und nur weit entfernt jenseits der Meere zu finden sind. Herr William Tooke spekuliert über die ungeheuren Granitblöcke, welche über Südrußland und Sibirien verstreut sind, und sagt dem Leser, daß dort, wo sie jetzt ruhen, weder Felsen noch Berge sind; und daß sie „aus ungeheuren Entfernungen und mit gewaltigem Kraftaufwand" gebracht worden sein müssen. Chartou spricht von einem Exemplare eines solchen Felsens aus Irland, welches der Untersuchung eines hervorragenden englischen Geologen überwiesen wurde,



welcher dasselbe fremdem, „vielleicht sogar afrikanischem" Ursprung zuschrieb."*)

Auch die Überlieferung der Iren schreibt den Ursprung ihrer Steinkreise einem „Zauberer zu, welcher sie aus Afrika brachte".

Die „wissenschaftliche" Zufallshypothese, die natürlich auch hier wieder herhalten mußte, ist so absurd, daß man sich wundern muß, wie immer und immer wieder hervorragende Gelehrte auf sie zurückkommen können. Einzig und allein schon die oben erwähnte Tatsache, daß gerade zwölf Steine in Stonehenge die Tierkreiszeichen wiedergeben, mathematisch genau wiedergeben, und daß gerade diese zwölf Steine, die

„astronomischen Zwecken gewidmet waren, aus der Entfernung hergebracht waren, wahrscheinlich aus Nordirland",**)

während alle anderen Steine aus einem roten Sandsteine oder „Sarsenstein", örtlich genannt „grauer Widder", bestehen, der dort in der Gegend anzutreffen ist, läßt sie als hinfällig erscheinen.

Cambray, der ein Verfechter der Zufallstheorie war, der behauptete:

„Menschen haben nichts damit zu tun .... denn niemals könnte menschliche Kraft und Fleiß irgend etwas von der Art unternehmen. Die Natur allein hat das alles vollbracht, und die Wissenschaft wird es eines Tages beweisen,"

widerrief später mit den Worten:

„Ich glaubte lange Zeit an Natur, aber ich widerrufe, ... denn der Zufall ist nicht imstande, so wunderbare Kombinationen zu schaffen, ... und die, welche die genannten Steine ins Gleichgewicht versetzten, sind dieselben, welche die beweglichen Massen des Teiches von Huelgoat bei Concarneau aufgerichtet haben."

H. P. Blavatsky behauptet in ihrer Geheimlehre, daß alle diese Steine Überreste aus der Zeit der Riesen sind. Von Stonehenge sagt sie, daß derjenige, der die Steine nach England brachte, ein dunkler

*) H. P. Blavatsky, „Die Geheimlehre".

**) Flinders Petrie, „Stonehenge".



> „Atlantier, vielleicht sogar ein früherer Lemurier, welcher bis zur Entstehung der britischen Inseln am Leben geblieben war, – unter allen Umständen ein Riese"

war.

Das würde die irische und skandinavische Volkssage bestätigen; denn auch in Skandinavien schreibt die Überlieferung den Riesen die Herkunft der Steine zu.

> „In dem Folianten des Johannes Magnus ist die Darstellung des Halbgottes zu sehen, des Riesen Starchaterus (Starkad, des Schülers des Hroszharsgrani des Magiers), welcher unter jedem Arm einen gewaltigen Stein hält, der mit Runenzeichen bedeckt ist. Dieser Starkad kam nach der skandinavischen Sage auch nach Irland und vollbrachte wunderbare Taten im Norden und Süden, Osten und Westen." (Siehe Asgard and the Gods, pp. 218–221.)

Wer Recht hat, H. P. Blavatsky oder die Zufallstheoretiker, das muß die Zukunft entscheiden. Bis dahin bleiben diese Steine ein stummes Rätsel, das seiner Lösung harrt. Eins unter vielen.



Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem anderen Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann. Und was sind die tausendfältigen Religionen anderes als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deins nicht bei mir; in unseres Vaters Apotheke sind viel Rezepte.

Goethe.







Aspekte des Christusproblems.

III.

Der Avatar.

Von A. Ulysses.

Unserer Auffassung nach ist jene Gestalt, auf die von den Evangelien hingewiesen wird, nicht nur eine Einzelgestalt, sondern ein Typus verehrungswürdigster Art — der Typus der Avataras.

Der ganze Osten, mit Ausnahme der Türken, glaubt an Wesen, welche „in der Welt leben, aber nicht von der Welt sind". Dies sind die „Meister", auch die „älteren Brüder der Menschen", „Adepten" etc. genannt. Es sind Menschen, welche es fertig gebracht haben, ihr Bewußtsein zur Höhe des universalen Einheitsbewußtseins mit allem, was lebt, zu erhöhen. An spiritueller Kraft, aber auch an speziellen Kenntnissen und Fähigkeiten auf dem okkulten Gebiete sind diese Meister durchaus individuell verschieden. Es gibt unter ihnen hohe und höchste, wie auch niedrigere Grade. Gleich sind sie nur in der Unfähigkeit, etwas anderes zu tun, als allen Wesen zu helfen — allen zu helfen, das Ziel der Evolution, eben göttliches Bewußtsein, unsterbliches Leben, zu erlangen. Ihr ganzes Wesen ist substantiell die Barmherzigkeit. Am besten wird ihr Wesen im dritten Teile des Buches „Stimme der Stille" von H. P. Blavatsky beschrieben.

Einen hohen Grad unter diesen Adepten nehmen die Mahatmas ein.



Einen ihrer höchsten Grade aber bilden anscheinend die Avataras.

Meister können in dieser oder vergangenen Schöpfungsperioden diesen Grad erreicht haben, die Avataras aber müssen diesen Grad wohl vor vielen Schöpfungsperioden erlangt haben und eine so unendlich hohe Stufe der Reinheit erreicht haben, daß zwischen ihnen und dem Logos, dem schöpferischen Wort Gottes, kein Unterschied mehr existiert.

Der Logos ist nach Ansicht des Ostens die Wurzel der Schöpfung, hervorgegangen aus dem ewig Unbekannten, auch für den Logos unbekannten, Absoluten.

Würden die christlichen Theologen die Bücher des Ostens mit Verehrung studieren, so würden sie die Bedeutung des ersten Satzes des Johannisevangeliums nicht vermenschlichen, sondern im „Worte Gottes", das „im Anfang war", die verborgene, unbegrenzte, undefinierbare Schöpferkraft verehren, aus dem alle „eingeborenen Söhne Gottes" hervorgingen. Die „eingeborenen Söhne" des Logos sind eben die Avataras.

Das klassische Bild eines solchen wird in der „Bhagavad-Gita"*) gegeben. In dieser über alles erhabenen Abhandlung spricht der Repräsentant des Logos, Krischna, folgende Worte: „Obzwar ich das Ungeborene, die Seele, die niemals vergeht, bin, obgleich ich der Herr aller Wesen bin, trete ich doch als Beherrscher meiner eigenen Natur in die Erscheinung durch die magische Kraft der Seele.

„Denn wenn immer Verfall des Gesetzes eintritt und Gesetzlosigkeit ihr Haupt überall erhebt, dann trete ich in die Erscheinung.

„Um die Gerechten zu erretten und jene, die Böses tun, zu vernichten; um dem Gesetz seine ganze Stärke wiederzugeben, verkörpere ich mich durch die Zeitenalter."

Hier finden wir also das „fleischgewordene Wort Gottes" in seiner wahren Bedeutung.

Der Avatara hat also wirklich jene Doppelnatur, die ihm einige liberale Theologen zuerkennen, wenn wir den Artikel

*) Original-Übersetzung aus dem Sanskrit von Charles Johnston.



des Herrn Lic. theol. Hasse im Maihefte des „Theosophischen Lebens“ richtig verstanden haben.

Der Avatara ist Mensch im Körper — aber der Alles umfassende Logos, also das ganze Universum, dem Wesen nach, d. h. sein Bewußtsein umfaßt das All als eine Einheit, erkennt es als Einheit und nicht durch stückweises Erfahren, wie der irdische Mensch. „Denn unser Wissen ist Stückwerk,“ sagt der Apostel Paulus.

Krischna übt die Funktionen eines Vermittlers zwischen dem Logos, dem Vater, und dem persönlichen Menschen aus; er erhebt das Bewußtsein seines Schülers Arjuna, der sich ihm ganz ergibt, zur Höhe seines eigenen, und Arjuna erkennt nun ebenfalls die Einheit des Alls.

Von außen betrachtet also wäre Krischna durchaus das Pendant des Christus, der da sagte: „Keiner kommt zum Vater denn durch mich.“

Dies ist auch wahr, nur muß man sich stark hüten, Göttliches zu vermenschlichen, zu materialisieren.

Sein geistiges Wesen ist der Mittler, und dieses geistige Wesen kann nur von dem geistigen Teil seiner Anhänger und Schüler erfaßt werden. Sein materieller und sein geistiger Teil repräsentieren zwei Bewußtseinshöhen. Haftet der Blick auf der materiellen Erscheinung, so bleibt unser Bewußtsein auf der materiellen Ebene, und somit bleibt das Himmelreich verschlossen — welches sich auf der geistigen Ebene befindet. Es ist klar, daß das Bewußtsein auf jener Ebene bleiben muß, auf welche die Aufmerksamkeit konzentriert ist, und aus diesem Grunde können jene, deren Aufmerksamkeit auf die materielle, fleischliche und historische Erscheinung ihres Heilandes gerichtet ist, niemals zu ihrem wirklichen Heiland auf der geistigen Ebene gelangen.

Das Geistige kann nur durch Geistiges erfaßt werden. Es wird dem Menschen nur gelingen, in Kontakt mit solchen Wesen zu kommen, wenn er versucht, seine eigene spirituelle Natur zur Herrschaft gelangen zu lassen. Wie dies zu geschehen hat, das ist es ja, was die Avataras und Meister



aller Zeiten aufs eifrigste bemüht waren, vorzuleben und zu lehren.

Ihre Grundlehre war stets: Vergiß dich selbst vollständig in der selbstaufopfernden Liebe zur Weltseele und in der Liebe zu deinen anderen Selbsten, welche ebenso unzerstörbare Bestandteile der Weltseele sind, wie du selbst.

Sie alle lehrten die Überwindung des niederen selbsts durch das Höhere Selbst.

Wie Krischna sagte, reïnkarniert sich der Logos öfter. Man könnte annehmen, daß sich der Logos immer in der Gestalt Krischnas verkörpert. Diesem widersprechen aber die heiligen Bücher des Ostens, die den Logos sich in verschiedenen Gestalten und Personen verkörpern lassen.

Auch die Wiederkunft Christi ist unserem Glauben nach so zu verstehen, daß der Logos in der Gestalt irgend eines anderen Meisters den Menschen helfen wird.

Bei den Buddhisten heißen die Avataras die Buddhas. Der letzte Buddha hieß Gotama und war der fünfte seiner Art in dieser Schöpfungsperiode. Bei den Parsen heißen sie Zoroaster.

Die Gestalt, auf die die Evangelien hinweisen, scheint auch ein solcher Avatara zu sein; wann und wo und wie er gelebt hat, ist präzise aus den Evangelien nicht zu entnehmen, da die berichteten Ereignisse symbolische Darstellungen aus dem inneren Leben eines jeden Avataras sein können.





Wiederverkörperung und Unsterblichkeit.

Von Orlando Smith.

Wenn wir den Ursprung und Zweck des menschlichen Daseins betrachten, sind es drei Theorien, die uns entgegentreten, nämlich:

1. Der Materialismus, welcher behauptet, daß das ganze Leben des Menschen mit der Geburt anfängt und mit dem Tode des physischen Körpers endet.

2. Die Theologie, welche lehrt, daß der Mensch bei der Geburt des Körpers mit einer Seele geschaffen worden ist, welch letztere den Tod des Körpers überlebt und auf alle Ewigkeit in der Zukunft fortdauert.

3. Die Lehre der Unsterblichkeit, welche behauptet, daß der Mensch eine unsterbliche Seele ist, die ewig vor der Geburt des Körpers existiert hat und ewig nach dem Tode desselben fortleben wird. Von diesen drei Theorien muß die eine wahr und zwei falsch sein.

Wir müssen daher zu entscheiden trachten, welche Theorie unsere natürlichen Empfindungen am wenigsten verletzt, welche sich am meisten mit der Gerechtigkeit und der moralischen Verantwortlichkeit in Harmonie befindet, und welche die Erblichkeit, das Böse und andere große Probleme am besten erklärt.

Der Materialismus sagt, daß der Mensch ohne seine Einwilligung geboren worden sei, daß er das Produkt von Ge-

---

Aus dem Englischen.



setzen, Kräften und Trieben sei, von welchen er keine Kenntnis hat und daß er mit physischen, intellektuellen und moralischen Eigenschaften ausgestattet sei, für welche er nicht verantwortlich ist. — Der Tor, der Trunkenbold, der Dieb, der Lügner erbt bloß seine Sünden und leidet für die Laster seiner Vorfahren; der Weise, der Edle, der Gute sind auch bloß Erben der besseren Eigenschaften ihrer Vorfahren. Aber warum sollen wir für die Sünden unserer Väter verdammt werden? Die von Menschen gemachten Gesetze, schwach und irrtümlich wie sie sind, enthalten keine solche Ungerechtigkeit. Es gibt keine so niedrige Rasse, welche solche Gesetze, die einen Menschen für das Unrecht eines anderen büßen lassen, dulden würde. Kann die große Natur einen schwächeren Gerechtigkeitssinn besitzen als die niedrigsten Kreaturen in menschlicher Form? Wenn diese Theorie haltbar wäre, dann sind die Tugenden Gaben der Natur, und demjenigen, der sie besitzt, gebührt nicht mehr Ehre als der Rose ihres Duftes willen. Dann sind wir unseren Lehrern, den Denkern und Erfindern keine Achtung schuldig, denn sie waren nur glücklich in der Schicksalslotterie; hingegen haben Feiglinge, Toren und Verbrecher nur ein unglückliches Los gezogen. Nach dieser Theorie des Materialismus erntet also der Mensch nicht, was er gesät hat, und er sät, was er nie ernten wird.

Die Theologie sagt, daß Gott den Menschen geschaffen und mit einer ewigen Seele ausgestattet habe. Der Mensch ist eine gemachte Kreatur, und die Ehre und Verantwortlichkeit für dieses Produkt gebührt dem Schöpfer, nicht dem Dinge. Der Schöpfer sieht alles, weiß alles, will alles; er hat daher in der schöpferischen Tat alle seine Kreaturen von vornherein entweder verdammt oder gesegnet. Der Mensch ist demnach notwendigerweise vom Anfang an der Gunst oder dem Zorn Gottes unterworfen, nicht aber ein Wesen mit eigenem Verdienst oder eigener Schuld. Manche Menschen wären also von Gott stark, mutig, weise, ehrlich, gerecht, schön, tolerant und keusch geschaffen; diese genießen die Gunst des Schöpfers. Manche dagegen wären unwissend,



grausam, selbstsüchtig, sündhaft, feige, lasterhaft, träge und töricht geschaffen; diese sind dem Fluch des Schöpfers unterworfen. In ein Geschöpf legte der Schöpfer Samen des Guten; aber das Wesen hat dies nicht verdient; es war bloß eine Gabe. In ein anderes Wesen wurden Samen des Bösen gelegt, und diese waren auch bloß Gaben Gottes. Durch eigenes Verdienst könnte sich also der Mensch nicht retten, denn er hat ja keins, nur dem Schöpfer gebührt das Verdienst. Der Mensch kann auch vom Standpunkt der Gerechtigkeit für seine Schuld nicht verdammt werden, denn er hat ja keine Schuld; dem Schöpfer gebührt diese Schuld. Ein zusammengesetztes, gemachtes Ding kann weder moralisch, noch unmoralisch sein.

Die Wahrheitsreligion oder Theosophie, deren Wahrheiten gefunden werden können, indem man alle Formen der Religion vergleicht und die Punkte der Übereinstimmung feststellt, lehrt folgendes:

1. Die Seele des Menschen ist unsterblich.
2. Der Mensch ist moralisch und ewig verantwortlich für seine Handlungen und Gedanken.
3. Das ewige Gesetz, welchem alles unterliegt, ist gerecht.
4. Die ewige Kraft ist rechtschaffen und weise und der Verehrung und Ehrfurcht würdig.

Die Theorie der Unsterblichkeit des Menschen, welche zu gleicher Zeit die Reïnkarnation oder Wiederverkörperung bedingt, stimmt mit allen bekannten Tatsachen vollkommen überein, die bei den Beziehungen der Menschen untereinander und zu den ewigen Gesetzen und Kräften in Betracht kommen; ja, die Unsterblichkeitstheorie harmoniert mit der Gerechtigkeit, der Moralität und der Freiheit des Menschen. Diese Theorie erklärt alles in Harmonie mit unseren natürlichen Empfindungen, ohne der ewigen Kraft Inkonsequenz und Ungerechtigkeit zuzuschreiben. Sie macht uns selbst verantwortlich für Glück oder Unglück; sie liefert den mächtigsten Sporn für rechtes Leben; sie unterstützt die Lehre der moralischen Verantwortlichkeit; sie gibt uns einen erhabenen und würdigen Begriff von den Gesetzen der Natur und liefert



den Beweis, daß diese, ohne Ausnahme, das Gute bezwecken. Die Natur hat keine Widersprüche; ihre Gesetze sind stets harmonisch und indem das Universum unsterblich und ewig ist, so müsse alles darin Enthaltene, auch die Seele, ewig und unsterblich sein. Der Mensch ist die Blüte dieser Erde. Es ist undenkbar, daß die Natur einem Sandkorn die Unsterblichkeit verleihen könnte und diese der Seele des Menschen verweigern sollte.

Der Mensch ist aber nicht halb, sondern ganz unsterblich. Die Theologie, indem sie die Präexistenz der Seele vor der Geburt leugnet, hat das unsterbliche Leben des Menschen enthauptet, und nun steht der Mensch da wie ein kopfloser Rumpf, gleichsam eine Bildsäule des Unverstandes, die sich in Disharmonie mit allen Tatsachen im Universum befindet. Aber die Unsterblichkeit kann keinen Anfang haben; die Seele muß daher ewig sein.

Ein unsterblicher Gegenstand kann nicht gemacht werden; ein Kind ist daher nicht geschaffen; seine Seele ist so alt wie die Seelen der Eltern. Seine Sünden sind seine eigenen, und sein Charakter ist in einer vorhergegangenen Existenz gebildet worden. Es kommt aus der inneren Welt, um auf kurze Zeit Bürger dieser äußeren Erde zu sein und dann in die innere Welt zurückzukehren. Das Leben des Menschen ist abwechselnd; die Seele wandert vom Fleisch zum Geist und vom Geist zum Fleisch. Das Leben im Fleisch wird auf der Erde, das Leben im Geiste auf der spirituellen Ebene zugebracht. Wir ernten das, was wir gesät haben. Jeder Mensch ist intellektuell und moralisch genau und physisch zum größten Teil das, was er aus sich selbst gemacht hat. Er bewirkt fortwährend seine eigene Verdammung oder seine eigene Erlösung. Er kann sich bis zur Höhe der Engel erheben; er kann aber auch bis zur Tiefe des niedrigsten Tieres fallen. Das Leben des Menschen ist ein endloser Kampf, in welchem das Gute und Kräftige wirklich siegreich sind und das Schlechte und Feige besiegt wird.

Wenn der Mensch diese Wahrheit begriffen hat, daß die Seele ewig ist, daß das Leben auf der Erde nur eine kurze



Szene ist, der viele andere ähnliche Szenen vorausgegangen sind und ebensoviele nachfolgen werden, von einem Leben, das keinen Anfang hatte und kein Ende nehmen wird, dann wird er wissen, daß der Kummer, die Armut und alles andere Leid und Unglück ein Ende haben muß. Die Schicksalsschläge, die menschliche Ungerechtigkeit, die Beleidigungen des Stärkeren, die scharfen Stiche des Schadenfrohen sind nur winzige Ereignisse im ewigen Leben des Menschen, in dem Leben, in welchem die Not sowohl als das Glück von Nutzen, ja sogar zum Vorteil ist. Es gibt keinen Raum für Haß oder Rache; die Gerechtigkeit der Natur ist viel sicherer und genauer. Der Mensch soll strenge Acht geben auf sein eigenes Leben, denn nichts außer seiner eigenen Selbsterniedrigung kann ihm wirklichen Schaden zufügen. In der Gegenwart bilden wir unsere Zukunft; wir können aber nicht in der Zukunft leben, denn wenn wir sie erreichen, ist sie die Gegenwart geworden. Wir leben nur in der Gegenwart, und in der Gegenwart bilden wir unseren Charakter, der einst, nach wiederholten Erdenleben, der menschlichen Seele als Siegespreis der Entwickelung die göttliche Selbsterkenntnis bringen wird.



Selbst die fünf Finger sind
Nicht gleich an einer Hand;
Verschieden ist ihr Dienst,
Ihr Ansehn, Größ' und Stand.

Rückert.







Die Meister in spiritistischen Séancen.

Von Hedwig Lange.

Ein italienischer Gelehrter und Spiritist berichtete vor einigen Jahren, daß H. P. Blavatsky während einer seiner „Séancen“ erschienen ist und ihre Theorien von der Wiederverkörperung widerrief.

Dieser Mitteilung kann eine ähnliche zur Seite gestellt werden, die ein genaues Pendant in bezug auf die „Moral der Geschichte“ darstellt.

Eine Dame behauptete, W. Q. Judge hätte auf der Kama-Loka-Ebene seine Sünden bereut und die Dame um Verzeihung gebeten.

Daß beide Fälle in Wahrheit nur Täuschungen sind, wird jeder Anhänger der theosophischen Philosophie zugeben.

Beim ersten Fall wird er es ohne weiteres tun, beim zweiten Fall vielleicht erst nach einigen Minuten, wenn er den ersten Fall überdacht hat.

Der Wunsch ist allzu oft der Vater des Gedankens, solange die Menschen eben Persönlichkeiten sind mit persönlichen Wünschen. Man möchte gerne das, was persönlich erwünscht, für klar, wahr, gut und schön bewiesen haben. Und kein Wesen ist mehr bereit dazu, uns in eine selbstgewollte Täuschung hinein zu versetzen, als gewisse Elementargeister der Astralebene.

Wenn wir von Menschen wünschen, sie sollen nicht mehr Hintz und Kuntz sein, sondern Friedrich der Große oder H. P. Blavatsky, dann werden sie unhöflich, Elementargeister aber nie. Sie nehmen sofort die Gestalt an, die wir wünschen. Stellen wir uns Friedrich den Großen mit einem großen Schnurrbart vor (sagen wir, der italienische Gelehrte würde dies tun, weil er in der Bildergalerie zwei preußische Könige miteinander verwechselte), dann hat Friedrich der Große resp. sein materialisierter Geist einen Schnurrbart.

So geschah es, daß einmal ein deutscher Spiritist, als er zu seinem spiritistischen Zirkel ging, in einem Schaufenster das Bild von Kant en profil sah.*) Nach einiger Zeit erschien bei einer Sitzung Kants Geist. Er wandte sein Gesicht von unserem Freunde ab, so daß dieser nur sein Profil sehen konnte. Jener aber wollte sein ganzes Gesicht sehen, aber wohin er auch immer trat, stets wandte sich Kant so, daß nur sein Profil zu sehen

*) Bericht der Zeitschrift des Vereins „Psyche“.



war. Dies kam unserem Freund höchst sonderbar vor – bis er sich des Bildes im Schaufenster erinnerte. Nun war ihm die Sache „klar". „Kant wußte, daß im Gehirne von jenem sein Profilbild enthalten war, und um sich recht erkenntlich zu machen, zeigte er sich ihm im Profil."

Das wäre ja allerdings sehr „geistreich" von Kant, aber wozu war es denn nötig, sich immerzu en profil zu zeigen? Nachdem unser Freund ihn erkannte, hätte er ihm doch das Vergnügen, sein ganzes Gesicht zu sehen, gönnen können. Er drehte sich aber immer „en profil".

Wir erklären uns die Sache anders; nämlich so, daß das Elementarwesen die Astralform jenes Gedankenbildes (jedes Gedankenbild ist sozusagen eine astrale Gußform) mit Magnetismus der Zirkelteilnehmer ausfüllte und als bewegende Intelligenz hineinschlüpfte. Natürlich mußte das Profil immer Profil bleiben.

Man könnte viele authentische Beispiele für diese Täuschung der Elementarwesen bringen. Dies ist auch der Grund, warum niemals in spiritistischen Sitzungen Ideen, die über das eigene Wissen der Teilnehmer hinausragen, gebracht werden.

Ein praktischer Okkultist nun wie Blavatsky und auch Judge, die auf der spirituellen Ebene leben, wie soll der von Spiritisten zitiert werden? Aber der Wunsch war wieder einmal Vater des Gedankens. Die meisten Spiritisten sind böse auf H. P. B., weil sie eine Reïnkarnationslehre brachte, nach welcher objektive Entwicklung nur auf Erden möglich war, während die Spiritisten im allgemeinen eine Entwicklung (objektive) im Jenseits behaupten. Außerdem bezeichnete H. P. B. das Geisterzitieren als eine Sünde – und zwar als eine große gegenüber der Seele des Toten sowohl, als auch in bezug auf das Medium. Was konnte da für einen Spiritisten näher liegen, als der Gedanke, daß H. P. B. im Geisterreiche durch die Gebete und Belehrung weiter fortgeschrittener Geister ihren Irrtum eingesehen hat? Da ihr Bild bekannt ist, so konnte nun das Haus-Elemental des Zirkels diese Form aus dem Gehirne der Teilnehmer entnehmen und aussprechen, was im Unterbewußtsein der Zirkelteilnehmer schlummerte.

Natürlich lachen die Anhänger H. P. B.s über dieses Märchen von ihrer Bekehrung und ebenso über den Fall mit W. Q. Judge.

Bei diesem Falle fand derselbe Prozeß im Gehirne jener Dame statt, wie beim italienischen Gelehrten, nur daß die Objektivierung ihrer Gedanken und Wünsche nicht auf der materiellen, sondern auf der leidenschaftlich-astralen Ebene stattfand.

Derselbe Prozeß findet bei uns während des Traumes statt. Träume sind nicht Schäume – sondern der Ausdruck unserer Wünsche und Gedanken und lasten als hemmende Kräfte auf unserem Leben.

Astralseher, das heißt Persönlichkeiten, die kein gereinigtes Herz haben, ihr niederes Selbst noch nicht überwunden haben, sind durchaus Opfer ihrer eigenen Wünsche, die auf der Astralebene sozusagen greifbare Formen annehmen. Der normale Mensch weiß wenigstens, wenn er auf-



wacht, daß er geträumt hat — für den Astralseher aber (mit geringer Ausnahme, wo derselbe auch als Persönlichkeit eine sehr reine Persönlichkeit ist) gibt es kein Erwachen. Wie einer unserer theosophischen Freunde einst sagte: „Sie träumen und glauben, sie hätten Visionen.“

Der Mangel der Unterscheidungskraft in Verbindung mit Astralsehen führt zu interessanten Fällen, über die man sogar lächeln darf. Sagen wir, ein böhmischer Gelehrter kommt nach dem Vatikan und entdeckt in der Bibliothek desselben ein Manuskript über das Leben Karl V., worin bisher unveröffentlichte Daten und Charaktereigenschaften Karl V. erwähnt werden. Er kommt nach Hause und begegnet einem sensitiven Freund, der Anhänger der Wiederverkörperungslehre ist, für dessen Glauben er aber nur ein Kopfschütteln hatte. Seinen Freund aber drängt es, ihn zur Reïnkarnationslehre zu bekehren, er fühlt und sieht zum Teil die Gedankenformen, welche durch das Studium im Vatikan um unseren böhmischen Freund herum schwebten, und da er sich für einen großen Seher hält, der auch vergangene Inkarnationen sieht, sagt er seinem Freunde auf den Kopf zu, daß dieser Karl V. im früheren Erdenleben war und gewisse geheime Fehler hatte, von denen nur wenige beim Hofe wußten. Der Gelehrte staunt, und da er erstens die Erklärungen der theosophischen Philosophie nicht kennt, und weil es vielleicht auch seiner Eitelkeit schmeichelt, Karl V. gewesen zu sein, akzeptiert er nun die Theorien seines Freundes und wird so ein Verfechter der Wiederverkörperungslehre.

Die Täuschungen des niederen Selbstes sind schwer zu überwinden, aber sie können und müssen überwunden werden.

Die Moral dieser Fälle aber ist für uns nicht nur, daß wir den Spiritismus und das Astralsehen lassen sollen, sondern eine weit tiefere, die nämlich, daß wir die klare Unterscheidung zwischen der Intuition von oben, vom höheren Selbst, und dem Geplapper und der Täuschung unserer Wünsche und Torheiten erlangen müssen, „um auch nur einen einzigen Menschen so zu erkennen, wie er in Wahrheit ist, und nicht, wie wir glauben, daß er ist, und nicht, wie wir wünschen, daß er sein soll“.





Das Neue Testament. Verdeutscht von Rudolf Böhmer, Stadtpfarrer in Haigerloch. Brosch. M. 5,25, geb. M. 6,–.

Bei jeder Übersetzung eines Werkes wird man nach dem Zwecke fragen müssen, den sie verfolgt, nach der Adresse, an die sie sich richtet. Die vorliegende Übersetzung nun will neues Interesse an der Heiligen Schrift erwecken und bemüht sich daher, unsere heutige Umgangssprache anzuwenden und dadurch möglichste Verständlichkeit zu erreichen. Man kann nur sagen, daß sie dies vollkommen erreicht. Eine wissenschaftlich präzise Übersetzung hat der Übersetzer daher nicht immer geben können; es wäre dadurch manche tief ins Volk gedrungene Redewendung verloren gegangen. So hat er z. B. das lutherische Wort „Friedfertige" stehen lassen, auch den Ausdruck „Himmelreich" statt des wörtlichen „Königreich der Himmel". Um die durchaus volkstümliche Redeweise des Übersetzers zu charakterisieren, führe ich folgende Verse der Bergpredigt an: „Schaut doch auf die Lilien des Feldes! Wie wachsen die! Sie plagen sich nicht, spinnen tun sie auch nicht. Ich sage euch: Nicht einmal Salomo war bei all seiner Herrlichkeit so fein gekleidet, wie eine von ihnen." B.

Volksbildung durch Wagnersche Kunst. Von Friedrich Jaskowski. Preis br. M. 0,80.

Die Schrift soll bei Gelegenheit des 100. Geburtstages Wagners daran erinnern, wie wenig seine Schriften in das Volk selbst eingedrungen sind. Der Verfasser will, daß Wagner ein Schulschriftsteller werde wie Schiller und Goethe. B.

Was ist Moral? Von Friedrich Jaskowski.

In poetischer Sprache behandelt der Verfasser eine Gedankenreihe, deren Schlußstein er in die Worte kleidet: „Es hat jedes Leben seine Schwierigkeit: Du schaue ins Weite hinaus und dann rühre die Glieder." B.

Deismus, Pantheismus und natürlicher Theismus. Kritische Betrachtungen über die Gotteslehre und Theodizee in der neueren Philosophie und Begründung des natürlichen Theismus nebst Entwicklung der dazu gehörigen Theodizee. Von Karl Mühlenhardt. Preis br. M. 5,–, geb. M. 6,–.

Die vorliegende Schrift wurde, wie der Verfasser in einem Nachwort angibt, zur Bewerbung um die von der Kantgesellschaft ausgesetzten Preise eingesandt, jedoch von den Preisrichtern abgelehnt, da sie für die Preise

nicht in Betracht käme. Der Inhalt gliedert sich in drei Teile: Im ersten legt der Verfasser die Ansichten der Philosophen über die Theodizee zu Descartes auseinander, im zweiten weist er Schwächen der Kantschen Philosophie nach, im dritten setzt er seine eigene Weltanschauung auseinander: den natürlichen Theismus. Die Evolution ist ihm ein Entsündigungsprozeß, der Schöpfer ein sich seiner selbst und seines Wollens und Tuns bewußtes Ich. B.





Quittungen.

Seit dem 16. April sind folgende Beiträge eingegangen: Frau Krüger-Gelnh. 5 M., Herr Dr. Vollrath 2 M., Herr Degenhardt 2 M., Herr Arnd 2 M., Herr Sidlo 2 M., Herr Arth. Walther 2 M., Herr Stahlberg (Sml.) 4 M., Zweig Berlin 20 Jahrbeitr. = 40 M.

Für die Konvention: Frau Krüger-Gelnh. 3 M., Frl. Broecker 1 M., Frl. Borchart 1 M., Herr Kempt 2 M., Herr Decker 1 M., Herr Theisinger 1 M.

Für Theosophical Quarterly: Herr Rektor Martens 1 M., Herr Flamme 1 M., Herr Bilipp 1 M.

Mit herzlichem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John, N. 39, Pankstr. 89.

Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Theosophisches Leben.

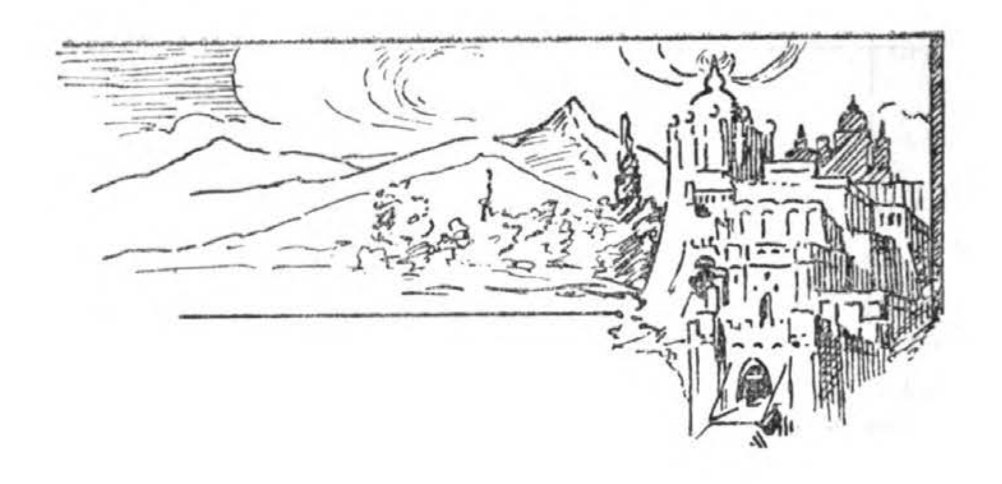
Nr. 4. | Juli 1910. | Jahrg. XIII.

Von zweierlei Geburt.

Es gibt zweierlei Geburt der Menschen: eine in der Welt und eine aus der Welt, das heißt geistig in Gott. Willst du wissen, ob dein Kind geboren wurde und ob es entledigt sei, das heißt ob du zu Gottes Sohn gemacht seist: Solange du Leid in deinem Herzen hast um irgend ein Ding, solange ist dein Kind nicht geboren. Hast du Herzeleid, so bist du nicht Mutter, du bist vielmehr in der Gebärung und nahe der Geburt. Daran darfst du nicht zweifeln, wenn du traurig bist um dich oder deinen Freund, so ist es nicht geboren, es ist aber nahe an der Geburt. Aber dann ist es vollkommen geboren, wenn der Mensch von Herzen kein Leid empfindet um irgend ein Ding: dann hat der Mensch das Wesen und die Natur und die Weisheit und die Freude und alles, was Gott hat, dann wird dieses Wesen des Sohnes Gottes unser und in uns, und wir kommen in dieses Wesen Gottes.

Meister Eckhart.





Das Himmelreich auf Erden.*)

Von Sandor Weiß.

„Ein jeder, der nicht von einem vorherrschenden Laster geistig blind gemacht ist, hat bemerkt,“ so sagt „Licht auf den Weg“, „daß diese Welt durchdrungen wird von einer anderen.“

Es ist jene andere Welt, welche die treibende Kraft dieser Welt ist, die schöpferische Kraft, deren Gefühl die Freude ist.

Alles, was in der Pflanzen- und Tierwelt jugendfrisch und kräftig wächst, tut es nur infolge der schöpferischen Kraft, die innerhalb einer jeden Zelle pulsiert. Wo dieses Pulsieren aufhört, da tritt Verfall und Krankheit ein.

Alles, was in der Welt der Gedanken des künstlerischen Schaffens, in der Arbeit der Entdecker und Erfinder genial, kühn und schön ist, ist es infolge dieser Kraft, welche den Künstler durchströmt.

Alles, was aus den Taten und Predigten großer religiöser Männer in die Herzen der Menschen dringt als Friede, Bruderliebe, Vertrauen auf die unsichtbare Gottheit, die intuitive Gewißheit der Unsterblichkeit, wird von der schöpferischen Kraft der Himmelswelt bewirkt.

---

*) Vortrag, gehalten bei Gelegenheit der XV. Konvention der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland am 21. Mai zu Berlin.



„Das Reich Gottes ist in euch", sagt der Meisterspruch im Neuen Testament.

Wenn man Menschen reines Oxygen atmen läßt, so empfinden sie eine unerhörte Heiterkeit und Freudigkeit; sie singen und lachen, als ob die köstlichsten Späße gemacht würden, als ob die Schätze des Feenlandes sich vor ihnen aufgetan hätten; ähnlich ist es mit denen, die es gelernt haben, in höherem oder niederem Grade ihre Bewußtseinsschwelle zu verrücken und von der schöpferischen Kraft der Himmelswelt zu leben und stark zu werden.

Die Alchimisten sprachen von dem Tranke des Lebenselixiers. Wo ist es? Um uns und in uns in verschwenderischer Fülle.

Aber warum trinken wir es nicht? Weil wir, die Tempel dieses heiligen Geistes sein sollten, noch Mördergruben sind, statt Gebetshäuser, die Tierhändler und Geldwechsler durch Christus noch nicht vertrieben worden sind und dieses lichtscheue Gesindel alle Zugänge, durch die Licht und Luft der himmlischen Welt eindringen könnte, sorgfältig verschließt.

Was sind diese lichtscheuen Gesellen, sind es unsere Leidenschaften? Sollen wir in Klöster gehen und das Fleisch kasteien?

Viele sind der Wege, auf denen das Himmelreich mit Gewalt erobert werden kann; so verschieden als die Menschen, aber es kann getan werden, und es sind ihrer nicht wenige, die uns versichern, die Schwelle des Goldenen Tores überschritten zu haben. Eines schickt sich nicht für alle.

Ein jeder von uns hat durch seine Erfahrungen in der materiellen Welt durch gute und böse Taten gewisse Umstände geschaffen, in die ihn das gute Gesetz, die göttliche Gerechtigkeit, hineingeboren werden ließ; jeder hat seinen Pflichtenkreis, der ihn festhält, ob er sich dessen bewußt oder unbewußt ist.

Emerson, der amerikanische Philosoph, sagt, des Menschen Leben gleiche einem Kahn, der auf dem Strome treibt. Nur nach einer Richtung hin hat er freie Bewegung, dem Meere zu. So hat der Mensch auch nur nach einer Richtung



hin Freiheit, in der Richtung entlang dem Strome seiner eigenen Pflichten.

Wahrlich, nur wenn wir uns genau in der Mitte auf dem Strome unserer Pflichten halten, trägt uns dieser Strom gütig und sicher dem offenen, freien Meere entgegen — dem Meere der Unsterblichkeit.

Pflichterfüllung hängt somit aufs engste von der Empfindung der Himmelswelt ab.

Es fragt sich nun: Was ist eigentlich unsere Pflicht? Unser sozialdemokratischer Freund hält es für unsere heilige Pflicht, daß wir Sozialdemokraten werden, ein vegetarischer Freund, daß wir nicht rauchen; ein anderer Freund hält es für unsere Pflicht, daß wir bei Festmahlen nicht fehlen und der Geselligkeit halber nicht nur rauchen, sondern auch einen guten Schluck zu uns nehmen. Wir haben auch Freunde, und dies ist keine Erfindung, die es für unsere Pflicht halten, uns weniger um Ideale und speziell uns bedeutend weniger um Theosophie zu kümmern.

Kurzum, jede Persönlichkeit wünscht den Stempel ihrer vergänglichen Winzigkeit allen Menschen, allen Zeiten und allen Welten bis zur Milchstraße aufzuprägen. Wir müssen aber mit Bedauern gestehen, daß auch wir an diesem Wahnsinn leiden und darüber nachdenken, was die Pflicht anderer wäre, und besonders, wenn diese etwas tun, was unserem Egoismus nicht behagt. Wir wollen uns aber die Ohren zustopfen und unsere Pflicht erfüllen gemäß der Stimme der Stille, die im inneren Herzen spricht, und wir wollen unseren Mund zustopfen, wenn unsere Zunge anderen Leuten ihre Pflicht vorschreiben will. Wir werden alle geleitet von dem eigenen göttlichen Gemüt, alle von der Weltseele, einem Ziele entgegen auf verschiedenen Wegen. Jeder hat seinen Weg zu gehen, unbekümmert, was andere tun, aber mit der Bereitwilligkeit, stets das eigene Ich dem Wohle anderer zu opfern.

Denn die Menschen sind im Göttlichen miteinander untrennbar verbunden, und es ist ein Gesetz aller Welten, daß nur jenes Glück, welches wir mit anderen Wesen teilen,



wahres Glück ist. Mit je mehr Wesen wir ein Glück teilen, umso intensiver wird das Glücksempfinden. Je mehr Freude wir am geistigen Fortschritt anderer haben, um so stärker wird das Himmelreich in uns. Deshalb sagt der Meister in dem Buche „Licht auf den Weg": „Wisse, o Jünger, daß jene, welche die Stille erfahren und ihre Stärke bewahrten, sehnlichst danach verlangen, daß die Stille auch auf dich sich niedersenken möge." Die Freude jener erhabenen Wesen ist es, in anderen Menschen die Macht und die Wonne der Himmelswelt zu erwecken. Möge ihr Wille heut' und immerdar geschehen.

Alles arbeitet zu Zwecken der Seele, trotzdem jeder seinen egoistischen Zweck im Auge hat: Der Regenwurm, der Bauer, der Ritter, der Dichter, der da glaubt, die Welt ist da, um Vorwürfe zu Dramen zu bieten. Wer das bewußt tut und sich nicht um die Resultate Gewinn und Verlust kümmert, sondern, den Endzweck des Ganzen erkennend, für die Gottheit arbeitet, Verlust und Gewinn gleichschätzend, das ist eigentlich jener, der wirklich seine Pflicht erfüllt, nicht Menschen gegenüber, sondern der Weltseele der Gottheit gegenüber.

Nun — was für den einen eine Tugend ist, ist für den anderen eine Todsünde. Der Weg der Pflicht wird von manchem als eine Haarlinie bezeichnet.

Das beste ist aber, alles, was man tut, als eine Pflicht aufzufassen.

Als Pflicht! Wenn man dies Wort hört, dann wird man gewöhnlich traurig. Wir denken dabei unwillkürlich an den Stoiker, an ein Gehorchen aus Zwang; wir beißen unwillkürlich die Zähne zusammen und machen ein Gesicht wie ein großer indianischer Krieger, wenn er an den Marterpfahl gebunden wird. Aber dann haben wir nicht verstanden, was Pflicht ist. Wir halten die Schale für die Nuß. Innerhalb der Pflicht ist das Lebenselixier verborgen, das uns unsterblich macht. Eine jede Tat ist ein Gefäß, das aufgebrochen werden muß, damit wir seinen kostbaren Inhalt, eben dies Lebenselixier, trinken können; gewöhnlich aber werfen wir



das Gefäß samt dem Inhalt fort und verlangen von Gott, Schicksal oder Menschen eine Belohnung für unsere, ach so unangenehme Arbeit.

Ich möchte mich klarer ausdrücken und beziehe mich auf eine Stelle in der „Bhagavad Gita", an der von allerlei Opfern gesprochen und dargelegt wird, daß alle Werke, die wir verrichten, Opfer für das höchste Wesen sind. Dort wird gesagt: „Jene aber, welche die Überreste der Opfer, das Ambrosia, die Götterspeise, verzehren, gehen in die zeitlose ewige Gottheit ein." Die Überreste der Opfer, das Ambrosia, die Götterspeise, das ist das Lebenselixier, das verjüngt, die schöpferische Kraft der Gottheit, die Quintessenz der Freude, der ewigen Jugend und Schönheit.

Wir sind gerne geneigt, gewisse Umstände für gut und angenehm und andere für unangenehm zu erklären, und wir glauben, unsere Freude hängt davon ab, wie und was die Dinge um uns herum sind. Solange wir dieser Auffassung huldigen, suchen wir das Himmelreich außer uns: Siehe, Christus ist in der Stadt — er ist in der Wüste — ach, er ist in einer sozialen Gesetzgebung — ach nein, im naturgemäßen Leben sagen andere — ach nein, in der Erhaltung uralter Sitte — ach nein, in der Kunst — welcher Irrtum! in einer glücklichen Häuslichkeit — und wir suchen Christus und das Himmelreich bald in der Stadt, bald in der Wüste, aber das Himmelreich ist inwendig in uns.

Es kommt nicht darauf an, was um uns ist, sondern was in uns ist.

Die Sterne sind selbstleuchtende Körper, und auch die Menschen sind es. Ihr Glück, ihr Himmelreich ist jenes Licht, welches sie selbst auf die Dinge um sich ergießen — je klarer es ist, um so schöner erscheint alles, wohin dieses Licht fällt. Ein Mensch, der sein Licht angezündet hat und dem es Gott auf einen Leuchter gesetzt hat, sieht alle Dinge in diesem Lichte; wo andere sich an schroffe Felsen stoßen, ihre Füße an spitzen Steinen verwunden, da sieht der vom Licht Erfüllte einen schmalen, aber sicheren Weg hell und



deutlich — den Pfad, der von nichts anderem erleuchtet werden kann als von dem Mute, der im eigenen Herzen leuchtet.

Wo andere nur Abstoßendes finden, da findet der Selbstleuchtende Anmut, Güte, Freudigkeit, denn ein anderes Geheimnis noch steckt im Lichte des Herzens — es verursacht auch alles, worauf es fällt, selbst zu leuchten, so daß das Licht in dem Grade zurückgestrahlt wird, als es ausstrahlt.

Doch es wird Zeit sein, handgreifliche Beispiele zu geben. Wir müssen einen Brief schreiben an einen Menschen, der uns einen sehr dummen Brief geschrieben hat. Pflicht! Pflicht!

Ja, Pflicht, — und wir gehen daran, eingedenk all der Sittenlehren vom kategorischen Imperativ des Kant bis zu den zehn Geboten, die wir als Kinder gelernt haben, wir machen das bekannte und erwähnte Gesicht des Indianerhäuptlings, der an den Marterpfahl gebunden wird — und was dann dabei herauskommt, davor behüte Gott unseren Korrespondenten und uns selbst.

Pflicht ist etwas anderes! Wir sollten unser Bewußtsein während und vor dem Schreiben auf die Höhe der göttlichen Kräfte, der Allseele erheben und folgendes sagen: In dieser Arbeit ist Gott, ist sein Geist, seine Freude; dieser Geist, diese Freude ist mein wahres Leben, nach dem die Sehnsucht meines Herzens geht; während ich diese Arbeit erfülle, räume ich einen Teil der Schranke weg, die mich vom Ewigen trennt, und durch die Bresche fließt das ewige Leben, das einzig wahre Leben mit seiner Himmelsfreude in mich ein. Mich kümmerts nicht, was der Erfolg der Arbeit nach außen hin sein mag — ob es gut oder schlecht wird — ob es mir Ruhm oder Schande, Gewinn oder Verlust bringt — dies alles hat mit dem Lebenselixier nichts zu tun, ich trinke das Lebenselixier dieser Arbeit, die Götterspeise, das Ambrosia, die göttlichen Reste des Opfers — mag die große Gottheit mit dem übrigen machen, was sie will. Mit diesen Gedanken strömt der heilige Geist in uns ein und durch uns in unsere Arbeit.

Dies ist das Geheimnis der Macht, das Geheimnis, in dieser augenscheinlich so häßlichen Welt seine Gutmütigkeit,



seine Menschenfreundlichkeit, seinen Verstand und auch seinen Humor zu bewahren.

So sollten wir es mit allem machen, mit Arbeiten und Reden, mit Dingen und Menschen — überall sollten wir nach dem Lichte in diesen suchen und mit diesem Licht uns erfüllen — es ist unser Erbteil, unser wahrer Lohn. Wer einen anderen Lohn sucht, findet keinen.

In den heiligen Schriften verschiedener Religionen finden wir diesen Königlichen Weg des Opfers beschrieben. Christus deutet ihn an, wenn er sagt: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan," und in der Bhagavad Gita heißt es: „Was immer du tust, opfere es mir auf."

Wie es mit der Arbeit und den Dingen um uns herum ist, so ist es auch mit den Menschen um uns.

In jedem Menschen ist ein Stück Himmel enthalten, ein Engel; denn jeder Mensch ist ja im innersten ein Teil der ewigen Allseele, erfüllt von der schöpferischen, himmlischen Kraft. Wenn wir mit jenem Teil im Herzen unserer Umgebung in Berührung kommen, erwacht in uns das Gefühl der himmlischen Freude.

Warum aber empfinden wir nicht fortwährend diese Berührung, warum wandelt sich so oft leider die Freundschaft und Liebe in Haß? Nun, die Antwort ist, daß im Menschen nicht nur der Himmel, sondern auch die Hölle enthalten ist. Es ist jener Teil, den man auch den astralen Menschen nennt, das Gespenst, das nach dem Tode noch in der Nähe des gestorbenen Körpers herumspukt, welcher die Hölle ausmacht, der psychische Leib, welcher, wie Apostel Paulus sagt, sterben muß, damit der unsterbliche auferstehe.

In diesem Körper, nicht in unserem fleischlichen Körper, ist der Sitz alles Bösen, denn er ist der Sitz des rebellischen Engels — des Satans in uns.

Aus der Opposition dieses astralen Menschen gegen den Willen des Höheren Selbstes entstehen alle moralischen und aus diesen die körperlichen Leiden. Was in dem jetzigen



Erdenleben ein Charakterfehler ist, kann in einem späteren Erdenleben eine körperliche Krankheit werden.

Dieses Leid als Folge unserer Opposition gegen den Willen des Allerhöchsten kann nur aufgehoben werden, wenn wir die falsche Willensrichtung unseres niederen Selbstes aufgeben und Gehorsam gegen die Weltseele gelernt haben.

Dies ist der Weg zum Himmelreich, dies ist die alchemistische Prozedur, welche zur Bereitung des Lebenselixiers führt.

Mit jeder Tat, mit jedem Erlebnis, welches wir in Übereinstimmung mit den Zwecken der Gottheit tun, auf welcher Ebene es sein mag, auf der körperlichen, seelischen oder geistigen, ist ein freudiges Gefühl verbunden, ein Tropfen von dem Lebenselixier der Gottheit, und dies ist das eigentliche Glücksempfinden. Wenn später die Tat wiederholt wird, weil der automatisch wirkende Astralkörper dazu drängt, nur um des Nervenreizes willen, ohne daß man einen göttlichen Zweck dabei verfolgt, wird in den Genuß an Stelle des Tropfens Lebenselixier ein Tropfen Gift fließen und das Herzensglück dabei schnell schwinden. Ganz dasselbe gilt vom intellektuellen und künstlerischen Genuß.

Diese automatische Tätigkeit des Astralkörpers ist schwer zu überwinden und nimmt viele Erdenleben in Anspruch. Seine Tätigkeit hat den Apostel Paulus zum Ausspruche veranlaßt: „Das Böse, das ich nicht will, das tu' ich."

Wenn moralische und religiöse Wahrheiten nicht eingesehen werden können, so ist auch nur der abnormal funktionierende Astralkörper daran schuld. Auch der Verstand gehört zu den Funktionen des Astralkörpers, und seine Opposition gegen die Seele verhindert oft das Eindringen jedes Lichtes aus göttlichen Regionen. Wir müssen uns diesen Körper so vorstellen, als wäre er von verschiedenartigen Kräften zusammengesetzt. Diese Kräfte aber wollen, wie ja alle Kräfte, herrschen und so lange als nur möglich existieren. Man kann sie Diplomaten und Höflingen vergleichen, die alles aufwenden, um am Ruder zu bleiben und gewissenlos das Wohl des Staates verhindern, wenn sie nur einen Tag



der Macht dafür gewinnen. Sie betrügen den Monarchen, stellen sich selbst als die einzigen unentbehrlichen Stützen des Thrones hin, und alles, was dem Monarchen die Wahrheit verkünden könnte, alles, was ihn selbständig machen könnte, verleumden sie, stellen es als die größte Gefahr für das Leben des Monarchen hin, und der schwache Monarch glaubt ihnen und wird immer schwächer, immer mehr Puppe.

Wer aber ist dieser schwache Puppenmonarch? Es ist unsere eigene menschliche Seele.

Die astralen Kräfte lauern auf jeden Boten des Lichtes, auf jeden Boten des Gewissens und töten ihn.

Aber die Weltseele hört nicht auf, ihre Boten zu senden, um auf gütigem Wege den seelischen Monarchen aufzurütteln. Hilft das nicht, dann wird oft die ganze Monarchie in eine solche Verfassung des Elends gebracht, daß der Monarch durch das riesige Elend erkennt, wie er von seinen Höflingen betrogen wurde. Hat er dann noch Energie, so ergreift er selbst die Zügel der Regierung und zwingt seine Höflinge, ihm zu gehorchen. „Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut", sagten die astralen Kräfte. Nun aber, wenn infolge des Leidens die Seele erwacht ist, fängt es an, anders zuzugehen. Sie schaut nun selbst nach einer Hilfe aus. Wenn dann ein Bote des Lichtes kommt, empfängt ihn die Menschenseele selbst. Und dann zieht der Glaube und das Vertrauen auf das Höhere Selbst in unsere Brust ein. Die Angst verschwindet — wir wissen, daß in uns und über uns das Göttliche thront, daß es uns liebt und unser wahres Glück wünscht. Wir wissen auch, daß an dem Ratschlage der Höflinge nichts liegt; sie sollen fortan nur Diener sein, unseren Rat empfangen wir nun von oben her.

Wir erkennen etwas noch Wichtigeres; daß der eigentliche König nicht wir, sondern jenes Licht ist, welches seine Lichtboten, seine eingeborenen Söhne zu uns sendet, und daß wir für jede Tat unseres Lebens dem ewigen Lichte, dem Höheren Selbste verantwortlich sind.

Lehnsherrn sind wir nur, Arbeiter, denen ein Pfund ver-



traut wurde, um damit zu wuchern. Die Früchte aber gehören dem Herrn des Weinberges, der Weltseele.

Wir wollen es uns nicht versagen, an dieser Stelle auf die vollständige Übereinstimmung der Predigten und Parabeln des Christus, wie sie in den Evangelien niedergelegt sind, und der Lehren des indischen Heilandes Krischna, die in der „Bhagavad-Gita" niedergelegt sind, hinzuweisen.

Christus erzählt seinen Jüngern die Parabel vom Weinberge. Der Herr des Weinberges läßt Arbeiter in seinem Weinberge arbeiten, welche die Früchte, statt sie seinem Sohne zu geben, für sich behalten, den Sohn aber hinausstoßen, worauf der Herr des Weinberges alles von ihnen nimmt.

Krischna hat es nicht mit Jüngern zu tun, denen nur Gleichnisse gegeben werden können, sondern mit einem Jünger, zu dem er gerade heraus sprechen kann. Er sagt zu Arjuna: „Was immer du tust, opfere es mir auf, — ergebenen Herzens opfere die Früchte deiner Werke mir auf," und dann die bereits zitierten Worte: „Jene aber, welche die Überreste der Opfer, das Ambrosia, die Götterspeise, verzehren, gehen in die zeitlose ewige Gottheit ein."

Vertrauend auf die Gottheit sind wir furchtlos — was kann uns geschehen, was kann uns als unsterbliche Seelen, als Kinder des Lichtes vernichten? — niemand und nichts.

Dies ist die Freude des Geborgenseins an der Brust des Vaters. Der verlorene Sohn ist heimgekehrt, seine Not ist vorbei.

Die drückende Angst, welche das Leben der Menschen gewöhnlich vergiftet, ist verschwunden. Was uns von Gott aus gehört, bleibt bei uns. Was von uns genommen wird, hat das Höhere Selbst genommen — es hat uns nie in Wahrheit gehört.

Und wo wir sind — da sind wir beim Vater überall am richtigen Orte, zufrieden in jeder Lebenslage — zufrieden, was immer andere von uns denken, vom inneren Lichte geleitet und geschützt.

Die zweite Freude ist eine noch größere. Es ist die



schöpferische Tätigkeit. Denn in alles, was immer wir tun, strömt das Licht der Weltseele ein, der Tat ihren Stempel aufdrückend. Wir ahmen nicht mehr anderen nach, sondern lassen unseren Genius durch uns wirken — immer mehr, immer stärker, je mehr wir festen Fuß in der spirituellen göttlichen Welt fassen.

Und dieses sichere Wissen — diese von Angst freie schöpferische Tätigkeit ist das Himmelreich auf Erden.



Blavatsky über Selbstaufopferung.

Ist gleiche Gerechtigkeit für alle und Liebe zu jedem Geschöpf die höchste Richtschnur der Theosophie? — Nein, es gibt noch eine viel höhere: Anderen mehr zu geben, als sich selbst — Selbstaufopferung. Das war die Richtschnur und das höchste Ziel, welches die größten Lehrer und Meister der Menschheit aufstellten, und durch das sich Gautama Buddha in der Geschichte und Jesus von Nazareth in den Evangelien vor allen auszeichneten. Dieser eine Zug war genügend, um ihnen die unvergängliche Verehrung und Dankbarkeit der kommenden Geschlechter zu sichern. Aber wir müssen betonen, daß Selbstaufopferung nur mit Unterscheidung gebracht werden kann und daß, wenn sie ohne Überlegung, blind und rücksichtslos bezüglich der Folgen geschieht, sie oftmals nicht nur ganz ohne Zweck, sondern sogar schädlich sein kann. Eine der Hauptregeln bei Theosophie ist: Gerechtigkeit gegen sich selbst, nicht mehr, aber auch nicht weniger als gegen andere, ausgenommen natürlich, daß wir durch das Opfer des eigenen Selbst vielen anderen nützen können.





Theosophie bei J. Gottlieb Fichte.

„Nichts in der Sinnenwelt, nichts von unserem Treiben, Tun oder Leiden, als Erscheinung betrachtet, hat anders einen Wert, als insofern es auf Kultur wirkt. Genuß an sich hat gar keinen Wert, er bekommt einem höchstens als Mittel zur Belebung und Erneuerung unserer Kräfte für Kultur.

„Kultur heißt Übung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst, ist. Ich erkläre mich hierüber deutlicher:

„Wir können von der Sinnlichkeit sagen, was jener Wilde bei Marmontel in seinem Totengesange von der Gefahr sagt: So wie wir geboren wurden, forderte sie uns zu einem langen, fürchterlichen Zweikampfe um Freiheit oder Sklaverei auf. — „Überwindest du," sagte sie uns, „so will ich dein Sklave sein. Ich werde dir ein sehr brauchbarer Diener sein können; aber ich bleibe immer ein unwilliger Diener, und sobald du mein Joch erleichterst, empöre ich mich gegen meinen Herrn und Überwinder. Überwinde ich dich aber, so werde ich dich beschimpfen und entehren und unter die Füße treten. Da du mir zu nichts nütze sein kannst, so werde ich nach dem Rechte eines Eroberers dich ganz zu vertilgen suchen."

„In diesem Kampfe nun muß mit der Sinnlichkeit zweierlei geschehen. Sie soll erstens bezähmt und unterjocht werden; sie soll nicht mehr gebieten, sondern dienen; sie soll sich nicht mehr anmaßen, uns unsere Zwecke vorzuschreiben oder sie zu bedingen. Dies ist die erste Handlung der Befreiung



unseres Ich, die Bezähmung der Sinnlichkeit. — Aber damit ist noch lange nicht alles geschehen. Die Sinnlichkeit soll nicht nur nicht Gebieter, sie soll auch Diener, und zwar ein geschickter, tauglicher Diener sein; sie soll zu brauchen sein. Dazu gehört, daß man alle ihre Kräfte aufsuche, sie auf alle Art bilde und ins unendliche erhöhe und verstärke. Das ist die zweite Handlung der Befreiung unseres Ich: die Kultur der Sinnlichkeit.

„Hierzu zwei Anmerkungen! Zunächst, wenn ich hier von Sinnlichkeit rede, so verstehe ich nicht etwa bloß das darunter, was man sonst wohl mit dem Namen bezeichnete, die niederen Gemütskräfte oder wohl gar bloß die körperlichen Kräfte des Menschen. Im Gegensatze gegen das reine Ich gehört alles zur Sinnlichkeit, was nicht selbst dieses reine Ich ist, also alle unsere körperlichen und Gemütskräfte, und insofern sie durch etwas außer uns bestimmt werden können. Alles, was bildsam ist, was geübt und verstärkt werden kann, gehört dazu. Die reine Form unseres Selbst ist es, die keiner Bildung fähig ist: sie ist völlig unveränderlich. In diesem Sinne des Wortes gehört demnach Bildung des Geistes oder Herzens durch das reinste Denken oder durch die erhabensten Vorstellungen aus der Religion nicht minder zur Bildung der Sinnlichkeit, des sinnlichen Wesens in uns, als etwa die Übung der Füße durch den Tanz.

„Zweitens dürfte etwa die vorgeschlagene Übung und Erhöhung der sinnlichen Kräfte jemanden auf den Gedanken bringen, daß dadurch die Macht der Sinnlichkeit selbst vermehrt und sie mit neuen Waffen gegen die Vernunft werde ausgerüstet werden. Aber dem ist nicht so. Gesetzlosigkeit ist der ursprüngliche Charakter der Sinnlichkeit; nur in ihr liegt ihre eigentümliche Stärke; sowie dieses Werkzeug ihr entwunden wird, wird sie kraftlos. — Alle jene Bildung geschieht wenigstens nach Regeln, wenn auch nicht nach Gesetzen, auf gewisse Zwecke hin, mithin zum wenigsten gesetzmäßig; es wird durch sie der Sinnlichkeit gleichsam die Uniform der Vernunft angelegt; die Waffen, die diese gibt, sind ihr selbst unschädlich, und sie ist gegen sie unverwundbar. —



„Durch die höchste Ausübung dieser beiden Rechte des Überwinders über die Sinnlichkeit nun würde der Mensch frei, d. h. bloß von sich, von seinem reinen Ich abhängig werden. Jedem: Ich will! in seiner Brust müßte ein: Es steht da! in der Welt der Erscheinungen entsprechen. Ohne die Ausübung des ersteren könnte er auch nicht einmal wollen, seine Handlungen würden durch Antriebe außer ihm, wie sie auf seine Sinnlichkeit wirken, bestimmt; er wäre ein Instrument, das zum Einklange in das große Konzert der Sinnenwelt gespielt würde und jedesmal den Ton angäbe, den das blinde Fatum auf ihm griffe. Nach Ausübung des ersteren Rechts könnte er zwar selbsttätig sein wollen, aber ohne das zweite geltend zu machen, wäre sein Wille ein ohnmächtiger Wille; er wollte, und das wäre alles. Er wäre ein Gebieter — aber ohne Diener, ein König — aber ohne Untertanen. Er stünde noch immer unter dem eisernen Szepter des Fatums, wäre noch an seine Ketten gefesselt, und sein Wollen wäre ein ohnmächtiges Gerassel mit denselben. Die erste Handlung des Überwinders versichert uns das Wollen; die zweite, des Anwerbens und Wehrhaftmachens unserer Kräfte, versichert uns das Können."*)

Ist es uns beim Lesen dieser kleinen, vor 100 Jahren geschriebenen Abhandlung von Fichte nicht vorgekommen, als ob sie ein moderner Theosoph verfaßt habe? Ist es nicht beinahe, als ob der Verfasser „Licht auf den Weg" gekannt habe? So deutlich ist von Fichte die Unterscheidung des „reinen Ich" von dem „Sinnlichen" dem Manifestierten gemacht, und das eine dem anderen gegenübergestellt. Ebenso deutlich wie in unseren modernen theosophischen Schriften ist hier von dem Philosophen gesagt, daß das „reine Ich" sich von der Herrschaft des Sinnlichen befreien muß, daß es herrschen, nicht dienen soll.

*) Aus dem empfehlenswerten Buche: J. Gottlieb Fichte, Evangelium der Freiheit. Zusammengestellt und eingeleitet von Dr. Max Rieß.



Nur eins, könnte man sagen, fehlt, natürlich die Art und Weise, wie man die Befreiung und Herrschaft erlangen könne, denn aus sich selbst kann das Ich das Ziel nicht erreichen. Aber wir dürfen nicht denken, daß unser Philosoph hierüber im Unklaren war, im Gegenteil, denn in seinem Werk: „Anleitung zum seligen Leben“ *) gibt er die denkbar beste Erklärung, indem er sagt, daß das Glück, die Seligkeit und die Freiheit nur erlangt werden können, indem der Mensch nach Einswerdung mit dem „Einen“, dem Ewigen, trachtet, während die Hingabe an das „Mannigfache“ nur Unfrieden, Unruhe, Knechtschaft bringt. Wohl kein anderer Philosoph seiner Zeit hat wie Fichte die theosophische Idee der Einswerdung mit dem „Einen“ im Gegensatz zum Mannnigfaltigen erfaßt, und es wird einem jeden große Befriedigung gewähren, Fichtes oben erwähnte „Anleitungen zum seligen Leben“ zu lesen.

*) Ein Auszug ist erschienen zum Preise von Mk. 0,50.





Aphorismen.

Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauche entfalten sich die Seelen.

M. v. Ebner-Eschenbach.

Daß die Wogen sich senken und heben,
Das eben ist des Meeres Leben.
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wogenschlag.







Nutzen der Karmalehre.

Von Kurt Stühler.

Wenn H. P. Blavatsky durch ihr Leben weiter nichts erreicht hätte, als daß sie uns, der westlichen Rasse, die beiden Lehren von Karma und Reïnkarnation, ja selbst nur die von Karma allein hinterlassen hätte, so wäre ihr Leben nicht umsonst gewesen, denn sie hätte damit den Grund gelegt für die Entwickelung des freien Denkens, den Grund zu einer Philosophie, die Wissenschaft und Religion in sich vereinigt.

Welchen Nutzen bringt gerade die Kenntnis der Lehre von Karma mit sich? — In Bezug hierauf heißt es in „Licht auf den Weg": „Geringes Forschen schon in der Geheimzucht Lehre trägt, wie es heißt, für Karma reiche Früchte. Denn keiner kann sein Sinnen auf sie richten, der nicht zu wählen hätte zwischen dem, was gut wohl, und was böse wird genannt. Der erste Schritt schon in der Lehre führt den Forscher zu dem Baume der Erkenntnis, und pflücken muß er, essen, er muß wählen. Der Einfalt blieb die Wahl des Weges erspart, er aber muß den guten oder bösen wandern." Und ferner: „Ein jeder Schritt entscheidend, selbstbewußt getan, ein einziger, auf welchem Weg es sei, auf Karma wirkt er mächtig ein!" — Also! was immer wir tun, jeder Gedanke, jede Tat, sie haben eine ganz andere starke Wirkung auf unser Leben, sobald wir einmal uns mit dem Gesetz von Karma befaßt haben. Hierin liegt der Nutzen der Kenntnis von Karma, denn die Entscheidung unseres zukünftigen Lebens liegt in unserer eigenen Hand, wenn wir Gutes tun und recht handeln, so wissen wir, daß auch nur



Gutes und Gerechtes die Ernte, d. h. unser späteres Leben sein kann. Aber es liegt auch eine Gefahr in dieser Kenntnis der Lehre, denn wer sie einmal studiert hat und sein Leben nicht danach einrichtet, der schafft schlechtes Karma, denn er hat bewußt falsch und schlecht gewählt. Aus diesem Grunde war Karma bisher eine Geheimlehre; sie ist aufbewahrt geblieben für diejenigen, welche fähig waren, sie zu verstehen und ihr Leben danach einrichten konnten. Ein falsches Verstehen würde nur Unheil bewirken.

Karma ist das universellste Gesetz, alles ist ihm unterworfen; es gibt keinen einzelnen Menschen, keine Familie, keine Nation, keinen Erdteil, kein Planeten- und Sonnensystem, das nicht unter dem Einfluß von Karma steht und durch dies Gesetz regiert wird. Hiervon sind auch nicht die unsichtbaren Welten ausgenommen, auch nicht unsere Meister, selbst die Götter nicht! Dies müssen wir wissen, und deshalb können wir alles, das Größte sowohl wie das Kleinste, unter dem Gesichtspunkt von Karma betrachten. — Ich setze die Kenntnis der Lehre von Karma als dem Gesetz von Ursache und Wirkung, Gesetz der Gerechtigkeit und auch der Harmonie etc. etc., voraus und möchte nur etwas von der praktischen Nutzanwendung dieser Lehre sagen.

Betrachten wir zunächst einmal unsere schlechten sozialen Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt von Karma. Dieses Gesetz lehrt uns, daß ein jeder einzelne Mensch sich selbst sein Karma, ob gut oder böse, schafft. Dementsprechend muß auch jedes Volk selbst die Ursache seiner guten oder schlechten Verhältnisse sein. Wie oft hört man von Leuten, die das Gesetz von Karma nicht kennen, sagen: Schafft uns bessere Verhältnisse, dann werden wir auch Zeit haben, uns mit geistigen Dingen zu beschäftigen. Karma aber lehrt uns: „Werdet erst selber besser in eurem Innern, dann werden auch eure Verhältnisse im Äußeren sich ganz von selbst bessern.“ Ja, so ist es, aber es wird nicht geglaubt, am wenigsten glauben es die Sozialpolitiker, warum? weil sie die Lehre von Karma nicht kennen! Karma lehrt uns, daß alles Äußere nur die Wirkungen der zuvor im Innern statt-

gefundenen Ursachen sind. Alles Äußere ist nur der Ausdruck des Innern. Die bestehenden Gesetze, ob gut oder schlecht, sind nur der Ausdruck des inneren Zustandes des Volkes. Wenn man dies weiß, welchen Zweck hat es dann, eine Reformation an der Oberfläche, an den Wirkungen vorzunehmen? Ist es nicht richtiger, die Reformation bei den Ursachen anzufangen? Die Ursachen aber sind, wie eben gesagt, nicht die Gesetze, sondern einzig und allein der innere Charakter eines Volkes. Wir dürfen auch nicht denken, daß die Ursache in einer schlechten Regierung liegt, denn ebenso wie die Gesetze, so ist auch die Regieruung nur der äußere Ausdruck des Gesamtcharakters eines Volkes. Ist dieser gut, so kann auch die Regierung nicht anders als eine gute sein, sie ist die Blüte, die Frucht eines jeden Volkes, und wie man einen Baum an seinen Früchten erkennen kann, so kann man auch den Charakter eines Volkes an seiner Regierung erkennen. Was nützt es da, die Blüte oder Frucht, d. h. die Regierung oder die Gesetze, verbessern zu wollen, wenn der Stamm, der Charakter des Volkes, ein mangelhafter ist? — Was würden wir sagen von einem Menschen, der Äpfel pflücken wollte von einer Dornhecke, oder der prachtvolle Teerosen auf einem wilden Rosenstock suchen wollte? Ich glaube, wir würden ihn für etwas schwachsinnig halten. — Nun! und genau den gleichen Fehler begehen alle Sozialpolitiker, welche die Verbesserung der sozialen Verhältnisse von der bestehenden Regierung und von den Gesetzen erwarten. — Wenn wir duftende Rosen von einem wilden Rosenstock erwarten wollen, so müssen wir den Stamm veredeln und okulieren, dann wird, wenn die Zeit gekommen sein wird, die Blüte ganz von selbst eine edle Gartenrose sein. Wenn die Regierung einer Nation die Blüte ist, so ist das Volk der Stamm; um also eine edle Regierung, einen gerechten Staat zu erlangen, müssen wir den Stamm, das Volk veredeln. Was ist aber das Volk? Es ist zusammengesetzt aus den vielen, einzelnen Bürgern des Staates. Deshalb müssen wir weiter folgern, daß der Stamm nur veredelt werden kann, wenn jeder einzelne Mensch, jeder einzelne



Bürger des Staates veredelt wird. Und wenn jeder Mensch dies für sich selbst tut, dann ist mit einem Male der ganze Staat veredelt, und es besteht kein Zweifel, daß auch die Gesetze und die Regierung als der Ausdruck des ganzen Volkes eine edle, menschenwürdige sein wird.

Wer also die Lehre von Karma kennt, der kann mit Sicherheit sagen, daß der Sozialist vergebens sucht, seine Ideale zu verwirklichen, wenn er glaubt, dies durch Änderung der Gesetze zu erreichen oder durch Reformation von irgend etwas, was wir als bloße Wirkungen und nicht Ursache anerkennen müssen. — Aber, so wird der Sozialist fragen, wo sollen wir denn anfangen? Wir sagen, und die Theosophie, die Karmalehre gibt uns die Versicherung, daß ein jeder Mensch seine Ideale nur dann verwirklicht sehen kann, wenn er zunächst bei sich selbst anfängt. Lassen Sie uns etwas näher darauf eingehen. Das Ideal eines Sozialisten oder eines Sozial-Reformers ist: Gleichheit in allen Dingen und Gerechtigkeit. Wie steht es aber hiermit bei den einzelnen Vertretern dieser Ideale? Ist bei ihm alles gleich, alles im Gleichgewicht? Herrscht in ihm vollkommene Gerechtigkeit? Führt er das aus, was er von dem Staate erwartet? Teilt er seine Einnahmen, seinen Lohn, sein Hab und Gut mit allen anderen, die das gleiche Ideal verfolgen? — Ich glaube, die Antwort auf diese Frage wird stets ein „Nein" sein! — Aber fragen wir weiter: Wie kannst du denn von einem Staat das erwarten zu verwirklichen, wenn du für dich allein oder mit deinen Gesinnungsgenossen nicht imstande bist, dein Ideal zu verwirklichen? Wie kannst du von einem Staate die kommunistische Lebensweise erwarten, wenn du selber für dich, mit deinen Gleichgesinnten oder in deiner Familie nicht imstande bist, in völliger Kommune zu leben? Es ist dies ein ganz unbilliges, ungerechtes Verlangen. Darum fange bei dir selbst an, lebe du deinem Ideale gemäß, gib der Welt ein Beispiel, daß dein Ideal auch verwirklicht werden kann, und du kannst versichert sein, daß dein Ideal auch von anderen, ja von dem ganzen Staate anerkannt wird. Aber rechne niemals auf die Verwirklichung deiner Ideale seitens



eines Staates, wenn du aus irgend einem Grunde sagen mußt: „Ich allein kann es nicht ausführen, ich brauche Hülfe.“ Denn wisse, alles, was der Mensch nicht in sich verwirklicht finden kann, beruht auf einer Täuschung. Nur im Innern findet der Mensch die Einheit, und alles, was Bestand haben soll, muß auf diese Einheit basiert sein. Was aber nicht von dir, sondern nur mit Hilfe anderer verwirklicht werden kann, ist auf die Zweiheit basiert und muß gleich dieser, früher oder später, dem Untergang verfallen! Wozu also dann erst danach streben, wenn ich weiß, es geht doch unter?

Also laßt uns bei uns selber anfangen mit aller und jeder Reformation, laßt uns niemals von jemandem anders oder gar vom Staate etwas erwarten, was wir nicht selber schon in die Tat umgesetzt haben. — Dies ist es, was uns die Theosophie und insonderheit das Karma lehrt.



Aphorismen.

Der Beweggrund allein bestimmt das Verdienstliche in den Handlungen der Menschen, und die Uneigennützigkeit drückt das Siegel der Vollkommenheit darauf.

La Bruyere.

Ein Wunsch, der still für uns und andre fleht,
Ein Seufzer, der dem Herzen leis' entweht,
Den keine Lippe spricht, ist ein Gebet.

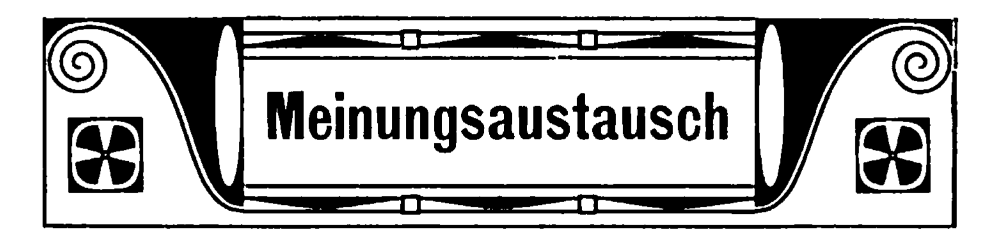
Herder.

Welche Erziehung sich bewährt?
Die den Menschen sich selbst erziehen lehrt.

Scherer.







Unter dieser Rubrik bringen wir Meinung und Gegenmeinung, auch wenn sie nicht mit denen der Redaktion übereinstimmen.

Spiritismus und Theosophie.

Von E. W. Dobberkau.

In unseren Tagen beginnt eine Annäherung zwischen diesen beiden bisher gegnerischen Weltanschauungen, und darum ist es vielleicht zweckmäßig, den Grundgedanken beider in kurzer Form klarzulegen, um dann beurteilen zu können, ob eine Vereinigung überhaupt möglich ist.

Wer Theosophie richtig verstehen will, muß sie bis in die Quellen zurück verfolgen und zu diesem Zwecke die „heiligen Schriften" der alten Inder gründlich zu studieren versuchen. Es ist unleugbar eine ganz andere Geisteswelt, in die man hereinkommt. Unser Abendland steht fast durchweg auf theistischer Grundlage, d. h. es glaubt seit dem Auftreten des Christentumes an einen persönlichen Gott, der als Weltschöpfer alles erhält und regiert.

Ursprünglich war auch Indiens Kultur auf dieser Grundlage aufgebaut, was man schon daraus erkennen kann, daß die Sage vom Feuergotte Agni und seinem Kulte der erste Ausgangspunkt des Christentumes war und schon seine Dogmen und Anschauungen im Grunde genommen enthielt. Später aber kam man in Indien zum Pantheismus, und dieser war der Grundgedanke der Upanishads und der Vedanta-Philosophie. Brahman und Atman, das sind die beiden Gegenpole alles philosophischen Denkens im alten Indien. Über uns die Gottheit, in der alles lebt, wie ein Tropfen im Meere darin das Atman, das Ich des Menschen.

Aus diesen Gedanken ging die Seelenwanderungslehre hervor. Atman, das Ich, strebt nach restloser Wiedervereinigung mit der Gottheit. Und da es durch sein Erdenleben sich oft mit all den verschiedenen Leidenschaften und Charakterschlacken belastet, muß es so lange wiedergeboren werden, bis es nach dem Gesetze eherner Gerechtigkeit — Karma — sich von allem Bösen befreit hat und zurückgehen kann ins Nirvana, das erst der Buddhismus als Nichts auffaßte, ursprünglich aber als höchster Glückszustand — „ewige Seligkeit" sagt der Christ — angesehen wurde.

Was nun sonst noch gelehrt wird, ist Priester-Philosophie und auch



hier, wie überall, voller Dogmen und Gedankenklettereien, weil man den tiefen Kern und die Reinheit der Grundgedanken nur halb verstand.

Die Theosophie knüpfte an alle die Gedankenfäden an, welche die Jahrtausende im alten und neuen Indien spannen, enthält daher neben unendlich tiefen Gedanken auch manches Dogma, was philosophisch nicht haltbar ist.

Der Spiritismus ist eigentlich nur eine Modernisierung der Lehren und Übungen der indischen Yogins, darum finden wir auch in den Upanishads schon fast alles, was wir bei unseren modernen Medien beobachten können, und bekanntlich stellen die indischen Fakire mit ihren medianimen Fähigkeiten alles in den Schatten, was je im Abendlande in dieser Hinsicht bei Medien beobachtet wurde. Doch in der Philosophie ging der Spiritismus andere Wege als Indien. Ursprünglich – in Amerika und England – glaubte man nicht an die Seelenwanderungslehre. Durch Allan Kardei wurde sie jedoch eingeführt, so daß fast alle romanischen – und wohl auch sonst alle katholischen – Spiritisten wie Allan Kardei an die Seelenwanderung glauben. Auch der große Philosoph Freiherr Dr. C. du Prel lehrte Anschauungen, die den indischen sehr nahe standen.

Neben dieser Richtung gibt es noch eine, welche die Seelenwanderung verneint. Sie stützt sich besonders auf die großen Naturforscher Englands, die Spiritisten wurden.

Doch auch diese Richtung lehrt eine Weiterentwicklung des Menschen jenseits des Grabes, so daß im Grunde genommen kein so großer Unterschied zwischen dieser und der anderen Richtung besteht. Denn es ist nach meiner Ansicht nichts Wesentliches, ob die Weiterentwicklung des Menschengeistes im Erdenleben stattfindet – also wiederholtes Geborenwerden als irdischer Mensch notwendig macht – oder ob sie in verklärtem Leibe – dem Astralkörper – im Jenseits vor sich geht. Eins wie's andere soll eine Weiterentwicklung des Menschengeistes herbeiführen, damit er der Gottheit entgegenreife, oder, wie die Inder sagen, Atman sich mit Brahman wieder vereinigen kann.

Das sind die Grundgedanken des Spiritismus und der Theosophie. Gegensätze sind also zunächst nicht vorhanden. Um nun eine Annäherung eher herbeizuführen, möchte ich allen meinen Freunden dringend empfehlen, Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaften sehr gründlich zu studieren. Denn durch dies Studium wird der Blick weit und das Herz duldsam für alles Menschliche und sei es auch ein Irren, und man bekommt Verständnis für das Geistesleben der Menschheit.

Auf diesem Boden wird einst eine Saat reifen, für die unsere jetzige Kulturweisheit nur das Samenkörnlein ist.







Das Grab des heiligen Petrus. – In der neuen Nummer der „Ethischen Kultur" vom 1. Juli 1910 werden Aufzeichnungen eines livländischen Edelmannes veröffentlicht, die dem Herausgeber zufällig in die Hände gekommen sind. Wenn die Aufzeichnungen auch mit Vorsicht aufzunehmen sind, besonders da sie auf die Erzählung einer dritten Person zurückgehen, so ist doch auch übertriebener Skeptizismus nicht am Platze. Sollte wirklich Petrus nicht in Rom, sondern in Joppe gestorben sein, so wäre eine Hauptstütze der Päpste, der „Nachfolger Petri", gefallen. Von dem Berichte, der unterzeichnet ist: „Riga, den 28. October 1830, Ludwig August Graf Mellin, Direktor des Kaiserlichen Liefländischen Ober Consistorii, Landrath und Ritter des St. Anna-Ordens", geben wir folgendes wieder:

Nachricht

von einem bey Joppe in Syrien gefundenen merkwürdigen Grabsteine.

Relata refero.

Als im Jahre 1814 die französischen Kriegsgefangenen aus Rußland nach ihr Vaterland zurückkehrten, und eine Abtheilung derselben durch Riga ging, machte hier der Landrath und Ober-Consistorial-Director Graf Mellin die Bekanntschaft mit einem französischen Kapitain, der unter Bonaparte den Feldzug in Aegypten, und den Streifzug nach Syrien, mitgemacht hatte.

Dieser Offizier hatte Bildung und schien ein guter Beobachter zu seyn.

Unter anderen Berichten führte er auch folgenden Umstand an. Doch dieser französische Kapitain mag selbst, redend auftreten.

Wir hatten, erzählte dieser Offizier, auf unsern Märschen, immer Gelehrte und andere Männer bey uns, die auf alles aufmerksam waren, alles beobachteten, und vorzüglich nach Ueberbliebseln der Vorzeit forschten, und alles sorgfältig untersuchten.

In der Gegend um Joppe dem heutigen Jaffa, fanden wir unter andern Denkmälern der Vorzeit auch einen Stein der faßt gänzlich in die Erde eingesunken, und überwachsen war. Wir ließen ihn heraus heben. Es war ein gewöhnlicher ganz einfacher Leichenstein, so wie ihn arme Leute in alten Zeiten hatten, und auch noch gegenwärtig gebrauchen, und deren man überall eine Menge antrifft. Dieser Stein konnte 5 bis 6 Fuß lang, ungefähr 2 Fuß breit und über ein Fuß dick sein. Er war wenig beschädigt, und hatte ursprünglich aufrecht gestanden, denn das eine Ende von etwa 1½ Fuß welches in der Erde gestanden, hatte man nicht geglättet, sondern



im natürlichen Zustande gelassen. Das andere oder obere Ende war aber abgerundet, mit etwas Laubwerk verziert, und gleich darunter stand eine kurze Inschrift in syrischer oder hebräischer Sprache, ich glaube in Letzterer, denn ich gestehe aufrichtig meine Unkunde der alten Sprachen. Aber griechisch war sie nicht, weil ich diese Schrift kenne, die mit der Lateinischen Lapidarschrift, so viel Aehnliches hat.

Da dieser Stein mit der Schriftseite nach unten, oder auf der Erde lag, so hatte diese Seite von der Zeit nur wenig gelitten, und die Inschrift war vollkommen erhalten, und wurde von unsern Gelehrten deutlich gelesen, und übersezt. Sie lautete

Simon Petrus Jesu Schüler ruhet hier.

Eigentlich stand da Simon Kifas, Kafas, oder Kafos, denn ich erinnre mich nicht mehr, wie unsere Gelehrten dieses Wort aussprachen, welches sie durch Pierre, rocher [Stein oder Felsen] übersezten. Solchem nach ruht also der Apostel Petrus hier an dieser Stelle, nicht aber in Rom wie man behauptet.

Diese Entdekung erweckte bey uns viele Betrachtungen. Daß der Apostel Paulus nach Rom gekommen, bezeugen gleichzeitige Schriftsteller, und der Evangeliste Lucas in seiner Apostelgeschichte, der übrigens von Petro sehr viel spricht, sagt von dessen Reise nach Rom ganz und gar nichts, obgleich er von Pauli Reise nach Rom sogar eine umständliche Reisebeschreibung liefert. Es ist daher nicht unglaublich, daß Paulus auch daselbst gestorben, und daß seine Gebeine wirklich daselbst aufbewahrt sind, und biß auf den heutigen Tag verehrt werden. Daß aber der Apostel Petrus nach Rom gekommen, daselbst der erste Bischof, Papst, und Stellvertreter Christi gewesen, darüber erinnerten wir uns nicht, die wir doch alle Katholiken, und keine Ignoranten waren, bey gleizeitigen Schriftstellern etwas angetroffen zu haben. Alles dieses beruht vielmehr auf spätern Sagen, die man in den folgenden Zeiten für Gewißheit und ausgemachte Wahrheit angenommen hat, um hierauf nach gerade die Hierarchie zu erbauen. Auch haben zu allen Zeiten Zweifler gelebt, die an alle dem keinen Glauben hatten, und die in Rom befindlich seyn sollenden Gebeine Petri für untergeschoben gehalten haben.

Nun überlegten wir, daß dieser Stein dem Stuhle Petri großen Nachtheil bringen könne, als welcher ohnehin schon viele Erschütterungen erfahren hatte, und hierdurch nur noch mehr leiden würde. Wir beschlossen daher dieses dem Nachfolger Petri und Statthalter Christi so nachtheilige Denkmal, zu zernichten, um keine neuen Streitigkeiten zu veranlassen. Da wir nur einige Offiziere und Gelehrte dort zur Stelle waren, so übertrugen wir das Geschäfte der Zerstörung den Eingebohrnen, die uns für Bezahlung herumführten, mit den erforderlichen Geräthschaften versehen waren, und zu denen noch einige Neugierige aus ihren Landsleuten, sich angeschlossen hatten. Diesen Auftrag vollstreckten diese Menschen mit solchem Eifer, daß keine Spur mehr davon zu sehen war.







Menschen. Von Adalbert Luntowski. Preis br. M. 5,—, geb. M. 7,—.

Carlyle, Whitman, Liliencron, Dehmel, Fidus, Wagner, Kleist, Nietzsche, Beethoven, Thoreau, Emerson, — das ist der Zug ehrwürdiger Gestalten, der in diesem Buche an uns vorüberzieht. Die Auswahl zeigt, daß der Verfasser, der unseren Lesern auch aus einigen Artikeln und Gedichten des „Theosophischen Lebens" bekannt ist, mit dem Herzen seines Volkes lebt; denn die Menschen, die er uns vorführt, sind am tiefsten in das Seelenleben unserer Zeit eingedrungen. Um die Darstellung Luntowskis zu kennzeichnen, glaube ich am besten zu sagen, daß er selbst vor allem Dichter ist. Seine Gestalten treten dramatisch lebendig vor unsere Augen, verklärt durch eine poetisch schöne Sprache. Einer der besten Essays ist vielleicht der über Fidus. Ich setze den Anfang her, weil er den Stil Luntowskis gut kennzeichnet: „Nun muß meine Feder zarte Gebilde formen und Lieder voll Sehnsucht und Leuchtkraft nach Schönheit und Gott. Wenn du in das Reich dieses Künstlers kommst, laß alles dahinten, was dich mit Körperschwere und Elterngebot ängstigen wollte. Leg ab, was alles du mit Gewändern umlügen mußtest. Und greif hinein in deine Seele, enthülle, was drin an Göttlichem verhüllt war, und strecks empor mit Beterhänden in die Sehnsuchtsstrahlen nach dem Ewigen."

Das Buch ist vom Xenien-Verlage vornehm ausgestattet worden; jeder Essay hat eine Porträtbeigabe nach Originalen von Prof. Behrens, Klinger, Olde etc. B.

Die germanischen Heldensagen als Entwicklungsgeschichte der Rasse. Von E. Wolfram. Preis br. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Die innere Bedeutung der altgermanischen Sagen wird uns in eingehender Weise dargelegt. Die Kenntnis theosophischer Gedanken hat dem Verfasser dabei gute Dienste geleistet. Um die Reichhaltigkeit des Inhalts zu zeigen, setzen wir einige Kapitel her: Herkunft der germanischen Rasse: Das Lied der Wala. — Die Geburt des Intellektes: Wieland der Schmied. — Das „Ewig Weibliche" der Germanen als Schwanhild, Hilde und Gudrun. — Die Siegfriedtragödie: Leben und Untergang eines Eingeweihten. — Christentum und Völkerwanderung: Der Nibelungen Not. — Im Zeichen des Rosenkreuzes: Dietrich von Bern. M.

Die Kabbala. Von Papus. Autorisierte Übersetzung von Prof. Julius Nestler. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis br. M. 7,–, geb. M. 8,25.

Der Wert dieses Werkes besteht hauptsächlich darin, daß seine einzelnen Teile, wie der Übersetzer in seinem Vorwort bemerkt, „den Federn der angesehensten französischen Forscher auf diesem Gebiete entstammen und durch Papus in einheitlicher Gesamtredaktion vereinigt wurden". So gibt er z. B. in dem Abschnitt über die Lehren der Kabbala zehn Briefe von Eliphas Levi wieder. Andere Teile des Buches behandeln die Texte und Teile der Kabbala, sowie eine Bibliographie der Kabbala. Gerade diese Bibliographie von die Kabbala betreffenden Werken, die einen großen Teil des Buches einnimmt, ist für jeden, der sich mit der Kabbala näher beschäftigen will, von größtem Nutzen.

Die Übersetzung von Prof. Nestler ist besonders gut. B.

Sterne. Gedichte von E. Ludovici. Preis kart. M. 1,–.

Es weht ein Hauch innerlichen Erlebens durch diese Gedichte; besonders der Zyklus „Seele" enthält tiefgefühlte Gedanken, z. B. in „Die alten Möbel", „An N. N.". B.

Die Philosophie der Mystik. Von Dr. Karl du Prel. 2. Auflage. Brosch. Mk. 10,–, geb. Mk. 12,–.

Du Prel wurde durch astronomische Studien auf die Mystik und den Okkultismus geführt. Das vorliegende Werk war seine erste bahnbrechende Leistung auf diesem Gebiet, und deshalb ist mit dieser neuen Ausgabe des Werkes allen Freunden du Prels ein großer Dienst erwiesen. B.

Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften. Von Dr. Karl du Prel. Band I, 2. Auflage. Preis brosch. Mk. 5,–, geb. Mk. 6,25.

Von der Seelentätigkeit des Künstlers ausgehend, beweist du Prel, daß die Wurzel unserer Individualität, das Unbewußte, eine geistige Individualität umschließt, verschieden von dem Träger des sinnlichen Bewußtseins. B.

Angelus Silesius in seinem cherubinischen Wandersmann. Eine Auswahl aus des Dichters religiös-philosophischen Sprüchen. Zusammengestellt von Dr. Hermann Brunnhofer. Preis br. M. 1,35.

Die Auswahl ist vorzüglich und enthält manches sonst wenig Bekannte, sie ist ganz in unserem Sinne erfolgt, da Brunnhofer der theosophischen Bewegung sehr freundlich gegenübersteht; die Ausstattung ist hübsch und dem Inhalte gut angepaßt. Durch die Herausgabe des Angelus Silesius hat Brunnhofer wieder bewiesen, daß er einer von den Gelehrten ist, die mit dem Volksleben mitgehen. B.







Bericht über die XV. Konvention der Theosophischen Gesellschaft in Deutschland

(21. und 22. Mai 1910 zu Berlin).

Die Konvention begann am Sonnabend, 21. Mai, mit einem öffentlichen Vortrag, der in dem Saale Wilhelmstraße 111 abgehalten wurde. Etwa 250 Personen waren anwesend. Nach einigen einleitenden Worten des Sekretärs Paul Raatz, in denen er aufforderte, sich frei an der dem Vortrage folgenden Diskussion zu beteiligen, nahm Herr Sandor Weiß das Wort zu seinen Ausführungen, denen er den Titel „Das Himmelreich auf Erden" gegeben hatte. (Unsere Leser finden denselben in diesem Hefte des „T. L." veröffentlicht. Die Redaktion.) – –

Die geschäftliche Sitzung fand am Sonntag, den 22. Mai, in den Gesellschaftsräumen des Zweiges Berlin, Wilhelmstraße 120, statt.

Um 10½ Uhr vormittags eröffnete Herr Raatz die Verhandlungen durch Verlesung einer Stelle aus der Bhagavad-Gita.

An Hand der Präsenzliste wurde festgestellt, daß 76 Mitglieder anwesend waren, die 66 Stimmen vertraten, so daß insgesamt 142 Stimmen gezählt wurden. Wir sahen außer den Mitgliedern der Berliner Zweige insbesondere eine große Zahl auswärtiger Zweigmitglieder unter uns, aus Aussig, Dresden, München, Neusalz, Suhl, Steglitz. Außerdem konnten wir zwei Mitglieder des Zweiges South Shields, England, Mrs. Alice Binks und Miß Short, als Gäste hier begrüßen.

Zum Vorsitzenden der Konvention wurde Herr Ernst John, zum Schriftführer Herr Ernst Wiederhold gewählt.

Der Schriftführer verlas nun die Begrüßungen, die in großer Zahl aus Deutschland, der Schweiz und Norwegen, aus Amerika und England eingetroffen waren. Der Brief von Dr. Keightley wurde zunächst von Mrs. Binks englisch vorgelesen, dann in einer deutschen Übersetzung.

Herr Paul Raatz erstattete darauf als Sekretär der Gesellschaft seinen Bericht. Wir entnehmen ihm folgendes:

Die Vereinigung, die sich bis jetzt noch „T. G. in D." nennt, zählt gegenwärtig 233 Mitglieder, und zwar 19 Einzel-Mitglieder und 214 Zweig-Mitglieder, welche sich auf 9 Zweige verteilen. . . . . . . Die Art der Tätigkeit des Exekutiv-Komitees ist im verflossenen Jahre eine etwas ver-



änderte, den Vorjahren gegenüber, gewesen. Während früher die auswärts wohnenden Mitglieder ihren Vertreter in Berlin hatten, ist beschlossen worden, durch Korrespondenz, Zirkulation etc. die Mitglieder des Exekutiv-Komitees direkt unter sich verhandeln zu lassen, was zwar weniger einfach, dennoch aber korrekter ist und die individuellen Ansichten der betreffenden Beamten besser zum Ausdruck bringt. . . . . . Die Haupttätigkeit des Exekutiv-Komitees war, den Beschluß der vorjährigen Konvention zur Ausführung zu bringen, d. h. den Entwurf einer neuen Konstitution auszuarbeiten, welche den neuen Verhältnissen entspricht. . . . . .

Am Schluß seines Berichtes kam Herr Raatz auf das neue Verhältnis der deutschen Zweige zur Allgemeinen „Theosophischen Gesellschaft" zu sprechen. Er sagte unter anderem: „Zunächst und in allererster Linie ist daran festzuhalten, daß unsere „T. G. in D." in dem Moment der Vereinigung mit der internationalen „T. G." eo ipso aufgehört hat, ein nationaler Zweig zu sein. Denn diese internationale „T. G." besteht nicht aus nationalen Zweigen mehr, sondern nur aus örtlichen Zweig-Gesellschaften, gleichviel in welchem Lande der Erde sie sich auch befinden mögen. Ebenso wie jedes einzelne Mitglied ein unmittelbares Mitglied, so ist fortan auch jeder einzelne örtliche Zweig ein unmittelbarer Zweig der internationalen „T. G." und steht in Verwaltungssachen in direkter Verbindung mit der Zentralverwaltung in New-York. . . . .

„Aber unsere Gesellschaft (als eine Vereinigung der in Deutschland bestehenden Zweige der „T. G.") wurde nicht aufgelöst, im Gegenteil, es wurde nur auf der letzten Konvention beschlossen, die Konstitution den neuen Verhältnissen entsprechend zu ändern.

„Welche Bedeutung hat denn nun diese unsere Vereinigung? – – – Zunächst muß sie betrachtet werden als eine rein freiwillige Vereinigung, sie ist durchaus nicht notwendig und bindend für alle deutschen Zweige der „T. G.". Unsere Vereinigung hat hinfort nur die Bedeutung eines Nützlichkeitsverbandes, eines Zwecksverbandes, eines Arbeitsverbandes oder wie man das nun bezeichnen will. Das Ziel dieses Nützlichkeitsverbandes kann naturgemäß nur das sein, die theosophische Bewegung in Deutschland und in den deutsch redenden Ländern besser fördern zu können, als dies durch die einzelnen Zweige getan werden kann, wenn sie vereinzelt stehen.

„Es wird also naturgemäß immer das Bestreben der Vereinigung sein, Mitglieder und Zweige darauf hinzuweisen, daß sie in erster Linie Mitglieder und Zweige der internationalen „T. G." sind und daß die Vereinigung nur das Mittel zur besseren Arbeit in Deutschland ist."

Es folgte darauf die Verlesung des Berichtes des Korrespondierenden Sekretärs des Exekutiv-Komitees, Herrn Leopold Corvinus. Die Sekretäre der einzelnen Zweige korrespondierten im letzten Jahre nicht nur mit Herrn Corvinus, sondern auch untereinander, und das gab der Korrespondenz ein neues und erhöhtes Interesse.

Herr John gab als Schatzmeister einen sehr vorteilhaften Bericht.

Auf Antrag des Herrn Richard Walther, Steglitz, unterstützt von Herrn Raatz, wurde der nächste Punkt der Tagesordnung zurückgestellt und zunächst über die ordnungsgemäß eingebrachten beiden Anträge des Zweiges Steglitz verhandelt.

Die Anträge gingen dahin, daß die Theosophische Gesellschaft in Deutschland aufgelöst werden sollte, da an ihre Stelle das größere Band der „Theosophischen Gesellschaft" getreten sei, – und zweitens, daß die deutschen Zweige jährlich zu einem Kongresse zusammenkommen sollten, um ihre Erfahrungen auszutauschen.

Es wurde aber von den verschiedenen Rednern darauf hingewiesen, daß sie eine Vereinigung mit bestimmten Satzungen in Deutschland für nötig hielten, um die gemeinsame Arbeit der Zweige zu fördern, Flugschriften drucken zu lassen, mit dem Ausland zu korrespondieren etc. Daraufhin zog Herr Leo Schoch die Anträge namens des Zweiges Steglitz zurück.

Es folgte nun die Diskussion über die Neue Konstitution, die vom Exekutiv-Komitee ausgearbeitet worden war und nach einigen Änderungen von der Konvention angenommen wurde. Ihr zufolge fällt der Name „Theosophische Gesellschaft in Deutschland"; derselbe lautet jetzt **„Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft"**. Statt des Stimmrechtes jedes einzelnen Zweigmitgliedes existiert von jetzt ab nur das Stimmrecht der von je drei Mitgliedern gewählten Abgeordneten.

Die Einzelmitglieder können nur noch bei der Zentralstelle der Theosophischen Vereinigung in New-York angemeldet werden, falls sie nicht vorziehen, sich einem der deutschen Zweige anzuschließen. Es wurde beschlossen, ihnen dies in geeigneter Weise nahe zu legen.

Die Wahl der Beamten vollzog sich sehr schnell, indem auf einen Antrag des Herrn Weiß das Exekutiv-Komitee en bloc wiedergewählt wurde.

Als letzten Punkt der Tagesordnung erstatteten die Vertreter der Zweiggesellschaften ihre Berichte. Die äußerst günstigen Erfolge, von denen berichtet wurde, gaben neuen Mut und Hoffnung für die Zukunft.

Mit der Verlesung der „Proklamation und Sympathie-Erklärung" schloß die Sitzung um 4 Uhr nachmittags.

Am Abend versammelten sich zahlreiche Mitglieder in den Gesellschaftsräumen des Zweiges Berlin zu zwangloser Unterhaltung. Vorträge und musikalische Darbietungen belebten den Abend.

Das vollständige **Protokoll der Konvention,** das zur Aufklärung über die neuen Verhältnisse sehr geeignet ist, ist im Druck erschienen und wird jedem Interessenten kostenlos zugeschickt.



Zweig Dresden (Versammlungslokal: Ferdinandstr. 18, pt.). – Das letzte Vierteljahr war reich an Arbeit. Wie üblich, wechselten in unserem Programm Vortragsabende mit Studien- und Besprechungsabenden. An den Studienabenden wurden, wie im vorhergehenden Vierteljahre, bestimmte Kapitel aus „Schlüssel zur Theosophie“ gelesen, die dann besprochen wurden.

Der Lotustag wurde an einem Studienabende gefeiert. Herr Zippel hielt eine Ansprache, in der er der Gründerin der T. G. gedachte und der Bedeutung des Lotustages. Die Tafel war geschmückt mit deutschen Lotusblumen (Wasserrosen).

An einem der Vortragsabende wies Fräulein Panizza auf das Buch eines niederländischen Schriftstellers (Fr. v. Eeden) hin und las mehrere Kapitel daraus vor. Das Buch heißt: „Der kleine Johannes“ und ist sehr poetisch geschrieben. Die darin enthaltenen Ideen mögen der Allgemeinheit fremdartig erscheinen, derjenige aber, der sich mit theosophischer Philosophie beschäftigt, wird viel Bekanntes darin entdecken. – Herr Toepelmann brachte einen Vortrag über: Schwarze und weiße Magie bei den Indianern Nordamerikas, zu welchem Zwecke er zwei indianische Original-Märchen vorlas und besprach. – Herr Schildbach hielt einen Vortrag über das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Der Vortragende legte das Gleichnis aus als einen Abschnitt aus dem Entwicklungsgange der Seele. -- Herr Zippel hielt einen großen Vortrag, der zwei Abende füllte. Das Thema lautete: Psychotherapie: 1. Hypnotismus – Magnetismus, 2. Nervosität, ihre Ursache und Heilung. Im 1. Teile sprach der Vortragende über Bedeutung und Schädlichkeit des Hypnotismus, sowie über das Wesen des Magnetismus und seine verschiedenen Formen und Wirkungen usw. Im 2. Teile wies Herr Zippel auf die w a h r e Ursache der Nervosität hin und empfahl die Beseitigung der Ursache, anstatt, wie es üblich ist, die Folgen zu bekämpfen und zu betäuben. Der Vortragende besprach die verschiedenen Arten der Nervosität mit ihren so verschiedenen Erscheinungsformen. Näher auf den Inhalt des Vortrages einzugehen ist hier nicht möglich. Viele Fragen und ein sich anschließender reger Gedankenaustausch bewiesen, daß alle Darbietungen anregend gewirkt hatten.

Ende Juni werden wir noch einen Vortrag von Herrn Uhlig hören: „Okkultismus auf Schritt und Tritt“. Damit schließt das Programm dieses Vierteljahres. Im kommenden Sommervierteljahr wird kein festes Programm aufgestellt, doch werden wir uns wie im vergangenen Sommer zu regelmäßigen Lese- und Besprechungsabenden zusammenfinden und zwar jeden Dienstag abends ½9 Uhr im bekannten Versammlungslokal.

Zweig Flensburg. — Einen Vorfall von besonderer Bedeutung haben wir dadurch erfahren, daß unser ältestes Mitglied und langjähriger Vorsitzender Herr Rektor a. D. Christian Martens am 1. Juni entschlafen ist. Obgleich der Verstorbene schon seit Jahren schwer leidend war, so daß er das Zimmer nicht verlassen konnte, ist er uns doch allezeit ein sicherer Führer und unschätzbarer Ratgeber gewesen. Sein zielbewußtes, ernstes



Streben, sein unerschütterlicher Mut, mit dem er alle Schwierigkeiten überwand, und sein überaus selbstloses und freundliches Wesen werden für uns allezeit ein vorzügliches Vorbild bleiben; sein unerschütterliches Vertrauen und seine tiefe Ergebung in den Willen des Höchsten waren seine stetigen Begleiter und haben ihn auf seinem Sterbelager nicht verlassen. Der Weiterführung der theosophischen Arbeit galt sein einziges Streben bis zur letzten Stunde. An uns liegt es nun, das Werk fortzusetzen; die Zukunft wird zeigen, ob wir dieser Aufgabe gewachsen sein werden, jedenfalls haben wir den besten Willen.

Unsere äußere Tätigkeit haben wir dadurch eingeschränkt, daß wir die öffentlichen Vorleseabende im Logenhause und die Studienabende während des Sommers haben ausfallen lassen.

Christian Martens, Rektor a. D. in Flensburg, †. -- Einen treuen Mitarbeiter in dieser physischen Welt hat die Theosophische Gesellschaft durch den Heimgang von Rektor Martens verloren. Trotz seines langjährigen Leidens war er der natürliche Mittelpunkt der „T. G. Zweig Flensburg", es konnte nicht anders sein, denn wer ihn kannte, mußte ihn lieben und schätzen. War er in den letzten Jahren nicht mehr imstande, aktiv an den Versammlungen teilzunehmen, so war das Band zwischen ihm und seinen Mitgliedern keineswegs gelockert, denn gern holten letztere sich von ihm guten Rat ganz besonders inbezug auf theosophische Angelegenheiten. Eine Lieblingsidee des Heimgegangenen war: die organisatorische Vereinigung der verschiedenen in Deutschland bestehenden theosophischen Gruppen (besonders die in Leipzig zentralisierte) mit der ursprünglichen T. G. in Amerika; leider konnte er dies Ziel nicht mehr erleben. — Wenn Herr Martens auch physisch gestorben ist, so wissen wir, daß seine Kraft und sein Geist weiterleben und starke Impulse bilden werden für alle seine zurückgelassenen Freunde und Mitglieder. (Siehe auch Bericht der T. G. Flensburg.)

Quittungen.

Seit dem 16. Mai sind folgende Geldbeträge eingegangen: von Zweig Dresden 19 M., Zweig Steglitz 14 M.

Für die Konvention: Frau Decker-Seg. 1 M., Herr Beer (Warnsd.) 3 M., Herr Höhne 3 M., Herr Henschel 2 M.

Für Theosophical Quarterly: Frl. Panizza 1 M., Frl. Bittkau 1 M.

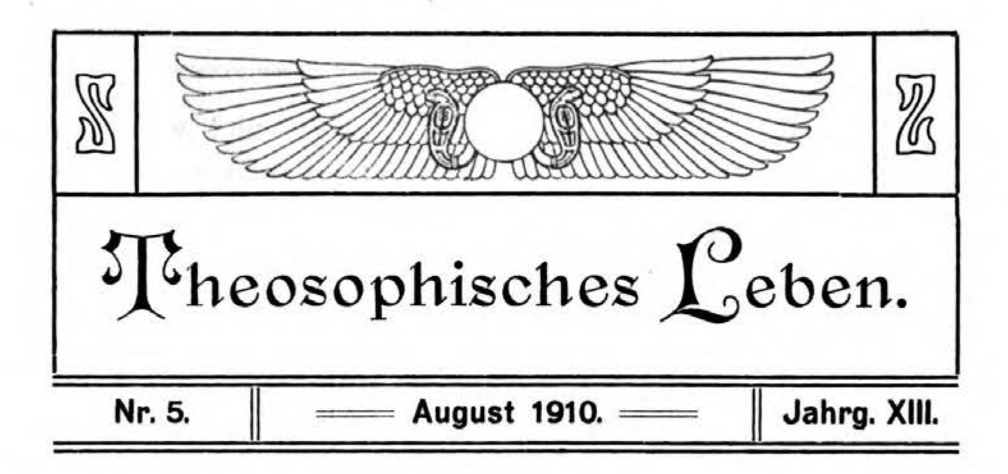
Mit herzlichem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John, N. 39, Pankstr. 89, I.



Druck von M. K. Her... in Leer... i. B





Theosophisches Leben.

Nr. 5. | August 1910. | Jahrg. XIII.

Beherrschung des Gemüts.

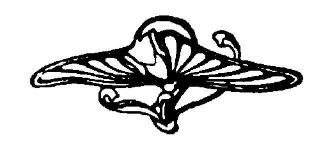
Wenn das Gemüt, aus Mangel von Schulung, bei den ersten Versuchen sich in Ergebenheit zu üben, die schlechten Gewohnheiten des Umherschweifens und der Zerstreuung sich angeeignet hat, so sind diese Gewohnheiten schwer zu überwinden, und im allgemeinen ziehen sie uns, selbst gegen unseren Willen, zu den Dingen der Erde hin.

Ich glaube, daß ein Heilmittel hierfür ist: unsere Fehler zu erkennen, und uns selbst zu demütigen vor Gott. Ich rate nicht zum Gebrauch der vielen Worte beim Gebet, denn diese Gesprächsformen mit Gott bieten zu oft gerade die Gelegenheit des Umherschweifens des Gemüts. Laß es dein *ernstestes Bestreben* sein, dein Gemüt *in der Gegenwart des Herrn* zu halten; wenn es manchmal abschweift, und sich von ihm abwendet, so beunruhige dich nicht zu sehr hierüber. Sorge und Unruhe dienen eher dazu, das Gemüt abzuziehen, als es zurück zu rufen; der *Wille* muß es wieder zur Ruhe zurückbringen. Wenn du Ausdauer hast mit deiner ganzen Kraft, so wird Gott (das Höhere Selbst) Mitleid haben mit dir!

Eine Methode, das Gemüt zur Zeit des Gebetes konzentriert zu halten, und es an Ruhe zu gewöhnen, ist, es auch zu anderen Zeiten nicht weit abschweifen zu lassen. Halte dein

Gemüt streng in der Gegenwart Gottes; und wenn du gewöhnt bist, oft von Zeit zu Zeit an ihn zu denken, so wirst du es leicht finden, dein Gemüt zur Zeit des Gebetes konzentriert und in Ruhe zu halten, oder zum wenigsten es von einer Abschweifung schnell zurück zu bringen in die Gegenwart Gottes!

Nicolas Herman von Lorraine.

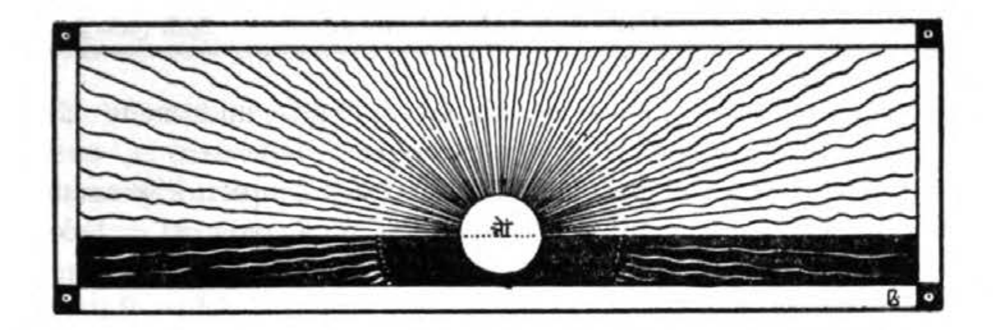


Wo die Sonne untergeht......

Wo die Sonne untergeht, liegt das Paradies des grenzenlosen Lichtes, und allen, die den Mut haben, das Irdische zu verachten und ihr Denken auf jenen Ort der Seligkeit zu richten, steht dort eine reine Geburt bevor, aus dem Schoße einer Lotusblume. Die erste Sehnsucht nach jenem Paradiese bringt dort im heiligen, kristallklaren See eine Knospe hervor, jeder reine Gedanke, jede gute Tat läßt sie anschwellen, während alles Böse, was in Gedanken, Wort und Tat vollbracht wird, wie ein Wurm in ihr nagt und sie dem Verwelken nahe bringt.

Aus: Gjellerup, der Pilger Kamanita.





Der Rhythmus des Lebens.

Von Dr. A. Keightley.

Wenn man der Statistik der Gegenwart Glauben schenken will, so ist der Durchschnitt der allgemeinen Gesundheit niedriger als früher, trotz unserer viel gerühmten Zivilisation und Beobachtung der Hygiene.

Es handelt sich hierbei nicht um die einfache Lebenslänge in besonderen Fällen, denn man hört von einer größeren Anzahl von Hundertjährigen als früher, sondern es soll damit ausgedrückt werden, daß der Durchschnitt im Sinne von „Wohlbefinden" niedriger ist als früher. Was liegt nun den verschiedenen Ursachen zugrunde, die den Mangel an Kraft und das Gefühl des „Sich-nicht-wohlbefindens" hervorrufen?

Ganz allgemein ausgedrückt könnte man sagen, daß sich der Rhythmus des Lebens verändert hat und daß der Mensch damit nicht im Takt geblieben ist. Die Bedingungen des modernen Lebens haben sich stark verändert. Sie sind sowohl unruhiger, als auch gleichzeitig intensiver geworden. Mit Berechtigung intensiver, denn das Ziel des Lebens im wahren Sinne ist die Entwicklung des Charakters. Fälschlicherweise aber unruhiger, denn Unruhe und Oberflächlichkeit, in Verbindung mit der Unbehaglichkeit, die daraus entsteht, zerstören überhaupt die Charakterstärke. Und wenn wir die Sache genauer betrachten, werden wir finden, daß

Aus dem „Theosophical Quarterly" übersetzt von Therese Panizza.

eins der größten Hilfsmittel zur Gesundheit und zum Wohlbefinden der Aufbau des Charakters ist.

Wir können beobachten, daß das, was wir den Rhythmus des Lebens nennen, jederzeit in der Welt tätig ist. Jede Veränderung der Lebensbedingungen finden wir in voller Übereinstimmung mit der Evolution der menschlichen Rasse. Aber die Menschheit erkennt dies nicht immer, und als Ganzes ist sie sich dessen überhaupt nicht bewußt, obgleich einige Erkennende immer da sind und da sein werden, die sich entsprechend der Fülle ihrer Erkenntnis zu einer höheren Evolutionsstufe aufgeschwungen haben. Die aufwärtsstrebende Richtung des Lebens, seine Entfaltung neuer und fortgeschrittener Bedingungen, mit deren Hilfe der menschlichen Rasse Gelegenheit zur Entwicklung gegeben ist, — das ist es, was wir als Rhythmus des Lebens bezeichnen können. Und es erscheint fast, daß diese rhythmische Bewegung, dieses In-Erscheinung-treten von günstigen Gelegenheiten und Wissen gerade den Zweck hat, der Entwicklung des menschlichen Charakters und dem Näherbringen an das, wessen die Seele bedarf, zu dienen. Sobald nun der Mensch dieses Fundamentalgesetz des Lebens versteht und seine Gedanken und Handlungen ihm anzupassen versucht, dann bewegt er sich in Übereinstimmung mit dem Rhythmus des ihn umgebenden höheren Lebens. Wenn er dies Gesetz aber leugnet und blind für seine Bedeutung und sein Vorhandensein ist, dann wird sein Leben mit Verwirrung und Disharmonie von Körper und Gemüt erfüllt sein. Und weigert er sich gar noch, sich in Übereinstimmung mit dem rhythmischen Zweck des Zyklus zu bringen, so wird er, ja ist er auch schon vom Gesetz verworfen. Früher sowohl als auch jetzt noch sind wir allzu leicht geneigt, das menschliche Wesen als Tier zu betrachten und zu verlangen, daß es sich in Übereinstimmung mit den das Tierreich regierenden Gesetzen entwickeln soll. Das würde nun ganz richtig sein, wenn der Besitzer des Körpers, der Bewohner des Heiligtums, eine Tierseele bleiben müßte. Wenn dies aber nicht der Fall sein sollte, dann müßten selbstverständlich der



Körper und das Gemüt des Menschen vorbereitet werden, den Lebensbedürfnissen der innewohnenden „Seele" zu entsprechen. In diesem Lichte betrachtet müssen wir aber anfangen, unsere Ansicht vom menschlichen Körper und in gewissem Grade auch vom menschlichen Gemüt zu ändern. Soll nun aber unser Leben von diesem neuen Standpunkte aus gelebt werden, dann ist es notwendig, mit dem Aufbau des Charakters zu beginnen; hiermit aber heben wir zu gleicher Zeit auch den Durchschnitt der menschlichen Gesundheit.

Wenn wir nun untersuchen, in welchem Zusammenhang der Mensch mit der Natur steht, so finden wir, daß er aus einer Anhäufung von Kräften besteht, die durch ein zentrales Gemüt (Zentralgemüt) geleitet und erkannt werden. Daß nun das Gemüt zum Teil seine rechtmäßige Kontrolle über den Körper niedergelegt und daß es sogar gegen die Befehle der Seele sich aufgelehnt hat, ändert nichts an der Tatsache, daß dem Menschen gewisse Kräfte zu seiner Verfügung stehen, über die er nur unvollkommene Herrschaft besitzt. Er ist nicht „Herr seines Schicksals". Sein Gleichgewicht ist schwankend. Abgesehen von Unglücksfällen, Fiebern und operativen Fällen leiden fast alle Patienten, die zum Arzt kommen, an irgend einer Form von mentaler oder nervöser Unruhe. Funktionelle Störung liegt dieser Unruhe zugrunde. Daraus resultiert Unterernährung in dieser oder jener Form. Unrichtige Nahrung, unrichtige oder ungenügende körperliche Übung schaden den Nerven und dem Gemüt, anstatt Ordnung zu schaffen. Diese nervöse und mentale Unbeständigkeit wirkt ihrerseits auf den Organismus ein, und dieser Übelstand verbreitet sich nach vielen Richtungen hin. Der Rhythmus des Lebens ist verschwendet an ein wahnsinnig überstürztes Funktionieren von Körper, Gemüt und Seele.

Gegenwärtig macht sich eine starke Bewegung gegen die medizinische Wissenschaft geltend. Viele Leute ahnen etwas von der heilenden Kraft, die der Gedankenkonzentration innewohnt. Das alte Sprichwort von der „gesunden Seele in dem gesunden Körper" erlangt wieder volle Geltung. Gewiß



übertreiben auch hier wieder die Reaktionäre, wie sie es von jeher getan.

Aber gerade durch dieses Übertreiben wird der Welt in besonderer Weise gedient, sei es auch nur auf eine niedere Weise, — sie weisen eben doch auf eine Gefahr hin und erwecken durch die Wucht und Auffälligkeit ihrer Handlung Aufmerksamkeit. Trotzdem sind sie nützlicher als die Schlafmützen, die nicht aufwachen wollen, oder die Träumer, die sich in ihren phantastischen Vorstellungen gefallen und die drohende Schicksalshand nicht sehen wollen, die schwer auf dem menschlichen Leben ruht. Das Leben gestaltet sich, wie wir es gestalten, denn wir geben ihm Lauf und Richtung; doch was wird die Folge sein, wenn wir uns entscheiden, in der Dunkelheit der tierischen Seite des Lebens zu bleiben, anstatt uns dem Lichte der Seele zuzuwenden?

Alle, die zum Teil diese Tatsachen erkannt haben und bis zur äußersten gefährlichen Grenze gegangen sind, ziehen die Kräfte des Gemütes herab, um den Körper zu erhalten. Wie viel hört man nicht heutzutage von „christlicher" Heilung! Aber jeder, der nur im geringsten sich der göttlichen Heilweise nähern möchte, so wie sie von Jesus ausgeübt wurde, müßte zuerst alle Seligpreisungen erfüllen und je nach seinem Stande und Beruf alles das sein, was in der Bergpredigt gefordert wird. Er sollte vollkommen reines Herzens und Lebens sein, sonst ist sein Heilen nur ein frommer Selbstbetrug, der sicher am anderen Orte Folgen nach sich ziehen muß, wenn diese Folgen sich auch nur als ein hartes und selbst gerechtes Gemüt zeigen sollten. Das Gemüt kann durch gewisse Praktiken und Formeln beruhigt werden, aber gleichzeitig wird es dadurch gefesselt.

Die Heilung vieler Krankheiten mag das Resultat dieses Gemütseingriffes sein, durch den so viele Nervenkraft zum Nutzen des Körpers frei wird, doch wird dadurch nur der Sitz der Störung verändert. Der Kranke fühlt sein ursprüngliches Leiden nicht mehr, aber er hat dennoch nur den Sitz der Störung des Rhythmus verlegt; sein Gemüt ist nicht mehr im Einklang mit dem Ziel der Evolution. Statt daß er ein

Gemüt hätte, das dem geringsten Wechsel im Rhythmus des Lebens gehorcht, besitzt er nun ein Gemüt, das auf das Prokrustesbett eines Dogma gespannt zu einem Gesetz erstarrt, allem anderen gegenüber verriegelt und verschlossen ist. Dies trägt natürlich nicht zum Aufbau des Charakters bei. Das Gemüt muß mit den Bedingungen des Lebens frei spielen können, muß sie studieren, muß sie richtig anwenden lernen, muß Erfahrungen sammeln über die Gefahren des Mißbrauchs und muß aus dem Rhythmus des Lebens etwas von der Einheit und dem Ziele der Seele lernen, ehe der Charakter aufgebaut werden kann. Während alle, die über das Ziel hinausschießen, doch etwas von der Wahrheit erfaßt haben, die die Ärzte versuchten, sie zu lehren, nämlich daß das mentale Gleichgewicht der Vorläufer physischer Gesundheit ist, so schlagen sie doch einen falschen Weg ein, um zu ihrem Ziele zu gelangen und verschließen das Gemüt, statt es zu befreien und zu überwachen.

Ich möchte hierbei gleich bemerken, daß der Ausdruck „mentales Gleichgewicht" nicht eine mentale Erstarrung bedeute. Noch weniger meine ich jenen Gemütseingriff, der einem Schraubstock ähnlich wirkt, durch welchen der moderne Heiler sein Gemüt zwingt, durch Selbsthypnose oder passiven Bewußtseinszustand ein Bild oder eine Form festzuhalten.

Man erkennt zwei Extreme: Übererregung des Gemütes ist das eine, das Überwachen des Gemütes durch erfahrungsmäßige Bejahung und Verneinung, das andere, die Grenzlinie aber zwischen diesen beiden Extremen, bildet das vernünftige und gesunde Gleichgewicht des Gemütes, das sich im Einklang mit seinen Verhältnissen befindet, aufmerksam auf den Rhythmus des Lebens lauscht und in Übereinstimmung mit der wahren Stellung des Menschen im Universum arbeitet.

Bezüglich der Gesundheitsfrage ist es augenblicklich nicht nötig, sich mit den Folgen von Unglücksfällen, Fiebern oder Infektionskrankheiten zu beschäftigen. Wir haben es jetzt mit der verminderten Widerstandskraft des männlichen und weiblichen Individuums zu tun. Denn es ist gerade die verminderte Widerstandskraft, die uns hindert, die Folgen von



Unfällen abzuschütteln und die das Eindringen der Bazillen begünstigt; ferner verringert sie die Leistungsfähigkeit unserer Lebensfunktionen, so daß die Spannkraft von Körper und Gemüt auf ein allgemein tieferes Niveau herabsinkt. Was liegt nun diesem niedrigen Widerstandsniveau des modernen Lebens zugrunde? In welcher Weise unterscheiden sich die Menschen von heute, sagen wir bis zu fünfzig Jahren, von früheren Generationen?

Auf den ersten Blick scheint kein Unterschied zu bestehen, außer daß mit den Jahren andere Sitten und Lebensgebräuche Platz gegriffen haben, doch diese machen unsere Lebensbedingungen, unsere Umgebung aus. Und da wir finden, daß unsere Umgebung eine andere geworden ist, müssen wir uns fragen, indem wir die Sprache der Evolution benützen: „Haben wir uns den veränderten Bedingungen angepaßt, uns in Einklang mit ihnen gebracht? Haben wir mit dem wirklichen Rhythmus des Lebens Schritt gehalten?"

Ich glaube nicht, daß dies der Fall ist! Eine große Zahl — wohl die Majorität — der heutigen Menschen leidet in einer oder anderer Weise an physischer, nervöser und mentaler Unruhe. In erster Linie beherrschen sie weder sich, noch die Umstände, die in der einen oder anderen Weise zu viel für sie sind. Abgesehen von den Fragen der erblichen Belastung machen sie auch nicht genügende Anstrengung, um das zu überwinden, was sie direkt umgibt. Indem ich dies sage, weiß ich sehr wohl, daß wir natürlich die verderblichen Folgen des Alkohols in Betracht ziehen müssen, sowohl an uns als an unseren Vorfahren, denn diese müssen wir, meiner Überzeugung nach, für die Hälfte alles Krankseins verantwortlich machen. Der übermäßige Fleischgenuß in jeglicher Form und die moralischen Exzesse vervollständigen die Hauptursachen unseres heutigen minderwertigen Gesundheitszustandes. Ferner weiß ich wohl, daß reichlicher Fleischgenuß und mäßiger Alkoholgenuß schon oft das Gleichgewicht der physischen Gesundheit wieder herstellte. Der Hauptgrund dieser Methode ist in der Richtung des geringsten Widerstandes zu suchen.



Unsere Körper wie die unserer Vorfahren sind aus solchen Dingen aufgebaut und der Arzt soll nun auf jeden Fall „heilen" — er muß sich daher manchmal nach den Gewohnheiten des Körpers richten und die wichtigere und höhere Frage nach dem Wohle der Rasse momentan außer acht lassen.

Zu diesen offensichtlichen Ursachen fügt das moderne Leben eine neue hinzu. Gleichwie ein Tropfen mehr den Topf zum Überlaufen bringt, so stört diese eine Ursache das Gleichgewicht unseres Lebens, und wir sollten uns doch mehr den Erfordernissen unserer Seele, der wahren Natur des Menschen anpassen, als den Wünschen der Tiernatur. Ich spreche von unserem Zeitalter des Reisens, des unaufhörlichen Hastens von Ort zu Ort, von der Sucht nach Abwechselung. Als erstes nennen wir das Reisen mit der Bahn, das wilde Rasen der Autos, wir suchen ferner durch Telephon, Telegraphie „mit und ohne" Draht Verbindung zu gewinnen, bis das Leben endlich zu einem unaufhörlichen Rasen und Überanstrengen aller Kräfte wird, durchsetzt von immer neuen Sensationen. Gewiß, diese Erfindungen haben ihren Wert. Sie erweitern unser Wissen vom Universum: Aber sie sollen der Menschheit zum Gebrauch und nicht zum Mißbrauch dienen. Ihr Mißbrauch hat nicht wenig zur Verwirrung und zum übermäßigen Kraftaufwand der modernen Lebensbedingungen beigetragen. Und hätten wir unsere Aufmerksamkeit den Bedürfnissen unserer eigenen Natur zugewandt, mit derselben Beharrlichkeit und dem gleichen Eifer, wie wir sie auf mechanische Erfindungen verwendet haben, so hätten wir als Belohnung einen ungleich höheren Preis erzielt. Statt dessen sind unsere Körper — unsere Werkzeuge — abgenutzt durch fortwährende Vermehrung von Aufgaben, die wir ohne zweckentsprechendes Ziel erfüllen und ohne daß die Arbeit wirklichen Nutzen hätte. Durch neue Beschäftigungsarten und endlos verwickelte Einzelheiten werden wir auf die oberflächliche Seite des Lebens gedrängt, und hieraus erwächst nun die unvermeidliche Reaktion, das Streben des Körpers nach einem bis in alle Einzel-



heiten vereinfachten Leben, und nicht nur der Körper, sondern auch Nerven, Gehirn, Gemüt und Herz verlangen darnach. Alle, die dieses Bestreben fühlen, haben eine schwache Ahnung von dem Rhythmus des Lebens, und inmitten ihrer Wirrnisse fühlen sie den höheren Zweck. Aber die Zusammenstellung solches einfacheren Lebens mit der allgemein herrschenden Oberflächlichkeit ist gleichbedeutend mit falscher mentaler Ernährung, genau wie unrichtige Nahrung eine falsche physische Ernährung nach sich zieht. Der Mensch ist zusammengesetzt aus Gemüt und Körper — nein, bei weitem mehr, denn die belehrende und wirkende Kraft ist doch die Seele, deren gehorsamer Diener Gemüt und Körper sein sollten; und der Mensch in seiner Gesamtheit muß doch in allen Teilen seines Wesens mit der Evolution Schritt halten.

Angenommen es wäre so, dann wäre Oberflächlichkeit gleichbedeutend mit einem Leben, das nutzlos vergeudet wird, ohne jene Tiefe und Freiheit des Austausches zwischen Gemüt und Körper, wodurch allein der Erschöpfung vorgebeugt wird. Die Seele muß ernährt werden, gleichwie das Gemüt ernährt werden muß. Genau so, wie der Körper durch die Assimilation der Nahrungsstoffe ernährt wird, so benötigt auch das Gemüt seinen Teil mentaler Nahrung und Betätigung; Körper und Gemüt müssen ihrerseits den ihnen zukommenden Anteil zur Ernährung der Seele beitragen, indem sie eine gesunde Aktionsbasis in der physischen Welt schaffen und indem sie andererseits solchen Idealen und Aspirationen nachstreben, die die Seele entfalten helfen und den Charakter des Individuums bilden. Nur allein in solchem harmonischen Austausch kann Gesundheit und Erholung gefunden werden.

Was ist nun das Heilmittel gegen diese modernen Lebensbedingungen? Offenbar, wenn man diese Bedingungen überwindet und bemeistert, indem man Nutzen aus ihnen zieht und nicht ihnen zur Beute fällt, indem man sich nicht länger auf den Wogen des Gefühls — physischen und mentalen Lebens treiben läßt, sondern immer ein festes Ziel als Grundlage seiner Handlungen und Gedanken hat; hieraus gewinnt man die Kraft zum Ausbau des Charakters und macht diesen zur



Grundlage der Gesundheit. Das Gemüt ist der wahre Bildner; es hat alle Kunst, alle Wissenschaft und alles, was zum antiken oder modernen Leben gehört, geschaffen. Aber alles dieses ist vergeblich, wenn nicht der Charakter mit gebildet wird, und dieses Bilden ist die wahre Grundlage der Gesundheit. Zu diesem Zwecke gab uns auch Jesus ein vollkommenes Beispiel, nach welchem wir uns richten können.

Fehlt es an solcher Charakterbildung, dann ist das menschliche Wesen ein Sklave der Verhältnisse. Es gibt dann keine Richtschnur, keinen Grundton, der einen Ausgleich der entgegengesetzten Strömungen von Handlung und Gedanke vermittelte. Eine reiche Auswahl von Lebensbedingungen bietet sich uns dar, und wenn nicht von der Seele selbst die richtige Entscheidung kommt, dann schwanken wir zwischen richtiger und falscher Handlung und treiben ohne Ziel hin und her. Solche Unentschiedenheit affiziert unseren Körper, unsere Nerven und Gedankenkraft.

Die meisten von uns kennen den schädlichen Einfluß, den Aufregung und Sorge auf unser Verdauungssystem ausübt. Überall suchen wir dann nach Abwechselung und geben den verschiedensten Appetitsregungen nach; wir liebäugeln gewissermaßen mit dieser Schwäche und zuletzt bleibt uns nur übrig, uns von unserem Magen beherrschen zu lassen. Würden wir nur einmal auf unserem Willen bestehen, so würde meistens der Magen gehorchen und lernen, jede einfache und richtig zubereitete Nahrung zu verdauen. Da wir aber meist im Zweifel darüber sind, was bekömmlich ist, so resultiert Verdauungsschwäche daraus. Die Wiederholung dieser fehlerhaften Unsicherheit zeitigt bald einen mehr oder weniger chronisch-krankhaften Zustand. Wir werden gleichsam die Opfer dieser funktionellen Unentschiedenheit, ja sogar einer „funktionellen Funktionslosigkeit", um einen neuen Ausdruck zu prägen.

Weiter kommen wir nun zu der wichtigen Frage des Atmens. Wir wissen, wie wichtig beim Sitzen die Körperhaltung ist. Wir alle kennen den Unterschied des Brustumfanges zwischen einem Athleten und einem Menschen in



sitzender Lebensweise. Letzterer benutzt seine Lunge nur halb, daher werden Blutzirkulationen und Atmung, die für uns eine Quelle erhöhter Lebenstätigkeit sind, ungünstig beeinflußt. Ein solcher Mensch ist matt und kraftlos, und das ist nur die Folge von Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit, er würde bei weitem leistungsfähiger sein und auch seine geistige Tätigkeit bei weitem fruchtbarer, wenn er auf die Entwicklung der Atmungstätigkeit mehr Gewicht legte. Die Natur hat uns die Kraft dazu gegeben, wir sind aber durch unsere Nachlässigkeit selbst dafür verantwortlich, daß das richtige Atmen beinahe zu den verlorenen Künsten zu zählen ist. Es wird künftig vieler Zeit bedürfen, um die richtige Atmungstechnik wieder zu erlangen, ganz abgesehen davon, daß es auch noch nötig ist, unsere Lungen mit dem erforderlichen Quantum Luft zu versorgen. Wir atmen weder tief, noch richtig und versorgen daher unsere inneren Organe nicht genügend mit Sauerstoff. Vor allem atmen wir nicht rhythmisch, wir befinden uns nicht im Einklang mit dem Rhythmus unserer Willensimpulse; so wie unser Atmen sind auch unsere Bewegungen hastig und ungleichmäßig, es fehlt ihnen an Harmonie. Wir sind nicht im Einklang, nicht in Harmonie mit dem Rhythmus des Lebens.

Bewegung ist auch ein Punkt, den wir nicht genügend beachten. Wenn uns nicht die Absicht, etwas zu erlangen, anspornt, so treiben wir nur zu gern einem apathischen Zustande zu. Wohl legen wir jetzt mehr Wert als früher auf richtige Leibesübung. Solche Maßnahmen sind nötig, um den apathischen Zustand zu korrigieren, der als eine Reaktion auf die Hast des Lebens und den Mangel an Zeit bei uns eintritt. Ihr Hauptwert liegt in der bestimmten und planmäßigen Durchführung einer für einen besonderen Zweck aufgestellten Reihe von Körperbewegungen. Man betrachte nur einmal die Nauheimer Kur für Herzkranke, um zu sehen, was durch genau dosierte Übungen erreicht werden kann.

Und nun erst die Ruhe! Viele Leute wissen kaum, was das Wort bedeutet. Gewöhnlich eilen sie von einer Tätigkeit zur anderen, und unter Ruhe verstehen sie eine Abwechse-



lung in der Beschäftigung. Doch es gibt ebenso viel Zustände der Ruhe, wie solche der Bewegung. Nicht Tätigkeit an sich ist es, welche das Unheil anrichtet, sondern die ungeordnete und unbestimmte Tätigkeit. Ein zielbewußtes Tun mit der Konzentration auf den Zweck, mit dem Willen zur Ausführung der Aufgabe, das ist etwas, was nicht schadet. Das Rasen von Aufgabe zu Aufgabe dagegen führt nur zur Halbheit, zu verschwendeter Anstrengung, zu Zeitverlust, und endlich hört die Arbeit auf, denn aus Mangel an Ruhe und Erholung fehlt die Kraft dazu. Die Menschen arbeiten, doch nur wenige wissen es sich richtig einzuteilen; ziellos und ohne genügende Konzentration vergeuden sie ihre Kraft, aber wie man sich ausruht, das ist noch wenigeren bekannt.

Denn Arbeit und Tätigkeit betrifft nicht nur den physischen Körper, sondern auch das Gemüt und ebenso das Herz. Diese bilden die menschliche Persönlichkeit, aber erhaben über ihr steht die Seele. Sie ist das wahre Bewußtsein, in dem allein Ruhe zu finden ist. Die gewünschte Ruhe können wir jedoch erlangen in der ausgeglichenen Tätigkeit des äußeren Menschen und die Hingabe desselben zu dem Gebrauch der Seele. An Stelle der verworrenen und oberflächlichen Gedanken muß ein systematisches Denken Platz greifen, der richtige Gebrauch der Gedanken ist auch als Rhythmus zu bezeichnen.

Die Religion lehrt uns, daß der Mensch leidet, weil er sündigt. Unser modernes Leben aber hat sich gegen die sogenannt „altmodische" Religion aufgelehnt. Ich wage zu behaupten, daß in dieser Beziehung die Religion weiser ist als ihre Kritiker! Wenn wir den Begriff „Sünde" näher ins Auge fassen, wird uns seine Bedeutung bald klar werden. Der Mensch, ein spirituelles Wesen, steht zwar in einem materiellen Universum, muß aber spirituell sein, weil sein innerstes Wesen die Seele ist. Wenn er sündigt, so sündigt er nur gegen die natürliche Ordnung, mit ihren weisen und wohltätigen Gesetzen. Gleich wie Adam inmitten des Garten Eden stand, so steht der Mensch inmitten der materiellen Welt zu dem Zweck, sich zu entwickeln, zu evolvieren, um die Kräfte der



Seele nicht nur kennen und gebrauchen, sondern auch vor allem richtig gebrauchen zu lernen, seines göttlichen Ursprungs bewußt. Statt daß der Mensch nur bei dieser gesetzmäßigen Ordnung bliebe, kehrt er nach und nach die weisen und wohltätigen Gesetze der Gesundheit um, versucht sie von dem eigentlichen Zweck und Gebrauch zu trennen und herabzuziehen. Trotzt nun so der Mensch den Gesetzen des rechten Denkens, rechten Handelns, der rechten Nahrung und Bewegung, des rechten Atmens, kurz dem Gesetz des rechten Lebens, dann ist er tatsächlich ein Rebell, der in einem gesetzmäßig regierten Universum, wo jede Ursache ihre Folgen hat, nur seinen Vergnügen zu leben versucht. Übertritt er die Gesetze, oder trotzt er ihnen, so erleidet er die unvermeidlichen Folgen und ich möchte bestimmt behaupten, daß seine Leiden eine direkte Folge der Umkehrung dessen sind, wonach wir eigentlich leben sollten, nehmlich der göttlichen Weltordnung. Wenn wir uns also nicht in das richtige Verhältnis zum Gesetz der Gerechtigkeit „Karma" stellen — ein Gesetz, das überall im Leben Geltung hat —, so werden wir nie gesund sein, noch es je werden.

Das größte Geheimnis aber der Gesundheit ist Nahrung — Nahrung für die Verdauungsorgane, Nahrung für die Nerven, Nahrung für die Lungen in Form von Luft, also richtiges Atmen, Nahrung für das Gemüt und am allerwichtigsten, da es die ureigenste Grundlage von allem ist, Nahrung für die Seele. Die aufbauende Kraft des Körpers verlangt richtige Nahrung, die aufbauende Kraft, die im richtigen Gebrauche des Gemüts liegt, desgleichen diese mental aufbauende Kraft schafft oder zerstört die Stärke der Nerven. Der Verdauungsprozeß, sei er normal oder anormal, hängt viel von mentaler Ruhe ab. Mentales Gleichgewicht sowie mentale Unruhe beinflussen beide den Ernährungsprozeß.

Abgesehen von den physiologischen Ursachen vergeuden wir unsere Kraft aber auch durch die mannigfaltigsten Gefühlswallungen und Wünsche und haben daher keinen festen Grund für unsere wahre Natur. Lieber folgen wir dem Ehrgeiz oder dergleichen als den Anregungen aus unserem Innern. So blei-



ben Gemüt und Nerven unruhig und daraus entspringt die Disharmonie zwischen Nerven und Körperfunktion.

Ungeordnete Tätigkeit und Mangel an Ruhe beeinflussen das mentale Gleichgewicht, dessen Störung zum Ausdruck kommt in der unaufhörlichen und untergrabenden Tätigkeit von Angst und Sorge und nicht zuletzt im nutzlosen Hasten. Die mentalen Fähigkeiten werden von der Sorge gleichsam umgarnt, denn Sorge ist ja ein Produkt von Unentschiedenheit und Angst. Die einzige Möglichkeit, dies zu überwinden, besteht in der Beruhigung des Gemütes, die wir erreichen, indem wir uns fest und zielbewußt auf die Erwerbung von positiver Hoffnung, Erwartung und Zuversicht konzentrieren, wobei ein höheres Motiv ausschlaggebend sein muß. Ein solches Motiv finden wir in dem inbrünstigen Wunsche, den Tempel der Seele in der richtigen Art zu bauen. Dadurch werden die eigenartigen Fähigkeiten und positiven Eigenschaften des Herzens gewonnen, Angst und Sorge werden durch höhere Eigenschaften verdrängt. Ruhe und Frieden werden inmitten der positiven Kräfte von Liebe, Glauben, Gehorsam und Vertrauen, durch Sympathie, Sanftmut und Geduld erlangt werden. Dies alles sind Noten im Rhythmus des Lebens, in denen der göttliche Wille und das Gesetz melodisch erklingen.

Durch diese geordnete rhythmische Tätigkeit erbauen wir den Tempel der Seele, ihren Stützpunkt in der materiellen Welt; das Gemüt, ihr Stützpunkt in der Welt der Gedanken wird auch beruhigt und gereinigt. So wird der wahre Mensch genährt und erhalten. In seiner Gegenwart fühlt man sich gekräftigt, hoffnungsfreudig und zuversichtlich; eine Atmosphäre von höheren Lebensströmen und tieferem Frieden umgeben ihn, deren Rhythmus sich seiner Umgebung mitteilt. Genau wie man es manchmal fühlt, wenn man in ein glückliches Heim oder einen Kreis von selbstlos arbeitenden und denkenden Menschen eintritt, daß man mit einer ungewöhnlich klaren und reinen Atmosphäre in Berührung kommt; tritt man zu ruhiger Stunde hier ein, so scheint das ganze Haus sanft den Lebensrhythmus seiner Bewohner zu atmen.

Das Geheimnis der Gesundheit scheint also in dem richtigen Gebrauche aller Dinge zu liegen, und zwar in rechter Weise, in rechter Ausdehnung und zu rechter Zeit. Mäßigkeit ist das Gesetz des Weisen. Eine geordnete Tätigkeit umfaßt das Zusammenwirken und das vereinte Tun aller Teile zu einem gegebenen Zweck. Dieser Zweck ist nicht einfach das bloße Ertragen der Existenz, sondern das Erfüllen des Wesens, die Offenbarung des Zieles der Seele. Der Körper, die niederen Gefühlsregungen, das Gemüt, die höheren Gefühlskräfte: sie alle können gesund sein oder das Gegenteil, sie können unvollkommen oder weise sein, alle hängen in ihrem Grade der Offenbarung von der Abwesenheit oder Gegenwart der herrschenden und vereinenden Seele ab.

Alle, die nach diesen Grundsätzen leben, treiben nicht mehr willenlos durchs Leben unter Erfolg und Fehlschlag, Prüfung und Versuchung und unter den zahllosen Gelegenheiten, die das Leben uns für unsere Entscheidung darbietet. Sie haben ein Ziel im Leben, ein Ziel, das nicht mit Selbstsucht verknüpft oder befleckt ist. Dieses Ziel, dieses Motiv ist die Erfüllung unseres Wesens, nämlich die Tätigkeit des Menschen im Gehorsam gegenüber den Gesetzen der Seele, die ja nichts anderes ist, als jener unsterbliche Teil in uns, in dem wir wirklich leben, weben und sind. In solchem Gehorsam gegen ein höheres Gesetz verstehen wir die Worte Henleys:

„Ich bin der Meister meines Schicksals."
„Ich bin der Kapitän meiner Seele."

Aber der, der sein Schicksal meistern will, muß sich erst selbst meistern, und wer seiner Seele als Kapitän dienen will, muß in geduldiger Treue dienen. Er muß Meister sein wollen und sich nicht von den Wellen des physischen Gefühls- und Gedankenlebens umherschleudern lassen. Er muß ein Ideal haben, dem er folgt und dem sein Leben gilt.

Nur mit hingebungsvollem Gemüt und ehrfurchtsvollem Herzen ist es jemandem möglich, sich mit der Hoffnung zu tragen, seinen Mitmenschen heilen zu können. Er weiß, o er weiß es nur zu wohl: Wie groß auch seine technische Ge-



schicklichkeit und sein Wissen, seine physiologische und pathologische Erfahrung sein mögen, sein Heilen wird doch nur ein oberflächliches, gleich einer schlecht geschlossenen Wunde, wenn er nicht imstande wäre, das Herz seines Patienten mit Hoffnung und Vertrauen zu erfüllen. Umsomehr, als alle Handlungen des Menschen, seine Erfolge und Fehlschläge, seine Laster und seine Tugenden dem Herzen entströmen, das uns unsere Richtung gibt und das in der Tat gereinigt sein muß, wenn wir Gott schauen wollen. Nur der, der volle Herrschaft über sich hat, der Meister seines Gemütes und Körpers, der Kapitän seiner Seele ist, ist tatsächlich gesund.

Das Herz, das sich der Einfachheit und Mäßigkeit in allen Dingen befleißigt, beherrscht zweifellos Körper und Gemüt. Und obgleich an den Arzt der Ruf ergeht, das Wissen und die Geschicklichkeit auszuüben, die er sich in Bezug auf den Körper und dessen Krankheitserscheinungen erworben hat, so wird er doch nicht weit kommen, ehe er nicht intuitiv erkennt, daß sein Heilerfolg — seine Kur, wie man so sagt — größtenteils davon abhängt, in wie weit es ihm gelingt, das Gemüt seines Patienten mit neuer Hoffnung zu erfüllen, aus der dann jene Glaubenszuversicht entspringt, die seine ganze Natur zu Gehorsam und Ruhe stimmt.

Aber alle diese Dinge sollen nicht aus egoistischen Gründen geschehen. Sie sollen getreulich ausgeführt werden, weil sie wirklich einen Teil unserer Pflicht im Leben bilden, ob wir nun körperliche Gesundheit haben oder nicht, jedenfalls werden wir Gesundheit des Gemüts und des Herzens haben. Wenn wir die geheimnisvollen Vorgänge innerlich betrachten, die uns in innige Übereinstimmung mit dem höheren Leben bringen, so werden wir in Wahrheit erkennen, daß das universelle Leben seinen Rhythmus, seinen Gesang hat. Mit dieser wahren Erkenntnis kommt die Kraft, in diese wundervoll rhythmische Bewegung nach dem Unsichtbaren, dem göttlichen Ziele hineinzutreten, und mit dieser Kraft kommt Friede und Freude, kommt innige Harmonie zwischen dem menschlichen Wesen und seinem Leben, ja dem Einen Leben, dessen Rhythmus uns durchdringt. Keiner ist so gedrückt, so ver-



zweifelt und mutlos, so von Sünden niedergedrückt und in Schmerzen, als daß er nicht das Erbarmen und die Liebe fühlen könnte, die aus dem Rhythmus des Lebens der göttlichen Ordnung gemäß ausstrahlen. Wir sollen uns nur damit in Verbindung bringen durch das Aufgeben unserer Rastlosigkeit und ihrer Ursache des Zwiespaltes und der Dissonanz von Körper, Gemüt und Herz.



Aphorismen.

Der Krieg ist mir immer als die Geißel der Menschheit erschienen. Ich hoffe, daß eine Epoche der Zivilisation kommen wird, in welcher man nicht verstehen wird, daß die Leute für die Interessen und Launen der anderen sich hinopfern ließen.

Königin Hortense.

Ich denke, keine Mühe sei vergebens, die einem andern Müh' ersparen kann.

Lessing.

Es wird kein Ding so schön gemacht,
Es kommt ein Spötter, der's veracht't.
Drum gehe hin und schweige still;
Es baut ein jeder, wie er will.

Alter Spruch.







Nacht!

Von Ernst Träumer.

> Hoffnung auf alles, was hell
> Einst dich gelockt in die Weiten,
> Kamst du ans Ziel nicht so schnell,
> Krönen dich kommende Zeiten.

Wiederum war die Nacht hereingebrochen .... Und welch eine Nacht! — — — Kein Sternlein am nächtlichen Himmel ließ sich blicken und selbst der Mond, der uns auf früheren Wanderungen den Pfad beschien, war verschwunden hinter den Bergen — über die wir mühevoll gewandert waren. O dunkle Nacht! — wie lange schon — und wie lange noch? — — — Ich fühlte diese Frage aus dem Atmen meines Begleiters — meines Freundes — es war dieselbe, die auch mich so sehr beengte. Doch keiner wollte diese innersten Gefühle dem anderen offenbaren. Schweigend stiegen wir deshalb bergan. — Nach dem Lichte des Mondes hatten wir kein Verlangen — sein Schein war uns längst nicht mehr leuchtend genug — gab uns nicht Wärme — rief in uns nicht das Leben wach — nach dem wir so sehr verlangten; denn wir empfanden Sehnsucht, o, ein glühendes Sehnsuchtswehen nach einem Morgenstern — nach einer jungen Sonne — an deren Strahlen wir uns erfreuen, in deren Wärme unsere wunden Seelen heilen sollten. Mein Freund — den ich nicht sah und nicht kannte — weil die Dunkelheit groß war — dessen Gegenwart ich aber fühlte — murmelte vor sich hin: „es ist erst halb" — — und wieder gingen wir weiter. Erst halb! fast wollte ich erschauern. — ..... Solange der Mond



sein Silberlicht über die Fluren ergoß, waren wir auch freudig gewandert — — doch in einer Sturmesnacht hatten wir in weiter Ferne ein Licht erspäht, das einige Momente in wundersamer Klarheit vor uns stand und magische Strahlen zu uns sandte — die unsere Herzen trafen und darin jene glühende Sehnsucht erweckten. Jene Wunderstrahlen hatten ein Etwas in unserer Brust getroffen — das hinaus wollte aus diesem Kerker, dem Vöglein gleich — das aus dem Ei sich ringen möchte — — und weil dies nicht so leichthin ging — versuchte — auch den Leib mit fort zu ziehen. — — — Und seitdem sind wir auf dieser Wanderung — — — ruhelos — rastlos — seitdem erstand der Stern nimmer unseren Blicken .... doch wir wußten die Richtung, in der er sein mußte — das geheimnisvolle Etwas im Innern drängte ebenfalls dorthin — denn es war geweckt, um nie wieder zu schlafen — — — wir gingen die Richtung und wollen gehen — sei's auch durch die grausigste Nacht .....

Vier Berge hatten wir hinter uns ... drei noch sollten wir besteigen müssen bis der Stern uns wieder sichtbar würde und wir uns dauernd an seiner beseligenden Schönheit weiden könnten. So hatte man uns gesagt! Doch wir konnten es nicht glauben — und wanderten müden Fußes weiter .... O diese Finsternis ... o Ewigkeit! .... Und wann wird jener Lichtstrahl unser Auge wiederfinden? ....

An der Brust trug jeder eine Blendlaterne, durch deren matte Scheiben zuweilen grüner Schimmer drang. — Das Licht meines Begleiters schien heller als das meinige, es leuchtete still und friedlich — während ich den Docht höher und immer höher schrauben und das Licht hüten mußte, weil es unruhig hin- und herflackerte — vom Sturme bewegt. — — —

Wir wanderten weiter — dunkler und dunkler wurde es ringsumher. Bei einem Baumstamme ließ ich mich nieder, um zu warten. Feierliche Stille war rings um mich zu fühlen. Ich war allein .....

Ich sann und sann. — — „Waren wir am Anfang unserer Wanderung nicht viele gewesen? — wo sind die andern geblieben? — wo sind sie nun? — Ach, sie sind zurück-



geblieben! und ich habe es nicht bemerkt — — und mich nicht um sie bekümmert — — —. Was mag mit ihnen geworden sein? Haben sie sich verirrt, sind sie verunglückt — ermattet — erkrankt ... vielleicht ... sterbend? — -- —"

Ein Sturmwind durchbrach die nächtliche Stille — sein Heulen schien mir die Ahnungen meiner Seele zu bestätigen. Es schüttelte mich wie vor eisiger Kälte — und als der Sturm sich legte — zog tiefes Mitleid in mir ein .... Ja, tiefes Mitleid — mein Gemüt bewegend in seinen Grundfesten und Tränen der Seele benetzten die Erde. — —

Da wurde der Schimmer meiner Blendlaterne heller und schöner, — ich blickte auf und sah in der Ferne ein Licht — — hellglänzend wie die junge Frühlingssonne — von unzähligen Strahlen bekränzt. Eine ehrwürdige Gestalt mit schneeweißem Gewand, deren Angesicht leuchtete wie die Sonne, und die auf der Brust einen rotfunkelnden Stern trug — — zeigte mir in strahlenden Lettern eine Inschrift am tiefblauen Firmamente, die ich als träumendes Kind vergeblich am heiteren Himmel gesucht. Die Inschrift verging — sie kam wieder — und nochmal .... dann zerfloß sie in einen leuchtenden Pfeil, der, einem Kometen gleich, in majestätischer Schönheit zur Erde niederfuhr. — — — —

Ich habe erkannt — verstanden — wenn ich auch die Inschrift nimmer weiß — der Sinn ist mir geblieben. — — — —

Wiederum fühlte ich meinen Freund neben mir. — Ich ging nach jenem Punkt, an dem der Pfeil gefallen war — und seltsam — ich fand die Stadt und darin meine Brüder — gehüllt in nächtliches Dunkel. — — Ein entsetzliches Bild bot sich mir dar. — — — Meine Brüder fand ich in wirren Träumen auf ihren Lagern. — Ihre Leiber waren vom Zeitgeiste entstellt — ihre Glieder zuckend vor Unruhe — ihre Antlitze durchfurcht von den Stürmen des Lebens. — Dämonen hockten lauernd um die ruhenden Körper — ja ich sah .... wie Gespenster in diesen Leibern ein- und ausgingen ..... Entsetzen und Wehe durchzog mich und unwillkürlich rief ich aus: „Wie könnt Ihr doch schlafen! Wachet und betet, damit Ihr nicht der Versuchung anheimfallet!" ......



Meine Wehen waren dahin — ich suchte keinen Freund mehr für mich — keine Liebe — keine Tugend — keine Hilfe — doch Helfer suchte ich rings um mich herum zu scharen, um den verirrten Brüdern zu helfen, die Schlafenden zum Leben wieder zu erwecken. —

Der grüne Schimmer meiner Blendlaterne wurde leuchtender — seine Strahlen ließen mir die nächste Umgebung erkennen — um die armen Brüder wahrzunehmen, deren Leid zu bestrahlen — und nur ab und zu regt sich in meiner Brust noch jene Flamme der heiligen Wegzehrung — immer deutlicher fühle ich die Richtung, in der jener heilige Stern sein muß, der uns so hold gelockt — und so geheimnisvoll entführt hatte dem Schatten der Nacht. — — —





Aphorismen.

Ein Augenblick der stillen Ewigkeit,
Den man noch hier im Geiste mag erfahren,
Ist köstlicher, ich sag' es ungescheut,
Als eine Zeit von hunderttausend Jahren.

Gerhard Tersteegen.

Höchstes Glück ist kurzes Blitzen,
Fühl's und sprich: Auf Wiederkehr!
Ließ' es dauernd sich besitzen,
Wär' es höchstes Glück nicht mehr.

E. Geibel.







Aspekte des Christusproblems.

IV.

Der historische Christus.

Von A. Ulysses.

Der Autor würde nicht wagen, zu entscheiden, ob Christus gelebt hat oder nicht; und falls er lebte, wann und wie er gelebt hat, selbst wenn er ein Fachgelehrter von großer Fähigkeit wäre, und da er es nicht ist, erst recht nicht. Jedoch sei es ihm gestattet, einiges von dem, was über die historische Wahrheit der Gestalt Christi in den Evangelien von Forschern gesagt worden ist, zusammen- und gegenüberzustellen. Den Anhängern der theosophischen Philosophie steht außer dem von verschiedenen Standpunkten aus geordneten Material von Historikern das vom Standpunkt der Geheimlehre aus geordnete Material H. P. Blavatskys zur Verfügung. Außerordentlich wertvoll sind die von ihr gesammelten Bruchstücke in der „Entschleierten Isis" und in ihrem kleinen, aber großartigen Werke „Esoterik der Evangelien".*)

Es gibt in neuester Zeit Gelehrte, die nicht zugeben, daß der in den Evangelien geschilderte Christus gelebt hat. Wenn auch ihre Ausführungen gewagt erscheinen, so lassen sie sich durchaus nicht kurzerhand abfertigen. Das Material, das ihnen von der anderen Seite entgegengestellt wird, genügt nach des Schreibers Meinung lange nicht, um sie zu besiegen. Sie be-

*) Paul Raatz, Berlin. Preis 50 Pfg. Kann Autor jedem bestens empfehlen.

haupten, die Christusgestalt ist eine ideale Gestalt der Dichtung, eine Mythe.

Nun, es ist eine Regel der Mechanik, daß, wo zwei Kräfte verschiedener Richtung auf denselben Gegenstand stoßen, dieser auf einer gewissen Mittellinie sich fortbewegt. Diese Regel trifft bei unserem Problem zu. Die Wahrheit liegt wahrscheinlich in der Mitte.

So schmerzhaft auch der Angriff auf die historische Wahrheit der Person Christi sein mag für die Christen selbst, so heilsam ist er aber auch; denn er legte den Finger an die schmerzhafte geeiterte Stelle des Christentums. Das Resultat ist, daß die Quelle des Glaubens nicht die Autorität der Bibel, sondern die Intuition des Menschen – die Gnosis – sein muß.

Gegen die historische Wahrheit der Evangelien sprechen folgende Tatsachen. Die Evangelien sind nicht unmittelbar nach dem Tode des Erlösers geschrieben. Das älteste, das Markus-Evangelium, soll vierzig Jahre nach Christi geschrieben worden sein, das Lukas-Evangelium am Anfang des zweiten Jahrhunderts.

Von Fachgelehrten wird versichert, daß man zu jener Zeit getrost sein Werk mit dem Namen eines gut bekannten Menschen unterschreiben durfte, wenn nur das Werk dem Sinne, der Tendenz jenes Mannes entsprach. Viele Briefe des Paulus können sehr wohl von x anderen Menschen geschrieben worden sein, die sich als Nachfolger und Dolmetscher seiner Lehren fühlten.

Die Evangelien widersprechen sich in verschiedenen geographischen und historischen Einzelheiten.

Man dürfte nun einwenden, daß die Hauptsache, die Kreuzigung und Auferstehung in allen vier Evangelien vorhanden sind und demnach diese Tatsachen wahr sind, besonders da die Kreuzigung ja auch von Tacitus dem römischen Schriftsteller bestätigt wird. Aber dies ist durchaus nicht stichhaltig, denn Sueton,*) der etwa 120 Jahre nach Christo gelebt hat, erzählt vom Kaiser Claudius, dieser hätte um das Jahr 50 herum

*) Siehe: „Hat Jesus gelebt?“ Von Professor von Soden.



Juden, die unter der Führung eines gewissen Christus anhaltende Unruhen stifteten, aus der Stadt verwiesen. Sicherlich kann man diesen Schriftsteller nicht für den Christus der Evangelien als Beweis anführen. Woher war dieser Schriftsteller informiert?

Tacitus soll allerdings angeben, der Name der Christen werde von einem Christus hergeleitet, der durch den Landpfleger Pontius Pilatus unter Kaiser Tiberius getötet wurde.

Professor Drews, der die historische Persönlichkeit Christi leugnet, bezweifelt die Echtheit dieser Stelle. Sie hat aber, selbst wenn sie echt ist, keinen großen Wert, da man ja nicht weiß, aus welchen Quellen Tacitus diese Angabe schöpfte. Wenn er sie, wie vermutlich, von Aussagen der Christen hat, so ist sie deshalb nicht ins Gewicht fallend, weil ja die damaligen Christen nur den beschriebenen Christus aus Büchern gekannt haben, deren historische Treue gerade bezweifelt wird und werden kann. Es ist, falls Tacitus diese Angaben von Christen hat, ebensowenig ein Beweis, als wenn man sagen würde, der gefälschte Tausendmarkschein ist darum echt, weil er einem Bankbeamten übergeben wurde, der ihn wiederum dem Bankier X. übergab. Es ist erst nachzuweisen, daß Tacitus diese Angabe nicht nach Berichten von Christen niederschrieb, und da kein anderer Schriftsteller etwas davon erwähnt, so wird es wohl doch der Fall sein. Falls nun aber Sueton recht hätte; was dann?

Schriftsteller, die zu der Zeit gelebt haben, wo die Ereignisse der Evangelien geschehen sein sollen, erwähnen nichts von Christus. Es muß noch erwähnt werden, daß es ursprünglich eine große Anzahl von Evangelien gab, von denen man nicht wußte, ob sie echt oder unecht seien. Um diesen Zweifel zu lösen, wurde ein Konzil berufen und die Teilnehmer beteten, der heilige Geist möge die echten auf den Altar legen. Entweder es war der heilige Geist oder sonst etwas, wodurch gerade die vier Evangelien obenauf gelegt wurden. War es der heilige Geist, wie kommt es dann, daß das Evangelium des Johannes von den heutigen Theologen als ein gnostisches verrufen und in seiner Ganzheit nicht anerkannt wird? So



z. B. will ein orthodoxer bekannter Prediger das Zitat „Es steht geschrieben: Ihr seid Götter“ aus dem Johannesevangelium nicht zugeben, weil dieses Evangelium keine Autorität hat. Wenn wir nun gelten lassen, daß dem heiligen Geist dieser Fehler nicht passieren konnte, dann muß untersucht werden, wer an Stelle des heiligen Geistes gehandelt hat, was in den übrigen Evangelien stand, und, falls der Vorgang mit dem heiligen Geist nur frommer Betrug war, wie weit sich dieser fromme Betrug auf die Evangelien selbst erstreckt. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die Evangelien gefälscht wurden und solche, deren Inhalt der Auffassung des Konzils nicht gefielen, vernichtet wurden. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Protest des Kirchenvaters Hieronymus*) gegen die Übersetzung des originalen hebräischen Evangeliums des Matthäus, welches, wie er sagte, Stoffe nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung enthält. H. P. B. setzt hinzu: „Zerstörung, wovon? Augenscheinlich des Dogmas, daß Jesus von Nazareth und der Christos ein und dasselbe sind, und — da dies das Hauptdogma der eben eingeführten Staatsreligion war — zur Zerstörung dieser Religion.“ In demselben Briefe gibt der Heilige auch zu, daß Matthäus sein Evangelium nicht offen geschrieben wissen wollte, d. h. daß das Evangelium ein geheimes war ...... Dies kann als ein Beweis dafür angenommen werden, daß das ursprüngliche Evangelium den Gnostikern recht gab, die behaupteten, Christos und Jesus wären nicht dasselbe, sondern der Christos, der Logos, hätte den Menschen Jesus nur überschattet. Die Schriften der Gnostiker aber werden gerade von den Christen nicht als authentisch betrachtet, obzwar gerade diese den einzigen Beweis, daß Jesus existiert hat, geben können.

Es wird von christlicher Seite behauptet, das in den Evangelien entworfene Lebensbild atmet entgegen den Mythen eine solche Fülle realistischen Lebens, daß es unmöglich Erfindung sein kann. Aber wenn man dasselbe von den Briefen des Johannes und seinem Evangelium inbezug auf Johannes

*) Siehe: „Esoterik der Evangelien.“ Von H. P. Blavatsky.



sagt, wenn man behauptet, seine Schriften atmen so sehr den Geist der Liebe und entsprechen genau dem Charakterbilde des sanften Johannes, wie er geschildert wird, dann lautet die Antwort des Theologen: „Ja, aber aus welchen Schriften hat man sich dieses Charakterbild zusammengestellt, doch nur aus eben jenen Schriften, deren Echtheit nicht nachgewiesen ist." Wenn man sich also auf Grund des Evangeliums des Johannes und seiner Briefe kein wahres Lebensbild des Jüngers Johannes zusammenstellen kann, dann kann man auch keins von Jesus auf Grund der Evangelien machen.

Ist denn das, was von Jesus geschrieben steht, wirklich realistisch? Man hat die Evangelien so lange gelesen und für wahr gehalten, daß einem der Inhalt infolgedessen realistisch erscheint, aber es muß deshalb noch nicht realistisch sein. Es bietet sich ja, wie die Christen selber behaupten, gar kein Vergleich, mit dem man das Leben Jesu vergleichen kann. Die Schreiber der Evangelien können ganz gut Sprüche verschiedener jüdischer Rabbis, Erlebnisse verschiedener Philanthropen um eine erfundene Gestalt herum gruppiert haben. Das, was dem Theologen Mythe erscheint, die Sage vom Herkules z. B., mag sehr gut in den Augen der Hellenen „die Fülle unerfindbarer realistischer Wahrheit gewesen sein". Das Judenvolk ist realistischer als die Hellenen gewesen, und infolgedessen sind die Gestalten ihrer Dichtung eben realistischer.

Die Paulusbriefe können höchstens von der Existenz irgend eines Menschen, der das religiöse Ideal der Gnostiker verkörperte, als Beweis dienen, — wenn man will.

„Daß Paulus ein Gnostiker war, der Gründer einer neuen Sekte der Gnosis, die wie alle anderen gnostischen Sekten einen Christos-Geist annahmen, ist wohl allen außer dogmatischen Theologen heutzutage klar." *)

Er rügt die törichten Galater,*) die anfingen mit einem Glauben an den Geist — d. h. einen geistigen Christos — und endigten in einem Glauben an das Fleisch — d. h. einen körperlichen Christos.

*) Siehe: „Esoterik der Evangelien." Von H. P. Blavatsky.



Wenn Paulus vom Blute Christi spricht, das vergossen wurde, so meint er gewiß kein irdisches Blut, so wenig als man annehmen darf, daß die Jünger beim heiligen Abendmahl Kannibalismus trieben und wirklich das Fleisch und Blut ihres Herrn genossen. Blut und Fleisch haben im Testament eine symbolische Bedeutung. Paulus predigt auch keine Auferstehung nach dem Tode, sondern im Leben — nicht der natürliche Körper soll verwesen, wie Luther übersetzte, sondern der psychische (wie es wörtlich im griechischen Text steht), damit der spirituelle, pneumatische aufersteht. Dies deckt sich genau mit der nur im „gnostischen" Evangelium enthaltenen Stelle der Unterredung Christi mit Nikodemus über die Wiedergeburt. Der Name Jesus kann sehr gut als der Name einer Kultgottheit vor der angeblichen Geburt Christi unter den Juden bekannt gewesen sein; denn wie es die Kabbalisten beweisen, haben Namen einen Zahlenwert, der symbolisch eine okkulte Kraft, einen Teil der Gottheit bezeichnet. Außerdem war der Name Jesous, wie H. P. Blavatsky in der „Esoterik der Evangelien" zeigt, bei den Heiden bekannt und war, wie auch das Wort Christus, vorchristlichen Ursprungs.

Die Sibylle sagt in ihrer Prophezeiung: „Jesous Chreistos theou hyios soter stauros", Worte, die genau übersetzt, „Jesus, Christos, Gottes Sohn, Retter, Kreuz" bedeuten.

Dies ist aber keine heidnische Prophezeiung auf Jesus, sondern soll bedeuten: „Sohn der Jaso (der Tochter Äskulaps, Behüterin der Novizen der Initiation), Chreistos (Priester), Sohn des Gottes (Apollo), Retter vom Kreuz (Materie)".

Auch das ist nicht wahr, daß nur Jesus als Mensch sich für die Menschheit als Sühnopfer hingab; denn man kennt ein Bild von Krischna, dem Hindu-Avatar, der kreuzweise an einen Baum genagelt von einem Jäger erschossen wird.

Kurzum — der historische Heiland der Evangelien kann nicht einmal mit einer geringen Sicherheit historisch begründet werden, wenn man kein anderes Material hat, als das der christlichen Welt. Zuerst haben die Sätze der Evangelien, dann die Worte und zu guter Letzt die Buchstaben der Schrift Füße



bekommen, und sie laufen so durcheinander, daß es aussieht wie ein wimmelnder Ameisenhaufen. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man kann nicht mit den Augen riechen, man kann nicht kraft des Nachahmungstalentes Mathematik studieren, und man kann nicht glauben, d. h. metaphysisch-intuitiv erkennen mit dem Verstande auf Grund toter Buchstaben.

Der Grund des Glaubens der Religion ist das Leben des heiligen Geistes in uns, dieser ist die einzige Autorität, das Fundament — der lebendig machende Geist.

Geschichte ist Wissenschaft und intellektuelle Tätigkeit — hat nichts mit Religion zu tun.

Kann man die Schönheiten eines Bildes erkennen und genießen auf Grund des Studiums einer Ästhetik?

Hängt der ästhetische Genuß eines Bildes von Raphael davon ab, daß wir glauben, Raphael hat in Italien gelebt?

Was würden wir sagen, wenn ein Forscher, der behauptet, Shakespeare hätte gar nicht gelebt, sondern Lord Bacon hätte seine Dramen gedichtet, konstatieren wollte, daß nur wer an seine Hypothese als unumstößliche historische Wahrheit glaubt, fähig wäre, die Dramen Shakespeares zu genießen, zu verstehen oder — um unserem Vergleich zu dienen — ästhetisch selig zu werden, in den künstlerischen Himmel zu kommen!

Dieselbe Ungeheuerlichkeit ist es, intuitiven Glauben — Religion — auf Geschichte — auf Buchstaben-Autorität zu gründen. Das Schicksal führt den Dogmatismus ad absurdum.

Ich aber nehme an, daß tatsächlich der Kern der Evangelien eine lebendige Gestalt war, die ein vorbildliches erhabenes Leben gelebt hat und von deren Leben vieles in den Evangelien abstrahiert wurde. Möglicherweise ist er sogar gekreuzigt worden, hat Schmach und Schande gelitten, um seinen Jüngern zu zeigen, wie das Himmelreich erobert wird. Wahrscheinlich ist er sogar am Kreuze gestorben. Man kann dies aber deshalb annehmen, weil eine solche Gestalt nicht vereinzelt dasteht, sondern in allen großen Religionsstiftern eine Parallele findet. Jeder große Meister war ein Sohn Gottes, der ohne Schuld — d. h. der nicht nötig hatte, sich wieder zu



verkörpern – der Menschheit zu Liebe einen Körper annahm und lebte und litt. Alle Religionsgründer – Buddha, Zoroaster und Krischna – waren Opfer für die Menschheit. Ein jeder dieser Meister lehrte die Wahrheit, so wie sie die Zeit und die Volksseele gerade verlangte. Die jüdische Volksseele ist eine andere als die indische – und die indische war zu Buddhas Zeiten entwickelter als zu früheren Zeiten.

Ein jeder dieser Meister ist spirituell mit seinen Gläubigen verbunden und strömt seine spirituelle Kraft auf sie hinab.

Ein jeder, der seinen Religionsstifter wirklich liebt, steht unter seinem segnenden Einfluß und empfindet seine Liebe.

Es muß daher für einen Christusliebenden einen oft großen Schmerz bedeuten, wenn sein Gehirn gezwungen wird, daran zu zweifeln, was das Herz fühlt und mit Sicherheit erkennt. Deshalb suchen viele gute, ausgezeichnete Seelen der christlichen Kirche nach Beweisen für die historische Existenz ihres Meisters.

Jeder Preis in der spirituellen Welt wird nur gewonnen durch Opferung eines Teiles des psychischen Körpers. Die Sicherheit inbezug auf das historische Leben ihres Meisters werden die Christen nur finden, wenn sie Dogmatismus und Exklusivität opfern. – Wir können aber dessen eingedenk sein, daß wir alle unseren individuellen Meister nur dann wirklich finden werden, wenn auch wir Exklusivität und Dogmatismus opfern, und in warmer Bruderliebe und Toleranz, unsere ganze Persönlichkeit vergessend, die Einheit aller Meister, die Einheit aller Menschen lebendig fühlen und umfassen.

Man kann aber annehmen, daß Karma es nicht zugeben wird, bis sie Christus nicht bei den Toten – im toten Buchstaben, sondern bei den Lebenden – im eigenen und im Herzen ihrer Mitmenschen suchen – und bis sie ihre Exklusivität überwunden haben, indem sie zugeben, daß Jesus nur ein Strahl des „Christos“, des Logos war, während die anderen Strahlen des „Christos-Prinzipes“, des „Lichtes“, die Heilande anderer Völker auf gleicher Stufe mit Jesus dem Heilande stehen.

Sie müßten dann aber aufhören, die religiösen Traditionen

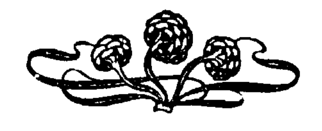


der sogenannten heidnischen Völker als Mythen, d. h. als erfunden zu betrachten. Gerade diese Mythen liefern die einzige Stütze für den Glauben, daß auch im Christentum ein Meister gewirkt hat. Man müßte zugeben, daß das Leben Buddhas, Ramas, Krischnas etc. dieselbe Bedeutung habe, wie das Leben Christi. Man müßte ferner zugeben, daß die Mythen von Sonnengöttern nicht Erdichtungen, sondern die symbolische Darstellung okkulter großer Wahrheiten sind. Würden die Christen es akzeptieren, daß es eine große, weiße Loge, eine Bruderschaft der Meister gibt, dann könnten sie ruhig auf die anderen Religionsstifter hinweisen und erklären, daß logischerweise auch ihre Religion einen solchen erhabenen Stifter haben muß.

Sie könnten mit Recht auf Gestalten wie Apollonius von Tyana und Pythagoras hinweisen, und auf geringere Gestalten der Loge hinweisen, von denen es eine beträchliche Anzahl gibt, wie H. P. Blavatsky im vorigen Jahrhundert. Wer H. P. Blavatsky innerlich begreift, der muß auch an Wesen, die ihr gleichen, glauben, an ähnliche und noch höhere als sie.

Ohne liebevolles Eingehen auf die Wahrheiten der Nicht-Christen wird der Beweis für die historische Wahrheit der Christusgestalt kaum gelingen. Und ich glaube, die Christen würden ihrem eigenen Meister den größten Gefallen tun, wenn sie ihre Liebe auf die Einheit seiner Meister-Brüder erstrecken würden, mit denen er selbst sich eins fühlt.

Daraus würde die Achtung, Liebe und Toleranz der Angehörigen anderer Kofessionen entstehen — das, was Christus am stärksten angestrebt hat.



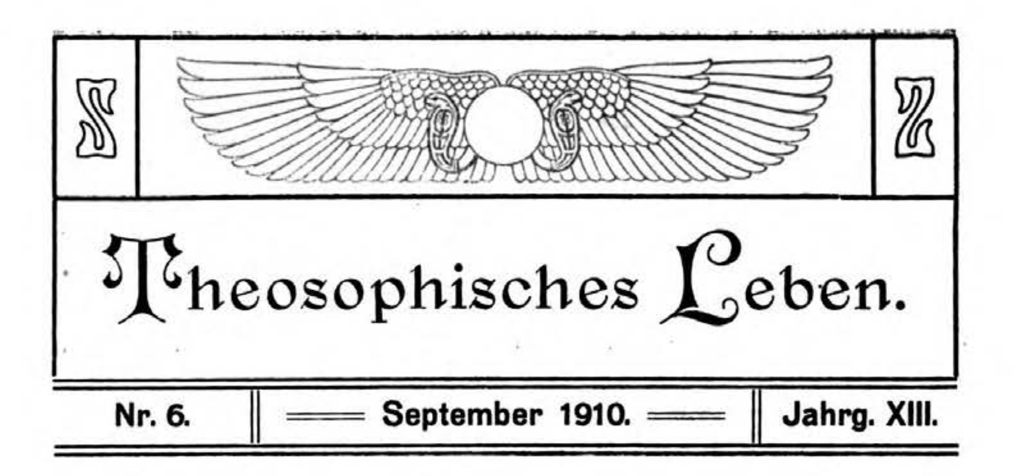


Trennung von Staat und Kirche in Basel. – Einem Aufsatz von Dr. A. v. Maday im „Berliner Tageblatt" Nr. 343 entnehmen wir folgende Tatsachen:

„Am 25. Juni hat der Schweizer Nationalrat unter Vorsitz Virgil Rossels die Verfassungsänderung des Kantons Basel-Stadt, betreffend Trennung von Staat und Kirchen, einstimmig genehmigt. Die jetzt abgeänderte Verfassung von Basel-Stadt stammt aus dem Jahre 1875, und ihre kirchenpolitischen Verfügungen sind – wie die ähnlichen Gesetze Genfs – eine Frucht des Kulturkampfes. Die katholische Kirche blieb dieser Verfassung nicht treu. Im September 1903 ersuchte die römisch-katholische Gemeinde, im Gegensatz zu ihrer in 1875 abgegebenen Erklärung, den Regierungsrat, ihr eine Jahresunterstützung von 40000 Fr. zu gewähren. Da diese Eingabe mit Berufung auf die Verfassung abgewiesen wurde, so stellte der Abgeordnete Gutzwiller am 6. März 1906 im Namen der katholischen Volkspartei im Großen Rate (Parlament) den Antrag, die Frage der staatlichen Subventionierung der römisch-katholischen Gemeinde zu prüfen. Hierauf wurde von sozialdemokratischer Seite ein Gegenantrag behufs Trennung von Staat und Kirche eingereicht. Nachdem der katholische Antrag verworfen, der sozialistische hingegen an die Regierung gewiesen worden war, arbeitete letztere einen Gesetzentwurf im Sinne der Trennung aus. Das Baseler Volk nahm die Verfassungsänderung mit 7413 gegen 1036 Stimmen an, was sich daraus erklärt, daß vor der Abstimmung keine einzige Partei gegen das Gesetz Stellung nahm, auch die katholische nicht! Anstatt ihre Wähler aufzufordern, wie ein Mann gegen das Gesetz zu stimmen, empfahl sie „strikte Enthaltung"!



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 6. | September 1910. | Jahrg. XIII.

Fragment.

Wenn die Augen nicht länger geblendet sind von ihren Tränen; wenn die Ohren nicht länger betäubt sind von dem Lärm materiellen Lebens, dann mag die Seele, die im Innern ruht, sehen und hören.

Wenn die Stimme die Sprache des Himmels gelernt hat, dann mag die Seele mit anderen Seelen verkehren.

Wenn das Herz entleert ist des Selbstes und das persönliche Leben in der Flut völliger Entsagung fortgewaschen ward, dann mag die Seele — kein Gefangener mehr — unter Menschen wohnen.

So versuche ich diese wundervollen Teile von „Licht auf den Weg" zu umschreiben. . . . . .

Cavé.





Was die Theosophische Gesellschaft nicht ist.*)

Von Charles Johnston, M. R. A. S.

Wir haben während unserer gegenwärtigen Zusammenkunft die Betrachtung aufgestellt, daß gerade ein Drittel eines Jahrhunderts verflossen ist, seit die Theosophische Gesellschaft in New-York von H. P. Blavatsky und ihren Kollegen im November 1875 gegründet wurde.

Wenn wir zurückblicken über diese ereignisreichen Jahre, so werden wir immer wieder daran erinnert, daß eines der Haupthindernisse für unseren Fortschritt die unaufhörliche, falsche Darstellung gewesen ist, der wir von aller Art Menschen unterworfen gewesen sind. Angesichts dieses fortwährenden Mißverständnisses, wofür wir selbst in der Hauptsache zu tadeln sind, dürfte es von Nutzen für uns sein, eine Bilanz zu ziehen, zu versuchen, zu einer klaren Darlegung zu kommen, was die Theosophische Gesellschaft nicht ist.

Es war mein gutes Glück, der Theosophischen Gesellschaft beizutreten, als sie noch nicht zehn Jahre alt war und persönlich und intim nahezu jedes ihrer hervorragendsten Mitglieder kennen zu lernen, sowohl hier, wo sie gegründet wurde, als in Europa, wo sie ihre erste Zweiggesellschaft hatte, oder in Indien,

---

*) Wegen seiner Wichtigkeit bringen wir eine Übersetzung des obigen Vortrags, gehalten vor der Theosophischen Gesellschaft auf der Konvention in Dayton, Ohio, am 26. April 1908 (siehe „Theos. Quarterly", VI, p. 22 f.).



wo sich ein so großer Teil ihres ereignisreichen Lebens abspielte. Es ist vielleicht natürlich, daß jemand, der so zurückblicken kann, vorziehen würde, die Frage geschichtlich zu behandeln; und dies werde ich jetzt versuchen zu tun:

Wir mögen lernen, was die Theosophische Gesellschaft nicht ist, indem wir uns zurückerinnern, was sie ursprünglich war: eine Vereinigung von Lernenden, welche zusammentraten, um nach der Wahrheit zu suchen. Dieses hohe und vornehme Suchen hatte eine Bedingung: Es sollte geschehen im Geiste vollkommener Duldsamkeit.

Jeder Wahrheitssucher sollte vollste Freiheit haben, nach der Wahrheit zu suchen, wo er sie zu finden hoffte, und die äußerste Freiheit, seine Schlüsse zum Ausdrucke zu bringen, mochten dieselben sein, was sie wollten, vorausgesetzt nur, daß er bereit sein würde, allen seinen Mitsuchenden eine gleiche Freiheit sowohl im Suchen als in der Äußerung zuzugestehen.

Dies war der allgemeine Geist, in welchem die Theosophische Gesellschaft gegründet wurde; und sehr viele Gegenstände wurden zur Prüfung in jenen frühen Tagen aufgenommen. Theorien bezüglich der Magie der alten Ägypter; der Phänomene des Spiritismus und Mesmerismus; der Überlieferung der orientalischen Lehre; Urkunden von mittelalterlichen Wundern. Alles wurde studiert in ehrerbietiger Liebe zur Wahrheit und im Geiste der Duldsamkeit.

Der Grund für diese Duldsamkeit war der tiefgewurzelte Glaube der Gründer der Gesellschaft, daß niemand von uns im Besitze der ganzen Wahrheit oder auch nur des größeren Teiles der Wahrheit ist, sondern daß jedem, der aufrichtig sucht, ein Bruchstück der Wahrheit enthüllt werden wird. Und nur dadurch, daß diese Bruchstücke zusammengesammelt werden, kann ein weiterer, tieferer Anblick der Wahrheit gewonnen werden. Ein jeder muß deshalb seine eigne Wahrheit verehren; und ein jeder muß eingedenk sein, daß sehr viel Wahrheit, die ihm noch nicht enthüllt ist, in den Herzen seiner Nächsten aufgespeichert ist, und darauf wartet, daß er sie suche. Somit muß er seiner eigenen Wahrheit die von seinen Nächsten wahrgenommene Wahrheit hinzufügen; und nur so kann er hoffen,



ein weites und gesundes Verständnis des Rätsels der Welt zu erlangen.

Dies ist ein Grundsatz, der eine sehr weite Anwendung finden kann.

Lassen Sie mich versuchen, es in gewissen uns vertrauten Gebieten zu veranschaulichen. Um eine derartige Veranschaulichung zu geben und sie praktisch zu machen, möchte ich hier Vertreter der verschiedenen Sekten und Kirchen des Christentums versammeln; und wir sollten nicht zurückschrecken bei dem Worte „Sekte", denn wir müssen uns erinnern, daß einer der ersten Namen für das Christentum selbst „die Sekte der Nazarener" war, oder, wenn wir das griechische Wort gebrauchen wollen, „die Ketzerei der Nazarener". Nun wohl, ich möchte hier Vertreter einer jeden Kirche und Sekte versammeln. Ich möchte beginnen mit irgend einem Mitgliede der östlichen Kirche, vielleicht von dem Patriarchat von Antiochien, woselbst „die Jünger zuerst Christen genannt wurden", oder von Alexandrien, welches seine Abstammung vom Heiligen Markus herzuleiten behauptet. Und ich würde diesen Vertreter bitten, uns aus der Tiefe seines Herzens zu sagen, was er glaubt, das die tiefste Wahrheit bezüglich der Lehre Christi sei. Diesem möchte ich die tiefste Wahrheit hinzufügen, wie sie einem Mitgliede der römischen Kirche erscheint, die so durchaus eins ist mit der Geschichte der westlichen Welt seit den Tagen Cäsars und während des ganzen Mittelalters. Vielleicht würde ein solcher den größten Nachdruck auf Autorität und Einheit legen, so wie die Mitglieder der orientalischen Kirche Nachdruck auf ursprüngliche Überlieferung, auf den frühesten Brauch der Kirchenregierung gelegt haben mögen. Oder vielleicht mag unser Mitglied der römischen Kirche der Ansicht sein, daß Heiligenschaft, wie die der Heiligen Katharina; Entsagung, wie die des Heiligen Franziskus; Aufopferung, wie in den Leben von glorreichen ungenannten Millionen, die Hauptsache sei, und der Einheit und der Autorität ihren Wert verleihe. Dann würde ich einen Anhänger der Reformation suchen, jemand, dessen Herz mit dem Eifer Luthers und Melanchthons entbrannte, die vor allem suchen, die Religion persönlich zu machen, eine Sache der



Gemeinschaft zwischen der individuellen Seele und Gott, einer Gemeinschaft, die sowohl Einheit als Autorität übertrifft. Und zu diesen würde ich ein Mitglied der Anglikanischen Gemeinschaft nehmen mit ihrem ausgeglichenen und prüfenden Geiste, der so viel von der älteren Kirche des Westens hat, und auch viel von den Reformierten, welche das, was sie von einer alten und verehrungswürdigen bis auf die Zeiten der Apostel zurückgehenden Überlieferung übernommen hat, in gemäßigte Bahnen geleitet hat. Dann möchte ich den heiligen Eifer der Sekte der „Freunde" hinzunehmen, der Nachfolger von Fox und seines Geistes der Stille, den leidenschaftlichen Eifer für Gerechtigkeit eines Wesley; das Streben nach apostolischer Regierung der kongregationalen und presbyterischen Gemeinden; und vielleicht viele der kleineren Sekten, selbst die ketzerischsten, da eine jede einen göttlichen Funken verehrt hat, der nur für sie allein hell leuchtete. Und nachdem ich diese versammelt hätte, würde ich einen jeden bitten, aus der Tiefe eines aufrichtigen Herzens heraus und gleichsam als wenn er in Gegenwart seines großen Gründers spräche, zu sagen, was nach seiner Meinung die tiefste Wahrheit bezüglich Christus und der Religion Christi sei. Und während jeder spräche, würde ich die anderen bitten, ehrfurchtsvoll und einfältig zuzuhören; nicht zu versuchen zu widerlegen, sondern nur zu suchen zu verstehen. Dann, nachdem alle gesprochen hätten und wir allen großmütig gelauscht hätten, glaube ich, würden wir finden, daß die verschiedenen dargelegten Wahrheiten in einer Wahrheit verschmolzen würden, und daß wir eine Darstellung der Lehre Christi haben würden, die die Anerkennung Christi selbst gewinnen würde. Mehr als das; durch das großmütige und freundliche Zuhören, das alle jedem einzelnen gewährt hatten, würden wir etwas von jener Einheit des Herzens erfahren haben, welche die Jünger begeisterte, als sie zwischen den Hügeln Galiläas lauschten, wohin sie ihre Liebe für den Meister selbst gezogen hatte.

Dies würde die theosophische Methode sein in ihrer Anwendung auf das große Problem des Christentums. Aber ich würde hier nicht stehen bleiben. Genau das Gleiche könnte man für den Buddhismus tun. Ich würde den Priester von



Ceylon, den tibetanischen Lama, den burmesischen Tempelgeweihten, den gelehrten sanskritsprechenden Japaner, den inländischen Chinesen, den Javanesen oder den Bewohner von Sumatra vor den zerstörten Altären ihrer Insel versammeln. Und von jedem würde ich sein tiefstes Verständnis von Buddhas Geheimnis zu erfahren suchen; seine Ansicht über das, was im Bambugarten oder unter dem rotfingrigen Asokabaum von Siddhartha, dem Barmherzigen, gelehrt wurde nach jenem denkwürdigen Verlassen des Palastes von Kapilavastu vor 25 Jahrhunderten. Der ehrfurchtsvollen Überlieferung des Pali-Ergebenen würden wir dann einiges von dem luftigen, durchdringenden Gedanken des nördlichen Buddhisten hinzufügen, von dem magischen Sinn des Lamas, dem sonnigen Herzen des Burmesen, dem Feuer des Japaners, der barmherzigen Liebe für die Menschheit, welche nicht nur einer Sekte von Buddhas Nachfolgern, sondern ihnen allen zu eigen ist. Auch hier würden wir einen Buddhismus haben, den der Prinz Siddhartha selbst annehmen würde, etwas was der Lehre gleich käme, welche die Herzen Anandas und der ersten Jünger begeisterte.

Und wenn wir so weit gegangen sind, was würde natürlicher sein, als dieselbe Methode mit Bezug auf die älteren indischen Glaubenssysteme anzuwenden, indem wir die Verehrer Krishnas sowohl hören als die Nachfolger von Krishnas Weisheit; den Brahmanen des Veda, wie den ketzerischen Jaina; den Ergebenen Shivas, des Herrn der Asketen, nicht weniger als den mystischen Vedantin und den intellektuellen Shankya. Dann würden wir von tief ehrfurchtsvollen Lippen und Herzen voll von Glauben etwas von der alten indischen Weisheit in ihrer ehemaligen Reinheit und Erhabenheit haben.

Und von Indien würden wir zu China gehen, von China nach Persien, von Persien nach Chaldäa, von Chaldäa nach Ägypten. Noch würden wir die älteren Glaubenssysteme von verschwundenen Völkern vergessen, wie z. B. der Eingeborenen Central-Amerikas oder der neuseeländischen Urbewohner mit ihren über der weiten blauen Wildnis der Südsee verbreiteten Brüdern.

Nachdem wir so den reinen versteckten Geist aller Glaubens-



systeme gesucht und im gewissen Sinne auch gefunden hätten, sollten wir dann nicht das Wagnis versuchen, sie alle einander vorzuführen und durch ihre Vereinigung und das ehrfurchtsvolle Anhören eines jeden Glaubens etwas von der Einen Religion lernen, die alle Religionssysteme inspiriert hat, aber nie vollkommen in irgend einer Religion verkörpert wurde? In der Gesellschaft von so versammelten Unsterblichen zweifele ich nicht, würden wir eine eigenartige Herzenseinheit finden, ein lächelndes triumphierendes Verständnis, indem ein jeder den anderen als einen Bruder erkennt, einen alten Freund vor aller Zeit.

Dies würde die theosophische Methode sein in ihrer Anwendung auf die Religionen der Welt. Das so begonnene Versöhnungswerk sollte weit geführt werden. Denn es gibt nicht nur die Religionen der Vergangenheit, da sind auch die lebenden und lebendigen Religionen von heute. Das treue Dienen gegenüber dem Naturgesetze, das Suchen nach unpersönlicher Wahrheit in den Felsen und Bergen, in den Tiefen des Ozeans und den Räumen der Sternenwelt; das Suchen nach den Kräften der Natur, um ihr Geheimnis zu erfahren, sie dienstbar zu machen, sie dem göttlichen, alles erobernden Willen des Menschen zu unterwerfen. Hier ist die theosophische Methode bereits in sehr glücklicher Weise bei der Arbeit.

Wir erleben gerade ein solches Zusammentragen von wissenschaftlicher Wahrheit, wie ich es mir für die religiöse Wahrheit vorgestellt habe. Wir sehen, wie die Sucher in allen Ecken und Winkeln der Natur bei der Arbeit sind und ihre Schätze zu dem gemeinsamen Fonds zusammenbringen. Wir beobachten, wie der irgend ein kleineres Gesetz Studierende versucht, dies in verständliche Beziehung mit dem größeren Gesetze zu bringen, wie er danach trachtet, zu einem weiten und allgemeinen Erfassen der Einheit aller Dinge zu gelangen.

Ist denn hier kein Bedürfnis für die theosophische Methode vorhanden? Im Gegenteil, hier liegt ein großes Bedürfnis dafür vor. Denn noch haben wir den Abgrund zwischen dem ersten großen Körper der Wahrheit und dem zweiten zu überbrücken, zwischen den furchtbaren festgelegten Tatsachen und



Gesetzen, welche aller Religion zugrunde liegen, und den mehr äußerlichen Tatsachen und Gesetzen, welche unsere heutige Wissenschaft ausmachen. Auch hier hat das grundlegende theosophische Verfahren „freundlich zuzuhören und rücksichtsvoll zu sprechen“ noch ihre Wunder zu wirken, und wenn sie es getan hat, dann wird das vorhanden sein, womit dem Leben großer Mengen Nahrung gegeben werden kann.

Wird unsere Arbeit dann zu Ende sein, wenn wir in brüderliche Einheit und zu allgemeinem Verständnis die großen bewährten Wahrheiten der Vergangenheit und die großen festgelegten Wahrheiten der Gegenwart gebracht haben? Weit entfernt davon. Noch werden die furchtbaren noch nicht gekannten, noch nicht einmal geahnten Wahrheiten übrig sein, die weiten und herrlichen noch unenthüllten Wahrheiten. Wir blicken deshalb aus nach den Wahrheiten der Zukunft ebenso wie nach den Wahrheiten der Gegenwart und der Vergangenheit. Geht nicht bereits ein Flüstern durch das innere Bewußtsein des Menschen von Kräften, wunderbar und unsterblich, von einem Wachstum, das den Menschen zur Göttlichkeit erhebt, von Reichen, unendlich weiter und tiefer als die endlosen Gründe der Sternenwelt, in welche wir eingeladen werden, einzutreten? Sollten wir unsere Herzen nicht offen halten für diese neuen Wahrheiten, die immer des Willkommens unsicher sind, die immer mit argwöhnischer Scheu betrachtet werden, sehr oft verworfen, verschmäht, ja verleumdet werden? Haben wir nicht die Warnung Galileis, welcher der Welt wundervolle neue Wahrheiten und neue Ausblicke des Lebens brachte, und der gezwungen wurde, auf seinen Knien abzuschwören, als Lüge zu bezeichnen, was er wohl wußte, daß es Wahrheit war? Haben wir nicht das spätere Schauspiel Darwins, der angegriffen, beschimpft, denunziert und verurteilt wurde, weil er suchte, einen neuen Einblick in die Wege des wirkenden Gottes zu geben? Und haben wir nicht das höchste Beispiel des Propheten von Galiläa, der gekreuzigt wurde von einem heulenden Gesindel, weil er neue und unwillkommene Wahrheit denen brachte, die glaubten, sie hätten schon alle Wahrheit?

Aber Sie werden glauben, daß in unserer Zeit und in unserer



Generation ein offenerer Wilkomm für neue Wahrheiten vorhanden sein wird. Glücklicherweise ist dies so, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Aber ich erinnere mich, daß es nicht immer so gewesen ist; es ist nicht so gewesen selbst während der wenigen Jahre, seit die Theosophische Gesellschaft gegründet worden ist. Hier ist das Bildnis von H. P. Blavatsky, die ich gut kannte während verschiedener Jahre. Sie war auch eine Bringerin neuer Wahrheiten in der Tat, Wahrheiten, die voll Kraft und Heilung waren, die dem ganzen Leben einen wunderbaren Wert hinzufügten. Aber wurde sie bewillkommt für ihren Schatz neuer Wahrheiten? Von einigen wenigen, ja. Von der großen Menge durchaus nicht. Und es fehlten sogar nicht jene, die, unfähig, die neue Wahrheit, die sie brachte, zu empfangen, sich heftig gegen sie wandten, mit Anklagen des Betruges, der Unehrlichkeit, der Gaunerei, und die auf diese Weise die Herzen der Menge blind machten für die Wahrheit, die sie brachte, für die Botschaft, die sie verkündete. Jahrelang wurde sie verfolgt durch Anklagen und Angriffe, und schließlich starb sie so wahrlich ein Märtyrer, wie irgend einer der Pioniere der vergangenen Tage. Und hier ist auch das Bildnis eines anderen geschätzten Freundes, von W. Q. Judge, der gleicherweise für eine Wahrheit lebte, die seiner Zeit voraus war, die über das Verständnis einiger von denen, die mit ihm arbeiteten hinausging. Auch er wurde zur Zielscheibe der Anklage und der Verleumdung gemacht, und starb so in Wirklichkeit als ein Märtyrer, wie irgend einer der früheren Heiligen. Wir werden somit gut daran tun, uns zu erinnern, daß, wenn auch unsere eigenen Tage liberaler sind und ein offeneres Gemüt zeigen, dennoch tief im menschlichen Herzen dieser eingewurzelte Argwohn gegenüber neuer Wahrheit, diese Neigung zum Widerstande gegen die Entwickelung wohnt. Und hier ist vielleicht mehr, als irgendwo ein weites Feld für die theosophische Methode, freundlich zuzuhören und rücksichtsvoll zu sprechen; jene Methode zu deren Förderung und Umsetzung in die Praxis die Theosophische Gesellschaft da ist.

Dies ist also die Arbeit und die Aufgabe der Theosophischen Gesellschaft, wie ich sie verstehe; dies ist die Arbeit, welche



sie sich bei ihrer Gründung vorgenommen hat. Aber man wird mich fragen, wenn dies die Theosophische Gesellschaft ist, was ist die theosophische Lehre, von der so viel gesagt worden ist? Mir scheint sie folgendes zu sein: Wir haben uns eine Zusammenkunft der Nachfolger Christi vorgestellt, von jeder Kirche und Sekte, der östlichen und der westlichen, der traditionellen sowohl, als der evangelischen; alle sollten zusammenkommen in dem Geiste der Wahrheit, ein jeder sollte suchen, die tiefste Wahrheit zu erklären, die in ihm wäre bezüglich der Lehre des Meisters; ein jeder sollte bereit und willens sein, der Wahrheit der anderen sein Ohr zu leihen; und wir haben uns vorgestellt, daß wir so zu der wahren Lehre des Meisters gelangen würden, zu dem wahren spirituellen Leben, welches er sowohl lebte, als verkündete. Und ebenso mit den anderen Weltreligionen, denen der älteren, wie der jüngeren Nationen gleicherweise, von Neu-Seeland bis zu Guatemala. Wenn wir die gerechten Menschen, die Vollkommenheit erlangten, versammeln würden von jedem Klima, jeder mit seinem Herzen voll von der tiefsten Wahrheit seines Glaubens und seiner Rasse, und wenn diese in lebendiger Gemeinschaft vereint, die Wahrheit der Welt in ein vereintes Ganzes zusammentragen würden, das würde, nach meiner Ansicht, Theosophie sein. Das ist in der Tat Theosophie; denn ich glaube, daß diese Versammlung nicht eine Vorstellung, sondern eine Wirklichkeit ist; die älteste Wirklichkeit im menschlichen Leben. Und es war gleichsam ein Leuchtfeuer, und eine Inspiration für die Theosophische Gesellschaft, in ihrer großen Versöhnungsarbeit, daß etwas von Theosophie ihr gegeben wurde; ein Teil nur, dennoch genug, um uns zu einem Erfassen der Größe und des Glanzes des Ganzen zu führen.

Es gibt noch andere Gebiete, auf denen die theosophische Methode viel Arbeit zu tun findet. Nehmen wir die Frage des Rassenunterschiedes, und besonders jene tieferen Unterschiede, wie zwischen den weißen Rassen und den gelben, oder den weißen Rassen und den schwarzen, welche bereits eine so große Rolle in unserer Weltpolitik spielen. Kürzlich fiel mir ein, die alten Berichte zu lesen vom Ende des 15. Jahr-



hunderts abwärts, von der ersten Berührung der weißen Rassen mit den farbigen Rassen Asiens und den Rassen der Neuen Welt. Und während ich las, empfand ich tiefe Scham für die Menschen meiner eigenen Farbe; im Osten wie im Westen war die Geschichte geschändet durch Plünderung, Hinterlist, Raub, Gewalt und Ehrlosigkeit. Es ist ein dunkles und schlimmes Dokument, und man kann es nicht ohne Scham lesen. Hier ist es gleicherweise wahr, daß unsere eigenen Tage viel Besserung gesehen haben; dennoch bleibt noch sehr viel zu tun übrig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir innerhalb einiger Jahre die gelben Rassen Asiens in der Anzahl von 500 Millionen ebenso gut bewaffnet und mit unseren neuesten Erfindungen ausgerüstet sehen werden, wie es die Japaner heutzutage sind, die Pioniere der gelben Rassen. Was werden wir angesichts dieses Weltproblems tun? Was werden wir etwas später tun, wenn ein gleiches Weltproblem in Afrika mit seinen zahllosen Millionen der schwarzen Rasse entsteht? Meine Antwort ist: wenn wir diesen Problemen mit Sicherheit begegnen wollen, müssen wir die theosophische Methode in Kraft setzen. Statt uns mit den Unterschieden zwischen uns und diesen Menschen anderer Farbe zu beschäftigen, bis wir so weit kommen, sie zu hassen, müssen wir uns ihnen in einem freundlichen Geiste des Verständnisses nähern; wir müssen freimütig ihre guten und liebenswerten Eigenschaften anerkennen, ihre Stärke in gewissen Dingen, in welchen wir schwach sind; unsere Fähigkeit, ihnen in jenen Dingen zu helfen, in welchen wir stark sind. Wenn wir auf diese Weise in freundliche und herzliche Beziehungen zu ihnen gekommen sind, werden wir sofort zu der Einsicht kommen, daß es garnicht notwendiger Weise einen Streit zwischen uns zu geben braucht; daß unsere Ähnlichkeiten bedeutend lebenskräftiger sind, als unsere Unterschiede; und daß bezüglich unserer Unterschiede das einzig Weise ist, sie auf beiden Seiten freimütig hinzunehmen, indem wir im theosophischen Geiste einräumen, daß wir verschieden sind. So und nur so können wir sicher die Schwierigkeiten überwinden, die sich berghoch zwischen den Rassen der verschiedenen Farben auftürmen, Schwierigkeiten, welche unser Jahr-



hundert die Aufgabe hat, zu lösen bei Strafe, daß es sonst die menschliche Rasse in gegenseitige Zerstörungskämpfe und Generationen währende Verwirrung stürzen wird. Hier ist die theosophische Methode unendlich viel mächtiger als Flotten von Kriegsschiffen und unendlich viel milder.

Denn als Theosophen wünschen wir auf keine Weise, daß alle Menschen ihre Unterschiede verkennen sollten in einem toten Gleichförmigkeits-Niveau. Dies ist nicht unser Ideal, weder für die Menschheit als Ganzes, noch für unsere Gesellschaft im besonderen. Wir streben in keiner Weise Gleichförmigkeit der Meinung oder Einmütigkeit des Glaubens an. Im Gegenteil, ich für mein Teil würde eine weit größere Verschiedenheit der Meinung, des Glaubens, der Religion und der Rassen bewillkommnen, als heutzutage in unserer Gesellschaft existieren. Wir sollten recht viele Glaubensformen und Rassen bei uns vertreten finden. In der Tat, wir sollten Männer und Frauen einer jeden Rasse auf dem Globus in unseren Reihen haben, und wir würden sie hier willkommen heißen. Wir würden auch nicht danach trachten, ihren Unterschied herabzumindern; im Gegenteil, wir würden einen jeden bitten, sein eigenes Ideal, das Ideal seiner eigenen Rasse und seines Glaubens in seiner höchsten und edelsten Form zum Ausdruck zu bringen; und dann würden wir bitten, daß alle diese Unterschiede zugeben und annehmen möchten im Geiste vollkommener Duldsamkeit und Freiheit, in dem Geiste jener tieferen Einheit, welche aller Verschiedenheit zugrunde liegt.

So würden wir das große menschliche Orchester versammelt haben. Und genau so, wie wir bei dem Orchester von Musikern nicht verlangen würden, daß die Violinen die gleichen Töne spielen wie die Trompeten, noch daß die Harfen die Noten der Hörner wiedergeben sollen, sondern vielmehr verlangen, daß ein jedes Instrument in seiner eigenen Weise vollkommen sei, die Harfe als eine Harfe, die Violine als eine Violine, so sollten wir auch in diesem größeren menschlichen Orchester verlangen, daß ein jeder sein bezw. ihr bestes sei, seine oder ihre höchste Vollkommenheit, und so würden wir



die wahre universale Bruderschaft der Menschheit vollkommen sehen.

Dies ist die theosophische Methode in ihrer Anwendung auf die großen fundamentalen Fragen von Rasse, Glauben, Farbe und Geschlecht; und die Theosophische Gesellschaft ist da, um diese Methode in die Praxis umzusetzen und dies in immer vollkommenerem Grade zu tun. Wir haben keinen Glauben anzubieten, wir haben keine Dogmen zu beweisen, wir suchen keine Gleichförmigkeit der Meinung, keine Einheit in der Ausführung oder dem Glauben. Im Geiste der Duldsamkeit, der geistigen Freiheit, der brüderlichen Liebe begegnen wir allen Menschen, nehmen wir alle Unterschiede an, erkennen wir die Rechte aller an. Und so arbeiten wir für die Vollendung der göttlichen Menschheit.





Aphorismen.

Der seelenkundige Erzieher bildet Kinder nicht nach seinem Wesen, sondern aus ihrem Wesen heraus. Leider aber geschieht das selten. Alle toten Dinge werden ihrer Natur nach behandelt, um verwendet zu werden, nur an den Seelen stümpert man solange herum, bis sie in Grund und Boden verdorben sind.

O. v. Leixner.

Selbstachtung, Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung,
Nur diese drei verleih'n uns höchste Macht.

Tennyson.





Lied von einem Tannenbaum.

Von Kurt Siegfried Uhlig.

Auf felsiger Höh', da steht ein riesiger Baum.
Ein Tannenbaum ist's, — wohl tausend Jahr'
Trotzt er den Stürmen, — des Wetters Gefahr,
Und trotzig ragen die knorrigen Äste
In des Äthers luftigen Raum.

Des mächtigen Stammes moosbewachsenes Rund
Umspannen der Männer sieben kaum.
Zottiger Flechten verworrener Flaum
Bedeckt die Äste mit ihrer zerriss'nen
Weitgeborst'nen Rinde im Bund.

Des Wipfels gewalt'ges, harzig duftend Geäst,
Das türmt sich hinauf zu wolk'ger Höh'.
Blitzende Zapfen — weißschimmernder Schnee
Verbirgt die allzeit grünenden Zweige —
Manches Vogels lediges Nest.

Drin rauscht ein Lied, — so eigen, — wunderdurchwebt,
Wie unter dem blauen Himmelsdom
Rollet der Zeiten wildbrausender Strom,
Und wie das Eine nur ewig bestehet,
Das in allem schaffet und lebt.

Die Riesentanne, von der hier die Rede ist, steht auf dem „rocher d'Orvin“ bei Biel.





Der Unsterblichkeits-Gedanke.

Von Ernst J. Wiederhold.

Wenn Goethe sagt: „Des Todes liebliches Bild ist nicht ein Schrecken dem Weisen und nicht ein Ende dem Frommen," so drückt er nur die Gefühle einer verhältnismäßig kleinen Menschenklasse aus. Den meisten Sterblichen ist der Tod weder ein liebliches Bild, noch erscheint er ihnen als etwas anderes, als grausamer Zerstörer dessen — das einst so schön, so glücklich war. Die große Menge ist eben weder der Klasse der Weisen, noch der der Frommen zuzurechnen. Die Furcht vor dem Tode, die instinktmäßig den Menschen erfüllt, ist ein Gefühl, zu dessen Überwindung nur Weisheit oder Glaube hilft. Ich will hier absehen von den Fällen, in denen tiefes Leid die Rolle des Lehrmeisters übernimmt, von Fällen, in denen Not und Unglück den Tod als willkommenen Erlöser erscheinen lassen. Diese Schule müssen alle diejenigen durchmachen, die es versäumten, auf eine andere Weise zu lernen.

Wir wollen nun aber gleich von vornherein festlegen, was wir unter dem physischen Tod verstehen wollen, da uns dies das Verständnis des Unsterblichkeits-Gedankens ebenfalls erleichtert.

Der Tod darf nicht aufgefaßt werden als eine Beendigung des Lebens überhaupt. Ein wenig Beschäftigung mit der Philosophie zeigt uns, daß es nur Änderungen der Form geben kann, Übergänge von einem Körper in einen anderen, aber kein Aufhören des Lebens an sich. Dasjenige, was im Menschen, dessen Entwicklungsgang wir heute allein ins Auge

fassen wollen, das wirklich lebende ist, die Seele, stirbt nie. Sie ist unvergänglich. Sie entstammt dem Göttlichen, dem Leben an sich. Infolgedessen mag sie wohl ihr Kleid im Laufe der Entwicklungsperioden mehrfach wechseln, aber diese verschiedenen Formen gleichen Perlen, die an einer Schnur aufgereiht sind, welche gleichmäßig durch alle hindurchgeht.

Damit hat der Tod für uns eine andere Bedeutung gewonnen. Wir können ihn nicht als Beender des Daseins betrachten, sondern nur als eine Art Wegemarke für einen gewissen Abschnitt unseres Lebenswerkes.

Der Zustand der Seele nach dem Tode, in der indischen Philosophie als Devachan bezeichnet, ist aber von begrenzter Dauer. Es steht geschrieben:

> „Durch seine vergangenen Taten wird er (das Ego) wiederum zur Geburt zurückkehren, er wird eingehen in jegliche Gestalt, danach sein Herz verlangt. Wenn er im Paradies für sein Tun das volle Maß des Lohnes empfing, kehrt er von jener Welt wiederum in diese zurück, in die Welt der Taten."

Das Verlangen beherrscht die Seele, der Durst nach Empfindung, wiederum durchschreitet sie das Tor zu neuer Erfahrung.

Wir könnten also vielleicht hier sagen: Da haben wir doch bereits eine Unsterblichkeit! Das Leben endet nie, es erneut sich immer wieder — nach jedem Tod und jedem Devachan wieder ein anderes Leben — und so fort in unendlicher Reihenfolge.

Und ein anderer Gedanke taucht womöglich in uns auf: Wir fragen uns, bestürzt durch diese Unendlichkeit des Lebens: Soll dieser Strom denn dahinfließen in alle Ewigkeit? Gibt es aus diesem Kreise keinen Ausblick?

Dieser Gedanke wird uns vor allem dann kommen, wenn wir in unseren bisherigen Leben bereits gewisse Erfahrungen gemacht haben. Wir haben etwa eingesehen, daß das, was uns die Erde zu bieten vermag, nur relativ ist. Ruhm und Ehre sind wandelbare Begriffe, Reichtum macht uns nicht glücklich, kurz, es geht so, wie es im Faust geschildert wird.



Die Sorge erscheint als Weib und Kind, als Haus und Hof, als Feuer, Wasser, Dolch und Gift, und du — zitterst allem, was nicht trifft — und was du nie verlierst, das wirst du stets beweinen.

Dieses negative Resultat ziehen viele aus ihrem Leben — aber wo bleibt das notwendige Positive, Wirkliche?

Auch das ist vorhanden.

Vor uns, den müden Pilgern, liegt kein öder Zirkeltanz, — vor uns liegt die Hoffnung.

Das Licht, von dem unsere Seele ausging, ist das Ziel, dem wir zustreben. Gleich wie der Sohn zum Vaterhause zurückkehrt, um es nicht mehr zu verlassen, so kehren wir ein zur wahren, wirklichen Unsterblichkeit, der Allseele. Bereichert durch die Erfahrungen in allen Welten, kehrt der Strahl zu seinem Urquell zurück. Er hat die Nichtigkeit alles dessen eingesehen, was außerhalb der Allseele liegt, er hat seine Ruhe, sein Nirwana, Mukti, gefunden.

Wir wollen uns klar darüber sein, daß dieses Endziel, obgleich es das notwendige Endziel aller Lebewesen ist, nicht von allen Menschen als solches anerkannt werden wird. Nur wer die innere Not gefühlt hat, ist in der Lage, die Notwendigkeit dieser Entwicklung einzusehen. Mehr wie in irgend einem anderen Falle gilt hier das Wort: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen."

Unter diesem Gesichtspunkte bitte ich auch meine ferneren Ausführungen zu betrachten.

Wer also erkannt hat, daß er einen Weg suchen muß, um der Allseele näher zu gelangen, der bereitet sich vor, den Pfad der Erlösung zu betreten, den steilen Pfad nach Nirwana.

Wohl könnte der Strebende gemeinsam mit seinen Mitmenschen, mit seiner Rasse fortschreiten, aber — derjenige, den es gepackt hat, ist mit diesem langsamen Fortschritt nicht zufrieden. Es reißt ihn vorwärts und aufwärts.

Lesen wir, was „Stimme der Stille" über den Pfad sagt:

> „Nur einen einzigen Weg gibt es, um den Pfad der Weisheit zu finden, und nur an dessen Ende kann die Stimme der Stille gehört werden. Die Leiter, auf welcher der Schüler emporsteigt, besteht aus



Leiden und Schmerzen, und diese können nur durch die Kraft der Tugend überwunden werden. Wehe dir, o Schüler, wenn in dir auch nur ein einziges Laster vorhanden ist, das du nicht überwindest, denn dann wird das Gebäude fallen und dich zu Boden reißen. Der Fuß der Leiter steht im tiefen Schmutz deiner Sünden und Fehler, und ehe du die weite Schlucht des Materiellen überschreiten kannst, mußt du zuerst deine Füße im Wasser der Selbstaufopferung waschen. Nimm dich in acht, daß du nicht einen unreinen Fuß auch nur auf die unterste Stufe setzest. Wehe dem, der die Leiter mit unreinen Füßen zu beflecken wagt! Der grauenhafte, klebrige Stoff wird trocken und zähe werden, die Füße des aufwärts Strebenden werden an der Stelle haften, und wie auf der Leimrute der sorgenlose Vogel vom Fallensteller gefangen wird, so wird auch sein ferneres Vorwärtsschreiten zum Stillstand kommen. Seine Laster werden Formen annehmen und ihn hinunterziehen. Von seinen Sünden wird es wie Hyänengelächter erschallen, das aber zum Wehklagen wird, wenn die Sonne sinkt. Seine Gedanken werden ein Feindesheer sein, welches ihn als gefangenen Sklaven mit sich führt."

Hiermit ist, wie ich glaube, zur Genüge dargetan, welche Anforderungen an den gestellt werden, der sich anschickt, seinen Brüdern voranzueilen. Und es mag hier das Wort Schillers Platz finden:

Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht mächtig,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Grund dich verschlingt.
Viele gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur.
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

Aber für den, der sich nicht hindern lassen will, gilt das Wort, das die Devas in jedes Menschen Ohr geflüstert: „Nur wenn du willst, bist du unsterblich", als eine Verheißung. Es ist dann eine Verheißung, wenn der Wille fest geworden ist.

Ein Teil des Pfades zur Unsterblichkeit ist nun in dem Buche „Das Lebens-Elixier" beschrieben, dessen Ausführungen ich im ferneren folge.

Für den, der den erhabenen Pfad wandern will, ist es erforderlich, zunächst sein Leben über die gewöhnliche Zeitspanne hinaus zu verlängern. Hierauf muß sich der Wille zunächst richten. Zu leben, zu leben, zu leben muß der unerschütterliche Entschluß des Neophyten sein. Hieran muß er mit fest vorgenommener, dauernder Anspannung konzen-



triert festhalten, ohne einen Augenblick nachzulassen. So wenig wie möglich darf er sich hiervon abhalten lassen.

Wir müssen uns, um die Notwendigkeit hierfür einzusehen, daran erinnern, daß die Empfindung der Beendigung einer Lebensaufgabe oder der Wertlosigkeit des Daseins, wenn genügend zum Bewußtsein gebracht, so sicher den Tod herbeiführt, wie eine Flintenkugel oder Gift.

Daher ist es beispielsweise nicht so unangebracht, wenn Richard Wagner Elsa nach dem Abschied Lohengrins entseelt zu Boden sinken läßt.

Also alle Willensanstrengung muß darauf gerichtet werden, zu leben. Eine geistig erleuchtete Konzentration des Selbst auf das Selbst ist unbedingt erforderlich.

Die Hauptbedingung für eine verlängerte Existenz in dieser Welt ist:

1. Die Entwicklung eines so machtvollen Willens, daß er einmal, um mit Darwin zu reden, die ererbte Tendenz der Atome überwinde, welche den physischen Körper zusammensetzen, zu einer bestimmten Zeit die Richtung einzuschlagen, die den Tod bedeutet.

2. Die Tätigkeit des menschlichen Körpers so sehr zu schwächen, daß er der Kraft des Willens unterworfen ist.

Die ererbte Tendenz der physischen Atome, von der Darwin spricht, drückt sich in dem Gesetz aus, daß ein organisches Wesen das Bestreben hat, zu einer analogen Periode des Lebens die Handlung der Vorfahren zu wiederholen. Wir sehen dies an dem Eintritt der Geschlechtsreife, Wachsen des Bartes etc. Eine Folge desselben Gesetzes ist auch die durchschnittliche Gleichheit der Lebensdauer. Der Psalmist spricht schon hiervon: Unser Leben währet siebzig Jahre! Selbst wenn ein Körper sonst anscheinend gesund ist, spüren seine Atome zu gegebener Zeit die vererbte Tendenz zur Auflösung, und sie gehorchen ihr. Die Durchschnittsseele und der Durchschnittskörper haben kein Mittel dagegen. Damit ist aber nicht gesagt, daß es dem Willen und der Konstitution desjenigen, der vorbereitet ist, nicht doch möglich sein sollte, dieser Tendenz zu widerstehen.



Sehen wir doch schon beispielsweise, daß von zwei gleich kranken Menschen derjenige länger leben wird, der den starken Willen dazu hat, während der Mensch mit geringem Lebenswillen früher stirbt.

Was bewirkt nun der Wille?

Hier müssen wir uns zunächst wieder an die siebenfache Konstitution des Menschen erinnern und daran, daß außer dem äußeren, sichtbaren Menschen sechs innere, verfeinerte Menschen existieren, deren Körper infolge ihrer Konstitution längere Lebensdauer haben, als der physische Körper. Durch bewußte Willensanstrengung wird nun das Leben in immer feineren Körpern von immer längerer Lebensdauer aufgenommen. Dies geht soweit, bis zuletzt in Nirwana die bis zur äußersten Grenze verfeinerte Individualität in das unendliche Ganze hineintaucht.

Wer ein längeres Leben erreichen will, muß das Training zunächst mit seinem physischen Körper beginnen, der ihm die ersten Schwierigkeiten entgegenstellt. Hier muß er vor zwei Gefahren auf der Hut sein.

Einmal muß er sich vor unreinen, tierischen Gedanken in acht nehmen. Gedanken wirken dynamisch und berühren die Verhältnisse der Moleküle des physischen Menschen. Dies wirkt wieder zurück auf die inneren Menschen, von denen vorhin gesprochen wurde.

Zweitens hat er zu beachten, daß gewisse Handlungen das Bestreben haben, wirkliche physische Bedingungen zu schaffen, die reinen Gedanken ungünstig sind, und daher dem Zustand feindlich, der zur Entwicklung der Herrschaft des inneren Menschen erforderlich ist.

Ein normal gesundes Gemüt in einem normal gesunden Körper ist ein guter Ausgangspunkt. Wo dies nicht vorhanden ist, sind die Schwierigkeiten ungleich größer, der Weg dementsprechend länger.

Nun muß der physische Mensch ätherischer und sensitiver, der intellektuelle Mensch durchdringender und vertiefter, der moralische Mensch selbstverleugnender und philo-



sophischer gemacht werden. Alles dies muß ohne jeden äußeren Zwang geschehen, mit freudiger Hingabe. Ist das Opfer kein freudiges, ist alle Anstrengung umsonst. Der Impuls von innen heraus muß Keuschheit und Reinheit des Jüngers hervorbringen; nicht etwa Furcht vor öffentlicher Meinung, Wohltun der guten Folgen wegen ist verwerflich, ebenso wie Enthaltung vom Laster, aus Furcht vor dem Gesetz.

Frei muß der Jünger wählen.

Nur wenn schließlich jedes Teilchen des siebenfachen Menschen daran gewöhnt wird, das, was für gewisse Zwecke notwendig ist, aus eigenem, freien Willen und gern zu tun.

Wenn so der Mensch der Befriedigung seiner niederen Wünsche und Leidenschaften entsagt, so wird ein Punkt eintreten, an dem die Partikel, die den schlechten Begierdenkörper zusammensetzten, verschwinden. Gleichzeitig wird durch Nichtausübung der betreffenden Tätigkeit der Eintritt neuer Partikel, welche die Tendenz haben, diese Handlung zu wiederholen, verhindert sein.

Hierdurch wird das, was wir die relative Dichtigkeit und Kohäsion der äußeren Schale nennen, vermindert, aber die materiellen Partikelchen werden ersetzt durch mehr ätherische.

Die physischen Wünsche und Gelüste, die aufgegeben werden müssen, sind folgende:

1. Alkohol in jeder Form;
2. Fleischgenuß, der die Heftigkeit der Leidenschaften vermehrt und gut ist für Kämpfer und Helden, nicht aber für Schüler der Weisheit;
3. die geschlechtlichen Triebe. Diese lenken die Lebenskraft in falsche Bahnen.

Neben dieser Entsagung muß auch die anderer Sinnesbefriedigungen, auch solcher, die gewöhnlich als „unschuldig" bezeichnet werden, vor sich gehen. Und zwar sollen die grobsinnlichsten Befriedigungen zuerst aufgegeben werden.

Asketische Übungen sind aber nicht geeignet, den ätherisierenden Übergangsprozeß zu beschleunigen. Es ist nutzlos,



zu fasten, so lange man Nahrung braucht. Das Aufhören dieses Verlangens, ohne daß die Gesundheit darunter leidet, stellt sich zu gegebener Zeit ein — bis schließlich ein Stadium erreicht wird, in dem man nur Wasser braucht.

Es ist für Erreichung eines langen Lebens durchaus nicht vorteilhaft, der Unmoralität zu entsagen, wenn man dabei mit dem Herzen daran hängt. Es ist das Wesentliche, das innere Verlangen los zu werden, alles andere ist Heuchelei. Andererseits müssen wir uns gerade hierbei daran erinnern, daß man ein Laster nicht besiegen kann, wenn man es befriedigt und dadurch nährt.

Ebenso muß es sich mit der moralischen Reinigung des Herzens verhalten. Die niedrigste Neigung muß zuerst verschwinden. Die Reihenfolge ist nach „Lebens-Elixier“: Geiz — Furcht — Neid — weltlicher Stolz — Unbarmherzigkeit — Haß, zuletzt Ehrgeiz und Neugier.

Zu gleicher Zeit muß die Verstärkung der mehr ätherischen und sogenannten geistigen Teile des Menschen vor sich gehen. Meditation muß geübt werden. Sie ist das unausdrückbare Sehnen des inneren Menschen, hinauszugehen zu dem Unendlichen. Sie war in alten Zeiten das wahre Gebet, die wahre Anbetung.

Im Anfangsstadium muß Rücksicht genommen werden auf die Verhältnisse des äußeren Lebens. Der Neophyt muß die gewöhnlichen Gesundheitsregeln beachten, muß Schutzmaßregeln treffen, bis der Prozeß der Überwindung des sogenannten Todes vollständig vor sich gegangen ist. Kein Adept schützt ihn, er muß allein stehen.

Lange, bevor das Ziel erreicht ist, werden jedenfalls Resultate eintreten, die dem Neophyten Mut und Trost geben, denn in dem Maße der Schwierigkeit wächst auch von innen heraus unsere Kraft.

Überschlagen wir jetzt im Geiste nochmals das, was wir bisher besprochen haben.

Ein Ziel liegt vor uns, das als der Ziele Ziel bezeichnet werden muß. Es ist die erhabene, ungeborene All-Seele.



Aber der Weg ist voller Gefahren für uns, die wir mitten im Pfuhle unserer Laster stehen. Bedenken wir, was es heißt, die ersten Forderungen zu erfüllen, allen Befriedigungen der Sinne, selbst dem Familienglück zu entsagen. Bedenken wir ferner, daß gesagt wird, daß fünf Minuten Gedanken die Arbeit von fünf Jahren vernichten können. Überlegen wir ferner, wie beispielsweise Zorn den bereits gebildeten feineren Körper vernichten kann, daß er wie ein physischer Körper durch eine Dynamit-Explosion in Partikel zerrissen wird, den Menschen in Wahnsinn stürzend.

Wir werden uns dann vielleicht sagen müssen, daß wir noch nicht auf jener Stufe stehen, auf der der stehen muß, der Lehren, wie sie in „Stimme der Stille", „Lebens-Elixier" und „Lied des Lebens" gegeben wurden, strikte verfolgen darf. Unserer sind vielleicht andere Pflichten. Es wird gesagt, daß die Rishis beispielsweise nie daran dachten, der militärischen Kaste, den Kshatriyas, Jagd oder Fleischgenuß zu untersagen. Sie füllten einen bestimmten Platz im politischen Körper ihres Volkes aus, lebten ihrer Pflicht gemäß. Ebenso dürfen wir vielleicht nicht den Vegetarismus ertrotzen, wenn wir in dem Umgang mit materiellen Menschen für Theosophie arbeiten müssen. Ebenso ist es vielleicht Pflicht einzelner, als Hausväter zu leben, Nachkommen zu haben und das Leben derer zu leben, die Gott und den König fürchten.

Aber andererseits dürfen gerade wir nicht blind sein gegen die Anstrengungen anderer, die versuchen, etwas von den gegebenen Regeln schon jetzt zu verwirklichen. In aller Freundschaft senden wir oft unseren Freunden Gedanken, die sie hindern, anstatt fördern. Wir wünschen ihnen vielleicht nach dem Katechismus gut Regiment, gut Wetter, Weib, Knecht, Magd, Vieh, ohne darüber nachzudenken, daß wir ihnen damit gerade Hindernisse wünschen.

Denken wir daher daran, daß die Pflicht eines anderen voller Gefahren ist, und daß wir mit unserer eigenen Pflicht vollauf zu tun haben. Jeder soll seiner Erkenntnis gemäß selig werden. Wir aber wollen nicht die Rolle dessen spielen,



der in den Schmelztiegel eines Alchimisten ungeeignete Stoffe wirft und damit, vielleicht unwissentlich, ein Lebenswerk stört, das dem Wohle der Menschheit dient.

Lassen wir also jenen bei seiner Arbeit, der sich als Motto Goethes Wort genommen hat:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Geist-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.



Aphorismen.

Einfacher, bei weitem einfacher ist das Wohl und Glück und Heil des Menschengeschlechtes befördert und begründet, als wir glauben; wir haben alle die Mittel nahe, aber wir sehen sie nicht; wir sehen sie wohl, aber wir beachten sie nicht; sie sind uns in ihrer Einfachheit, Natürlichkeit, leichten Anwendbarkeit und Nähe zu gering; wir verachten sie; wir suchen von fern her Hilfe, da wir uns nur durch uns selbst, da wir uns nur allein helfen können.

Fröbel.

Wer selbst sein Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles untertan.

Fleming.







ZEITGEMÄSSES UND NOTIZEN

Der Weltkongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt, der vom 5.—10. August in Berlin tagte, gehört zweifellos zu den wichtigsten Ereignissen des Jahres 1910. Eine stattliche Schar auserlesener Männer und Frauen verschiedener Rassen, verschiedenen Glaubens, Philosophen, Theologen, Hochschulprofessoren aus Amerika, Asien und Europa traten hier als Redner auf, um die wahre Religiosität in den verschiedenen Religionen zu bekunden. Hier wurde der Versuch gemacht, die dogmenlose Grundwahrheit in den Weltreligionen nachzuweisen, denn diese Grundidee rief den Kongreß, der alle zwei Jahre stattfindet, ins Leben. Wenn auch hin und wieder die Vertreter des Christentums vielleicht einen etwas einseitigen Standpunkt vertraten, so werden doch durch diesen Austausch der geistigen Schätze sehr viele Besucher des Kongresses ihr inneres Besitztum bereichert haben. Wir als Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft werden diesen starken Wellenschlag der universalen theosophischen Bewegung besonders freudig empfinden. Was hier erstrebt wird, ist zwar schon vorhanden, nämlich das Forum für freien Gedankenaustausch unter Zusicherung weitgehendster Toleranz und gegenseitiger Hochschätzung, wie es die Theosophische Gesellschaft darstellt. Aber was an diesen Weltkongressen zutage tritt, ist das universale Bedürfnis nach Vertiefung des religiösen Empfindens, nach der Wissenschaft der Seele, nach den Wahrheiten der Theosophie. Und wir sehen hier den klaren Beweis von der Behauptung H. P. Blavatskys in ihrem „Schlüssel zur Theosophie": „. . . . . Dann wird die Gesellschaft bis in das zwanzigste Jahrhundert und während desselben bestehen. Sie wird nach und nach die große Menge denkender und intelligenter Menschen mit ihren großherzigen und edlen Ideen von Religion, Pflicht und Menschenliebe durchdringen. Langsam, aber sicher wird sie die eisernen Ketten der Glaubensbekenntnisse und Dogmen, der sozialen und Kasten-Vorurteile sprengen. Sie wird die Antipathien und Schranken, welche die Rassen und Nationen gegenseitig aufgerichtet haben, niederreißen und den Weg bahnen zur praktischen Verwirklichung der Idee einer Verbrüderung aller Menschen . . . . ." Eine große Anzahl unserer Freunde sehen in diesen und ähnlichen Ereignissen der Gegenwart*) die Morgendämmerung einer neuen und herrlichen Zeit.

J.

---

*) Es wird ein Protokoll im Buchhandel über die Verhandlungen des Weltkongresses erscheinen.



Wir lassen einige Auszüge aus verschiedenen Reden folgen, welche den Lesern von „Theosophisches Leben" von besonderem Interesse sein werden. Herr Reichstagsabgeordneter Karl Schrader erklärte in seiner Eröffnungsrede die Absichten des Kongresses in folgenden Worten:

„Der Kongreß fordert religiöse Freiheit, weil Religion, das heißt die Hingabe des Menschen an Gott, nur eine Tat der Freiheit sein kann. Dogmen und christliche Einrichtungen sind nur Wege zu diesem Ziel; sie stehen in zweiter Linie und dürfen die Freiheit nicht beschränken. Nur in Freiheit können die großen Kirchen eine friedliche, fortschreitende, Entwicklung verbürgende Existenz haben. Religiöse Freiheit ist auch die notwendige Grundlage der gegenseitigen Anerkennung der verschiedenen Religionsgemeinschaften, so daß sie ohne gehässige Bekämpfung ihrer Aufgabe gerecht werden können, auf ihrem besonderen Wege die Menschen zu Gott führen. Ihr Wert muß sich nach dem Maße bestimmen, in dem sie dieses Ziel erreichen. Für sie muß gelten, was Lessing seinen Nathan in der Fabel von den drei Ringen, die die drei damaligen Weltperioden repräsentieren, sagen läßt: „Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag zu legen; kommt dieser Kraft mit Sanftmut, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit an Gott zu Hilfe!" Gottes Friede in der Religion und zwischen den Religionen ist keine Utopie. Unsere ganze Entwickelung geht dahin. Zwar gibt es noch in vielen Ländern Religionsverfolgungen in Fülle, selten zwar mit der alten Roheit, aber empfindlich genug. In allen Kulturstätten haben seit langer Zeit die größten Männer die Forderung religiöser Freiheit vertreten. Sie haben ausgesprochen, daß es eine Torheit und Schlechtigkeit ist, jemanden zu verfolgen, weil er Gott anders verehrt. Vertiefung und Ausbreitung der Bildung, vor allem wahre, nicht nach Herrschaft, sondern nach Vervollkommnung strebende Religiosität werden diese traurige Erbschaft vergangener Zeiten allmählich beseitigen."

Über das Thema Gott und die Religionen sprach Dr. Lhotzky, München-Pasing, folgendes: „Alle Religionen sind aufwärtsführende Stufen des Götterlebens. Das Bedenkliche der Religionen liegt darin, daß sie mit dem Anspruch hervortreten, alleinseligmachend zu sein, obwohl sie doch nur ein Stück der Wahrheit besitzen. Ein weiteres bedenkliches Moment der Religionen ist, daß sie Furcht und Haß der Menschen untereinander unterstützen, und daß sie sich anmaßen, über das Los ihrer Mitglieder nach dem Tode entscheiden zu können. Es wird einmal die Zeit erscheinen, da kommen wir über die Religion hinaus. Für die Gegenwart ergibt sich als unsere Aufgabe, daß wir die Religion nicht so sehr mit Historizität belasten und daß wir uns nicht uniformieren lassen. Je näher einer Gott steht, desto originaler ist er. Es gilt, das Heute in den Gehorsam Gottes zu stellen. Ewigkeit heißt wirkliche Gegenwart. Es gibt keine Religion, die völlig zu Gott führt, aber auch keine, die uns auf diesem Wege hindern kann."

Höchst interessant war der Vortrag des Professors Dr. B. Yayalitaka-Ceylon, über das Thema Christentum und Buddhismus. Er sagte u. a.:



„Meine erste Pflicht ist die, dem vorbereitenden Komitee des Kongresses meinen wärmsten Dank dafür auszusprechen, daß ich dem Internationalen Kongreß für freies Christentum beiwohnen und Ihnen einige Tatsachen über die ‚Botschaft der Erleuchtung' geben darf, die der Welt im Tale des Ganges vor 25 Jahrhunderten verkündet wurde. Und ist es nicht zu begrüßen, daß in dieser großen Vereinigung von religiösen Freidenkern des Westens, deren großes Ziel die Befreiung der Menschheit von der unumschränkten Herrschaft des Dogmas ist, man auch Kenntnis nimmt vom Buddhismus – der Weisheitsreligion? Denn von allen Religionsbegründern war es Buddha – der Erweckte –, der zuerst die Lehre aussprach, man solle nicht nach den Lehren eines Lehrers, eines Buches oder der Überlieferung leben, sondern sich nach dem richten, was das Gewissen als das Gute und Wahre vorschreibt. Der Buddhismus kennt keine leeren Theorien oder Träumereien, die keinen praktischen Wert für das Leben haben. Praktische Ethik – das ist das System des Buddhismus; praktische Ethik, die zum Frieden des Herzens führt, zu höherer Weisheit, zu voller Erleuchtung.

„In Indien und sonstwo gab es auch vor Buddhas Zeit Religionslehrer. Aber ihr Einfluß war meistens nur lokaler Natur und ihre Botschaft nur an ihr unmittelbares Gefolge gerichtet oder doch nur an die Angehörigen ihres Stammes. Es war der Gründer des Buddhismus, der zum ersten Male die Idee einer Weltreligion erfaßte. Die Tore zum ‚Reiche der Reinheit', das durch Sakya-Muni gegründet wurde, waren geöffnet für jedermann, der Eintritt begehrte – ohne Unterschied der Rasse oder Kaste; seine Verkündung galt der ganzen Welt.

„Buddha lebte in Isipatana bei Benares – der ewigen Stadt – und dort predigte er zum ersten Male oder, wie es in den heiligen Büchern steht, ‚drehte er das Rad der Gerechtigkeit'. Eine kleine Zahl Schüler – etwa sechzig – hatte sich um ihn versammelt; diese ruft er zu sich und spricht: ‚Geht fort, ihr Brüder, und wandert durch die Welt für das Heil und Wohlergehen der Menge. Seid ohne Leidenschaft für die Welt, lebt dem Guten und dem Wohle der Götter und Menschen.' So entstand die erste Missionssendung, die wir auf der Erde kennen.

„Bei Lebzeiten des Meisters wurde das ‚Dharma' verkündet und durch seine Schüler im ‚Madhya-desa' verbreitet — dem heiligen Lande Indiens. Dann, zwei Jahrhunderte später, unter der Regierung Asokas, des größten Herrschers, den die Welt kennt, wurden Buddhistenmissionen in alle Teile der damals bekannten Welt gesandt. Die Geschichte kennt den Erfolg dieser Missionare. Land auf Land unterwarf sich der Führung seines edlen Gesetzes, bis unzählige Millionen den Einfluß seiner Lehre fühlten. Und nicht Feuer und Schwert war das Mittel zur Bekehrung der Völker. Kein Tropfen Blut ist für die Ausbreitung des Buddhismus geflossen; die einzige Waffe der Buddhisten war die Überredung, eine Tatsache, die ihresgleichen nicht hat in der Geschichte der Religionen. Deshalb sehen wir auch, daß, wo der Buddhismus Fuß faßt, die Menschen besser werden, das Leben einen neuen Inhalt erhält, die Stellung der Frauen erhöht und der Schrei des Elends ver-



mindert wird. ‚Wer dem Elenden hilft, hilft mir,' sagt der Meister, und reiche Früchte hat der Ausspruch wahrlich getragen!

„Dies sind kurz die ersten Anfänge des Buddhismus. Das ‚Dharma' ist ebenso unendlich wie die Wahrheit, es ist die Wahrheit selbst, und das, was ich Ihnen hier zeigte, ist nur ein kleiner Tropfen des unendlichen Ozeans. Bevor ich schließe, möchte ich aber eine Frage an Sie richten: ‚Wie müssen Sie sich stellen zu dieser Botschaft der Erleuchtung, dieser Religion der Menschlichkeit?' Das orthodoxe Christentum hat sich dem Buddhismus gegenüber nicht freundlich oder edel gezeigt. Die Christen kamen nach Ceylon mit dem portugiesischen Eroberer in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Seit dieser Zeit haben sie kein Mittel verabscheut, die Buddhisten zu ‚bekehren'. Und der Erfolg? Die singhalesische Bevölkerung der Insel beträgt 2300000, und noch keine 200000 davon sind Christen. Vier Jahrhunderte christlicher Proselytenmacherei, die in der ersten Zeit jedenfalls mit rastloser Überredung und vollständiger Korruption betrieben wurde, haben nur diese Früchte getragen. Aber dies Untergraben der Nationaltreue hat ernste Folgen gehabt: es hat unsere Nationalgefühle zerstört; wir sind zum großen Teil denationalisiert worden.

„Sie, die Freidenker des Westens, Sie können vom größten Nutzen für uns sein bei unserer Arbeit. Schicken Sie uns keine Missionare, die nur die Zerstörung unseres Glaubens im Auge haben; schicken Sie uns Vertreter der Wissenschaft, die uns von Ihrem Besten geben können, von Ihren wissenschaftlichen und praktischen Kenntnissen, so daß wir das Gebäude unserer Religion wieder errichten können in einer Weise, die modernerem Fühlen und Denken entspricht."

Die katholischen „Modernisten" wurden durch den greisen Vorkämpfer der religiösen Freiheit, dem 85jährigen Pater Hyacinthe Loyson-Paris vertreten. Er sprach über das Thema: „Die Einigung der Kirchen" und führte etwa folgendes aus: „Wenn der Patriotismus oftmals die Völker trennt, kann dann die Religion sie vereinigen? Die Bibel zeichnet poetisch im Buche Genesis die Einigkeit der Religion. Aber in der Weltgeschichte sehen wir den Kampf vieler Anschauungen von Gott untereinander. Polytheismus Monotheismus, Jahvismus (Jahva war bekanntlich ein kriegerischer Gott). Das jüdische Volk erhebt sich nach und nach zum Prinzip des Monotheismus, und Jesus gibt diesen Monotheismus als seine höchste Lehre. Aber dann sind die verschiedenen christlichen Kirchen in ihren Gottesanschauungen wieder auseinandergegangen. Was soll nun heute getan werden zur Förderung der religiösen Einigkeit? Eine praktische Zusammenschmelzung der Kirchen ist unmöglich und unredlich. Man lasse jede Kirche ihren eigenen Weg gehen, der freien Entwickelung ihres besonderen Glaubens. Dann lasse man alle Kirchen einander brüderlich die Hand entgegenstrecken, auch den nichtchristlichen Religionen. So allein ist ein geistiges Band möglich. Es gibt mehr als eine Religion, aber Gott ist über allen Religionen."







Die Jahres-Konvention der Theosophischen Gesellschaft.

Die diesjährige Konvention der Theosophischen Gesellschaft fand in Cincinnati, Ohio, am 30. April statt.

Wir geben in nachfolgendem einen kurzen Auszug des im „Theosophical Quarterly" veröffentlichten Berichtes.

Vertreten waren auf der diesjährigen Konvention durch Delegierte oder Stellvertreter die folgenden Zweige:

Aurora, Oakland, Calif.,
Baltimore, Baltimore, Md.,
Blavatsky, Seattle, Wash.,
Boston, Boston, Mass.,
Cincinnati, Cincinnati, O.,
Dayton, Dayton, O.,
Denver, Denver, Colo.,
Detroit, Detroit, Mich.,
Fort Wayne, Fort Wayne, Ind.,
Indianapolis, Indianapolis, Ind.,
Middletown, Middletown., O.,
New-York, New-York, N.-Y.
Pacific, Los Angeles, Cal.,
Schwedischer, Stockholm, Schweden,
Berlin, Berlin, Deutschland,
Nordberlin, Berlin, Deutschland,
Westberlin, Berlin, Deutschland,
Dresden, Dresden, Deutschland,
Providemce, Providence, R. I.,
Queen City, Seattle, Wash.,
Stockton, Stockton, Cal.,
Terre Haute, Terre Haute, Ind.,
Toledo, Toledo, O.,
Toronto, Toronto, Can.,
Unity, Indianapolis, Ind.,
Venezualan, Caracas, Venezuela,
London, London, England,
Newcastle, Newcastle-on-Tyne, England,
South Shields, South Shields, England,
Norwegian, Christiania, Norwegen,
Arvica, Arvica, Schweden,
Flensburg, Flensburg, Deutschland,
Neusalz, Neusalz, Deutschland,
Steglitz, Steglitz, Deutschland,
Suhl, Suhl, Deutschland.

Aus dem von Herrn Charles Johnston als Chairman gegebenen Berichte des Exekutiv-Komitees sei hier der Kürze halber nur folgendes erwähnt: Herr J. gab seiner Freude über den während des verflossenen Jahres registrierten Mitgliederzuwachs, sowie über die seitens der Mitglieder an den Tag gelegte tatkräftigere Arbeit Ausdruck und erwähnte besonders die Bildung des Schwedisch-Nationalen Zweiges und einen großen Mitgliederzufluß aus Südamerika; auch in den Vereinigten Staaten und in Deutschland seien die Reihen gewachsen. Unsere deutschen Zweige haben nach Ansicht des Herrn J. einen sehr bedeutsamen Schritt getan, indem sie in direkteren

Kontakt mit dem Herzen der Gesellschaft getreten seien dadurch, daß sie sich als Zweige der Theosophischen Gesellschaft statt als Zweige des Deutsch-Nationalen Zweiges betrachteten. Herr J. lenkte ferner die Aufmerksamkeit der Versammlung auf zwei Punkte, die einen wirklichen Triumph der theosophischen Bewegung darstellten, nämlich die erfolgreiche Veranstaltung und Durchführung von zwei Vortrags-Serien über vergleichende Religion, von denen die eine im Hause des Bischofs von New-York von einem presbyterianischen Geistlichen und Professor des theologischen Seminares von New-York abgehalten wurde, während die andere von einem der bedeutendsten Baptisten New-Yorks veranstaltet wurde. In beiden Serien wurden die großen Weltreligionen, einschließlich des Christentums, in einer Weise behandelt, die wir mit Recht die theosophische Weise zu nennen pflegen. – Es fehlte nur noch, daß die Redner die Schlußfolgerung zogen, daß alle diese Weltreligionen von Mitgliedern einer großen Brüderschaft gegründet worden seien, um ganz auf dem theosophischen Standpunkte zu stehen, eine Erkenntnis, die sicher sehr bald folgen dürfte. So sei sowohl innerhalb, als außerhalb der Theosophischen Gesellschaft ein großer und ständiger Fortschritt wahrnehmbar. Der Bericht des Sekretärs legte wieder Zeugnis ab von einem arbeitsreichen Jahre; besonders bemerkenswert war die Tatsache, daß das Theosophical Quarterly in Bibliotheken und öffentlichen Einrichtungen in englisch sprechenden Ländern eine stetig wachsende Verbreitung erfährt, und daß von verschiedenen Seiten direkt um Überlassung von Exemplaren gebeten wurde.

Der Schatzmeister konnte berichten, daß dank der Opferfreudigkeit der Mitglieder in der ganzen Welt das alte Defizit gedeckt und die Gesellschaft nun schuldenfrei sei; wenn alle zugesagten regelmäßigen Spenden durch die Opferbüchsen eingingen, so seien auch für die Zukunft die notwendigen Ausgaben der Gesellschaft gesichert.

Aus den inhaltreichen und interessanten Berichten der Zweige sei hier zur Probe nur einiges angeführt: Herr Mitchell legte großes Gewicht auf das theosophische Prinzip, worauf Zweig New-York seine Arbeit aufbaute. Allen Teilnehmern an den Versammlungen werde vor Augen geführt, daß das Wichtige nicht sei, daß eine bestimmte Meinung obsiege, sondern daß die Wahrheit in jeder einzelnen Meinung gefunden und offenbar werde, und daß dadurch eine gewisse Vision von der zentralen vereinigenden Wahrheit gewonnen werde, aus der alle die Teilwahrheiten entspringen. Dieselbe Haltung habe man auch versucht, den religiösen und wissenschaftlichen Bewegungen der Stadt gegenüber einzunehmen und so diesen zu beweisen, daß der Theosoph in der Tat der Freund und Helfer jedes ehrlichen Forschens nach Wahrheit ist. – Von weitreichender Bedeutung war das Bekenntnis, das Zweig Dayton vor der Konvention ablegte über den festgestellten Stillstand in den Erfolgen seiner Arbeit. Es habe zwar nie an Besuchern gefehlt, aber es war schwer, diese festzuhalten. Skrupulöses Selbststudium brachte Zweig Dayton zu der Erkenntnis, daß sein größter



Fehler darin bestanden habe, daß man Kritik an den Ausführungen der Gäste übte und sie durch gelegentliche Angriffe auf ihren Glauben ferner kränkte. — Dieses mutige Bekenntnis gab Veranlassung zu einer äußerst fruchtbringenden Diskussion, aus der alle anderen Zweige viel Nutzen ziehen werden. (Vielleicht wird in einer späteren Nummer der Redakteur von „Theosophisches Leben“ uns die Übersetzung der im Theosophical Quarterly unter Notes and Comments abgedruckten Ausführungen Herrn Mitchells über diese Frage bringen.) Die Berichte der deutschen Zweige waren ebenfalls sehr interessant; da wir deren Tätigkeit jedoch von unserer letzten Konvention in Berlin her kennen, können wir uns an dieser Stelle wohl schenken, daraus etwas zu zitieren. – Erwähnt sei hier nur einiges aus dem Berichte eines von allen, die ihn kannten, hochverehrten Kameraden, den inzwischen der Tod von diesem Leben abgerufen hat, des Herrn Martens, Flensburg, weil wir doch die Stimme dieses Freundes in diesem Leben nicht mehr hören werden: Herr Martens beklagte das geringe Verständnis, das bisher in Deutschland noch für die Solidarität unserer deutschen Mitglieder mit denen der anderen Länder und dem Herzen von allen, der Zentrale in New-York, bestehe. Herr M. schlug vor, daß in Zukunft jeder Zweig seinen Beitrag direkt nach New-York zahlen möge und hofft, daß durch dieses direkte Opfer das Gefühl der Zugehörigkeit gestärkt werde. Ein Zukunftswunsch des Verstorbenen war auch das Erscheinen einer deutschen Ausgabe des Theosophical Quarterly.

Herr Knoff wies in seinem Berichte für den norwegischen Zweig auf das innere Leben der Gesellschaft und der Zweige hin und meinte, daß unsere Haltung inbezug auf Treue zu unserer Sache und Arbeit, das Festhalten an den Prinzipien der Bruderschaft, die Reinheit unserer Motive und die Selbstlosigkeit unserer Anstrengungen wohl noch manches zu wünschen übrig lasse und wir uns dieses Ziel für das kommende Jahr wiederum zur besonderen Richtschnur nehmen sollten.

Dr. Keightleys Bericht für den britischen Zweig deutete ebenfalls auf diese innere Seite unseres Ideales hin als die wichtigste, und meinte, daß ein Teil der Aufgabe der Konvention der Theosophischen Gesellschaft darin bestehen müsse, bis zu einem gewissen Grade die Mittel zu erlangen, durch welche dieser innere Teil unseres Ideales offenbar werde.

Des Raummangels wegen haben wir hier nur einen ganz kleinen Teil der zahlreichen und sämtlich mehr oder weniger interessanten Berichte berühren können. In der Abendsitzung wurde die Art und Weise besprochen, in welcher man am besten in den öffentlichen Zweigversammlungen arbeiten solle.

Zwei gutbesuchte Vorträge am Sonntag von Herrn Hargrove über das Thema „Was der Mensch säet, das wird er ernten“ und von Herrn Johnston über das Thema „Spirituelle Erweckung“ bildeten den Abschluß der Konvention.



Zweig Dresden (Versammlungslokal: Ferdinandstr. 18, p.). Für die Sommermonate hatten wir kein Programm aufgestellt, kamen aber trotzdem regelmäßig jeden Dienstag abends ½9 Uhr zusammen. Unsere Abende, die mehr den Charakter von Besprechungs-Abenden trugen, waren äußerst zahlreich, besonders von Gästen besucht.

4 neue Mitglieder traten ein. Die Bibliothek wurde durch einige Neuanschaffungen vermehrt.

Bald wird sich auch einer unserer Wünsche verwirklichen: nämlich ein „eigenes Heim" zu besitzen. Vom Oktober d. J. ab werden alle unsere Versammlungen in unseren eigenen Räumen: Strehlenerstraße 8, II, stattfinden. Daselbst wird auch ein öffentlicher Leseraum eingerichtet werden, in dem unsere Bibliothek und eine Reihe Zeitschriften zu freier Benutzung stehen.

Von verschiedenen Mitgliedern unseres Zweiges und von Freunden der Bewegung sind uns schon einige Geschenke für unser neues Heim, teils Gebrauchs-, teils Schmuckgegenstände in Aussicht gestellt worden, ein Zeichen, wie sich alle freuen, daß der so lange gehegte Wunsch endlich in Erfüllung geht.

Voraussichtlich wird die Einweihung am 9. Oktober erfolgen und laden wir hierzu die Mitglieder der T. G., Freunde und Bekannte ein. Es würde uns sehr freuen, wenn es dem einen oder anderen möglich wäre, persönlich an unserem Feste teilzunehmen.

Quittungen.

Es gingen bis zum 15. August folgende Beträge ein: von Zweig Suhl 13 Jahresbeiträge = 26 M., von Zweig Berlin 14 Jahresbeiträge = 28 M., von Frau Aronstein für die Konvention 3 M., von Frl. Schnieber für den Reisefonds 1 M., für Quarterly von Herrn Vollberg 1 M.

Mit bestem Dank quittiert der Schatzmeister Ernst John.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 7. Oktober 1910. Jahrg. XIII.

Theosophie und Christentum.

.... Viele von uns glauben an die Lehre der Avataras als an eine der großen Wahrheiten, die Lehre, daß der Geist der göttlichen Wahrheit von Zeit zu Zeit seine besonderen Verkörperungen hat. Wir verehren diese Heiligen als Meister, als Mitglieder der spirituellen Loge, und glauben, daß Jesus Christus einer derselben war. Wenn wir die Schriften durchsuchen, die in seinem Namen veröffentlicht wurden, so werden wir natürlich geleitet durch den Schlüssel dieser fundamentalen Einheit aller Religionen. So erkennen wir in diesen Schriften Gedanken über spirituelle Gesetze. Wer kann die Bergpredigt lesen, ohne die Enthüllungen über Karma zu bemerken oder über die Gesetze, welche die spirituelle Tätigkeit beherrschen, oder über die Natur der Einen Substanz und der Seele? Wer findet nicht in den Parabeln die Lehre der Prinzipien? Wer erkennt nicht die Stimme, die in diesen Seiten spricht, als die „Stimme der Stille" und das Licht derselben als das „Licht auf den Weg"? Wir wollen deshalb jene Schriften selber studieren, wie fragmentarisch sie auch sein mögen, und nicht den Glauben und die Gedanken anderer Menschen über sie; wir wollen zunächst selber studieren und nachdenken. Wir wollen dies tun in dem Geiste der Ergebenheit und der Me-

Aus einem Aufsatz des „Theos. Quarterly" (VII, 246) übersetzt.

ditation, uns stets bewußt, daß diese Religion des Westens aus einem bestimmten und genügenden Grunde heraus veröffentlicht und von den Menschen unserer Ära in dieser unserer westlichen Welt angenommen wurde. Dann wird der große Geist und die Liebe jenes Meisters des Erbarmens, den wir Jesus nennen, mit all seiner menschlichen Sympathie und göttergleichen Selbstaufopferung unsern verdunkelten Verstand durchdringen wie ein Licht aus den innersten Himmeln, und wir werden teilweise sehen, warum jenes Leben, das so vollkommen verfehlt erschien, mit seinem Opfer und seiner völligen Hingabe der größte Triumph gewesen, den sich das Herz vorstellen kann. Sicherlich werden wir dann verstehen, daß jener Eine, der bis an das Ende ausharrte, um der Menschheit zur bestimmten Zeit die bestimmte Lehre zu bringen von jenem Gott, der die Welt so liebt, daß Er von Zeitalter zu Zeitalter Seine geliebten Söhne aussendet, um jene zu retten, welche das Geschenk spiritueller Nahrung, das so freigebig gebotene, annehmen, — daß ein Solcher uns niemals in der Wildnis dieser irdischen Welt umherirren lassen könnte und mit uns sein muß im Geiste und im Erbarmen und in Hülfe „bis an der Welt Ende", wie er uns selber verheißen hat. In dem Licht des theosophischen Geistes werden wir sehen, daß das, was wir jetzt „Theosophie" nennen, die wahre Seele seiner Lehre ist, daß der Geist des Christentums und der Theosophie ein und derselbe ist und daß jede Religion ein gleiches Ziel hat. Dieses Ziel — und jeder von uns mag es zu seinem eigenen machen — dieses Ziel ist:

Die Wiedererweckung des Christus.

Jasper Niemand.





Wagners Oper „Lohengrin"

vom philosophisch-esoterischen Standpunkte aus betrachtet.

Von Adolph Zippel-Dresden.

Motto: „Der Gral muß als der ideelle Vertreter und Nachfolger des Nibelungenhortes gelten: auch er stammte aus Asien, aus der Urheimat des Menschen. Gott hatte ihn den Menschen als Inbegriff alles Heiligen zugeführt."
(Richard Wagner, Gesammelte Schriften, 2. Band.)

Allen philosophisch-esoterischen Betrachtungen wird meistens entgegen gehalten, daß ein solches Beginnen willkürlich oder gesucht und gekünstelt sei und daß der Autor so etwas nicht beabsichtigt habe. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß die „Persönlichkeit" Wagner einer derartigen Deutung sich bis in alle Einzelheiten klar bewußt gewesen ist, so geht doch aus Wagners eigenen Schriften klipp und klar hervor, daß eine solche Absicht wenigstens in großen Zügen sowohl textlich als auch musikalisch vorlag. Weiter möchten wir daran erinnern, daß solchen Opern in der Hauptsache alte Sagen und Legenden zu Grunde liegen, die zu keinem anderen Zwecke von den Eingeweihten in grauer Vorzeit der Menschheit gegeben wurden, als in der jungen kindlichen Menschheit die Erinnerung an das „Mysterium der Seele" wach zu erhalten.

Schon jeder mit Gefühl für Musik begabte wird im Innern die Richtigkeit dieser Esoterik empfinden, wenn es ihm auch nicht immer gelingen mag, sich von diesen Gefühlen so Rechen-



schaft zu geben, daß er seine Empfindungen in Worte kleiden kann.

Da es hier aus technischen Gründen nicht möglich ist, Notenbeweise zu bringen, müssen wir leider verzichten, die esoterische Seite der Musik genügend und beweiskräftig in unsere Betrachtung herein zu beziehen, sonst würde noch besser zu erkennen sein, wie gerade die philosophisch-esoterische Deutung von Dichterkomponisten durch die Musik gestützt wird.

Bevor wir nun zur Oper selbst kommen, wollen wir zunächst einmal das Vorspiel betrachten. Was darin ausgedrückt sein soll, dafür können wir Wagner selbst zitieren. In den „Gesammelten Schriften und Dichtungen“ (1872 bei Fritzsch, Leipzig, erschienen) schreibt er darüber:

Aus einer Welt des Hasses und des Haders schien die Liebe verschwunden zu sein; in keiner Gemeinschaft der Menschen zeigte sie sich mehr als Gesetzgeberin. Aus der öden Sorge für Gewinn und Besitz, der einzigen Anordnerin allen Weltverkehrs, sehnte sich das unertötbare Liebesverlangen des menschlichen Herzens endlich wiederum nach Stillung eines Bedürfnisses, das, je glühender und überschwenglicher es unter dem Drucke der Wirklichkeit sich steigerte, um so weniger in eben dieser Wirklichkeit zu befriedigen war. Den Quell, wie die Ausmündung dieses unbegreiflichen Liebesdranges setzte die verzückte Einbildungskraft daher außerhalb der wirklichen Welt, und gab ihm, aus Verlangen nach einer tröstenden, sinnlichen Vorstellung dieses Übersinnlichen, eine wunderbare Gestalt, die bald als wirklich vorhanden, doch unnahbar fern unter dem Namen des „Heiligen Grales“ geglaubt, ersehnt und aufgesucht ward. Dies war das kostbare Gefäß, aus dem einst der Heiland den Seinen den letzten Scheidegruß zutrank, und in welchem dann sein Blut, da er am Kreuze aus Liebe zu seinen Brüdern litt, aufgefangen und bis heute in lebensvoller Wärme als Quell unvergänglicher Liebe verwahrt wurde. Schon war dieser Heilskelch der unwürdigen Menschheit entrückt, als einst liebensbrünstigen, einsamen Menschen eine Engelschar ihn aus Himmelshöhen wieder herabbrachte, den durch seine Nähe wunderbar Gestärkten und Beseeligten in die Hut gab, und so die Reinen zu irdischen Streitern für die ewige Liebe weihte.

Diese wunderwirkende Darniederkunft des Grales im Geleite der Engelschar, seine Übergabe an hochbeglückte Menschen, wählte sich der Tondichter des „Lohengrin“ — eines Gralsritters — als Einleitung für sein Drama zum Gegenstand einer Darstellung in Tönen, wie es hier zur Erläuterung ihm erlaubt sein möge, der Vorstellungskraft sie als einen Gegenstand für das Auge vorzuführen.



Dem verzückten Blicke höchster überirdischer Liebessehnsucht scheint im Beginne sich der klarste blaue Himmelsäther zu einer wundervollen, kaum wahrnehmbaren, und doch das Gesicht zauberhaft einnehmenden Erscheinung zu verdichten; in unendlich zarten Linien zeichnet sich mit allmählich wachsender Bestimmtheit die wunderspendende Engelschar ab, die, in ihrer Mitte das heilige Gefäß geleitend, aus lichten Höhen unmerklich sich herabsenkt. Wie die Erscheinung immer deutlicher sich kundgibt und immer ersichtlicher dem Erdental zuschwebt, ergießen sich berauschend süße Düfte aus ihrem Schoße: entzückende Dünste wallen aus ihr wie goldenes Gewölk hernieder und nehmen die Sinne des Erstaunten bis in die innigste Tiefe des bebenden Herzens mit wunderbar heiliger Regung gefangen. Bald zuckt wonniger Schmerz, bald schauernd seelige Lust in der Brust des Schauenden auf; in ihr schwellen alle erdrückten Keime der Liebe, durch den belebenden Zauber der Erscheinung zu wundervollem Wachstume erweckt, mit unwiderstehlicher Macht an: wie sehr sie sich erweitert, will sie doch noch zerspringen vor der gewaltigen Sehnsucht, vor einem Hingebungsdrange, einem Auflösungstriebe, wie noch nie menschliche Herzen empfanden. Und doch schwelgt diese Empfindung wieder in höchster, beglückendster Wonne, als in immer traulicherer Nähe die göttliche Erscheinung vor den verklärten Sinnen sich ausbreitet; und als endlich das heilige Gefäß selbst in wundernackter Wirklichkeit entblößt und deutlich dem Blicke des Gewürdigten hingereicht wird; als der „Gral" aus seinem göttlichen Inhalte weithin die Sonnenstrahlen erhabenster Liebe, gleich dem Leuchten eines himmlischen Feuers aussendet, so daß alle Herzen rings im Flammenglanze der ewigen Glut erbeben: da schwinden dem Schauenden die Sinne; er sinkt nieder in anbetender Vernichtung. Doch über den in Liebeswonne Verlorenen gießt der Gral nun seinen Segen aus, mit dem er ihn zu seinem Ritter weiht; die leuchtenden Flammen dämpfen sich zu immer milderem Glanze ab, der jetzt wie ein Atemhauch unsäglichster Wonne und Rührung sich über das Erdental verbreitet und des Anbetenden Brust mit nie geahnter Beseeligung erfüllt. In keuscher Freude schwebt nun, lächelnd herabblickend, die Engelschar wieder zur Höhe: den Quell der Liebe, der auf Erden versiegt, führte sie von neuem der Welt zu; den „Gral" ließ sie zurück in der Hut reiner Menschen, in deren Herzen sein Inhalt selbst segnend sich ergossen: und im hellsten Lichte des blauen Himmelsäthers verschwindet die hehre Schar, wie aus ihm sie zuvor sich genaht.

Obgleich wohl anzunehmen ist, daß allen Lesern der Inhalt der Oper bekannt ist, so dürfte es vielleicht für unsern heutigen Zweck angebracht sein, denselben in ganz kurzen Strichen nochmals zu skizzieren:

Der alte Herzog von Brabant überließ bei seinem Tode seine beiden Kinder Elsa und Gottfried nebst der Verwaltung



des Herzogtums seinem Verwandten Friedrich, Graf von Telramund. Dieser aber klagt, angestiftet und verleitet von Ortrud, seiner Frau, bei König Heinrich, der nach den Niederlanden kommt, Elsa des Brudermordes an und begehrt nunmehr das Herzogtum für sich zu Lehen. Der König befragt die vorgeladene Elsa, diese gibt aber so eigenartige Antworten, daß König Heinrich in diesem eigenartigen Falle kein Urteil zu sprechen wagt und deshalb die Entscheidung Gott anheim stellt durch ein sogenanntes Gottesgericht. Telramund ist hierzu bereit. Aber trotz regelrechten Aufrufes meldet sich kein Streiter für Elsa. Da naht, nachdem ein zweiter Ruf ergangen, zum größten Erstaunen aller in einem von einem Schwan gezogenen Fahrzeug ein Ritter in voller Kampfesrüstung. Er erklärt Elsa für unschuldig und ist bereit für sie zu kämpfen. Will auch künftig ihr Gatte sein, aber nie soll sie ihn nach seinem Herkommen und Namen fragen, was Elsa auch gelobt. In dem nun folgenden Kampfe besiegt dieser Ritter den Telramund, schenkt ihm aber das Leben. Telramund und Ortrud wollen diesen Schlag aber nicht erdulden und sinnen auf Rache, wie sie denn auch beim Gang zum Münster, wo Elsas Bund mit dem fremden Ritter den kirchlichen Segen empfangen soll, hauptsächlich zur Ausführung kommt. Dies mißglückt aber. Da versucht Telramund in dem Momente, wo sich Elsa aus Neugier und Zweifel hat verleiten lassen, beim Alleinsein im Brautgemach die verbotene Frage an ihren Ritter zu stellen, meuchlings auf diesen einzudringen; aber auch dieser Anschlag mißglückt. Der Ritter schlägt Telramund tödlich nieder und erklärt Elsa, ihr in Anwesenheit des Königs Rede und Antwort stehen zu wollen. Welche Erklärung unter dem Namen der sogenannten Gralserzählung den Hauptpunkt der letzten Szene bildet. Alsdann besteigt Lohengrin wieder sein Fahrzeug, das diesmal die Gralstaube nach Hause zieht, nachdem der Schwan — der verzauberte Gottfried — in diesen zurückverwandelt ist.

Wenn wir nun diese Begebenheiten betrachten, so finden wir, daß sie eigentlich so, wie geschildert, — zum mindesten märchenhaft, mit anderen Worten — unmöglich sind. Dies zwingt uns notwendigerweise, diese ganze Schilderung als eine



Allegorie anzusehen und nach dem vorborgenen Inhalte zu suchen, d. h. also den esoterischen Kern herauszuschälen. Da werden wir finden, daß wir eine tiefe Esoterik, eine Einweihung in die kleinen Mysterien, ja das Mysterium der Seele selbst vor uns haben.

Der Grundzug dieses Dramas ist der Kampf des Guten mit dem Bösen, des Egoismus und des Altruismus, der Weißen und der Schwarzen Loge. Ihre Kampfesarten und Mittel werden uns in den verschiedenen Typen und Evolutionsstufen gezeigt, und zum Schlusse werden wir erkennen, daß nur reines spirituelles Streben, reine Aspiration zum Göttlichen und unerschütterliches Vertrauen uns mit dem „Streiter" oder „Schützer" der „Meisterseele" „wahrhaft und ewig" vereinigen kann.

Doch sehen wir uns einmal die einzelnen Typen näher an. Wir möchten aber eingangs nochmals wiederholen, jede Person stellt einen Typ, eine Stufe in der Evolution der Menschheit im allgemeinen und der menschlichen Seele im besonderen dar.

Zunächst den Ort der Handlung: Brabant oder Niederland. Das „niedere" Land, das Land der Menschen im Gegensatz zu den fernen Bergeshöhen, wo die Meister wohnen. „In fernem Land, unnahbar euren Schritten, liegt eine Burg, die Monsalvat genannt" singt Lohengrin. — In diesem niederen Lande, der physischen Ebene, treten uns nun vielleicht im Gegensatz zur exoterisch-äußerlichen Betrachtung zwei Typen entgegen, die sich polar gegenüber stehen: Lohengrin — der Gralsritter — Ortrud, „Radbods des Friesenfürsten Sproß aus dem Geschlechte, das einst auch diesem Lande seine Fürsten gab, umsonst nicht in geheimsten Künsten tief erfahren". Mit ihnen eng verbunden, dabei immer die polaren Gegensätze wahrend, gleichsam, wenn wir so sagen dürfen, ihre Schüler, ihre Chelas: Elsa — die Tugendreiche — Telramund, von Ortrud spöttisch der „Friedreiche" genannt.

Da Lohengrin vom Dichterkomponisten als Gralsritter bezeichnet wird, haben wir ihn anzusehen als einen, der Bewußtsein in der spirituellen Welt erlangt hat, oder wie wir uns vom



okkulten Standpunkte aus ausdrücken würden, einen Zugehörigen der Älteren Brüder, ein Mitglied der Großen Loge der Meister. Daß dies richtig, beweisen auch die Handlungen. Er dient dem Gral, d. h. dem Spirituellen, dem Gesetz der Liebe, darum muß er sofort zu Hilfe eilen, wo sonst anders keine Hilfe möglich. Er tut nichts selbst und nichts für sich selbst, sondern er läßt nur die göttliche Kraft durch sich wirken und gehorcht nur den Befehlen des Göttlichen. Er läßt sich deshalb auch „Schützer“ von Brabant und nicht Herzog nennen. Denn ein solcher Meister ist tatsächlich ein Schutz für das Land. Er ist ein Diener des karmischen Gesetzes, er geht und verläßt Elsa, weil er nicht gegen das von ihr verursachte Karma, wie wir noch sehen werden, ankämpfen mag, so leid es ihm vielleicht auch tut. Er ist im allgemeinen kurz bezeichnet: Der „Weise Magier“.

Da Wagner selbst, wie wir gesehen, Lohengrin als „Gralsritter“ bezeichnet, so kann man eigentlich die Unsitte, ihn als Schwanenritter darzustellen, wie es früher meistens der Fall und neuerdings wieder versucht wird, nicht genug verurteilen. Manche Sänger können sich in dieser Stilwidrigkeit garnicht genug tun, indem sie manchmal mit nicht weniger als drei Schwänen ausgerüstet erscheinen (einen auf dem Kopfe, einen auf der Brust und einen auf dem Schilde). Leider sehen aber Sänger und Publikum gewöhnlich nicht ein, daß durch solchen Aufputz nicht nur die Absicht des Dichters zu nichte gemacht, sondern auch die wahre Idee karikiert wird.

Ortrud dagegen zeigt sich uns als das direkte Gegenteil. Sie ist der verkörperte Egoismus, aber was noch schlimmer, sie ist es mit vollem Bewußtsein. Sie ist die Vertreterin der Schwarzen Magie. Nichts gilt ihr. Sie lebt nur der Verwirklichung ihres Strebens, ihrem grenzenlosen Ehrgeize. Bei ihr gilt überall der Satz: „Der Zweck heiligt das Mittel“. Sie verzaubert Elsas Bruder Gottfried, wie sie später selbst bekennt:

„Das Kettlein hab' ich wohl erkannt,
Mit dem das Kind ich schuf zum Schwan:
Das war der Erbe von Brabant!“



Aber Telramund weiß sie zu erzählen, daß sie selbst gesehen, wie Elsa den Bruder im Weiher ertränkt habe, bewegt ihn, sie zum Weibe zu nehmen, indem sie, scheinbar die Zukunft deutend, ihn glaubend macht, daß Radbods alter Fürstenstamm (dessen letztes Glied sie doch ist) von neuem grünen und herrschen würde in Brabant. Alle ihre Anschläge bezüglich Telramund gelingen ihr auch, denn er glaubt fest an sie und begehrt denn auch vom König das Herzogtum für sich, Elsa aber, die rechtmäßige Erbin, des Brudermordes anklagend. — Da macht ihr Lohengrin gleichsam einen Strich durch die Rechnung, indem er ihr bestes Werkzeug und getreuen Schüler (Telramund) zunächst auf Zeit und dann für immer unschädlich macht. Ortrud erkennt zwar in Lohengrin gleichfalls den Magier und es kommt ihr auch seine größere Kraft zum Bewußtsein. Sie hat aber kein Verständnis und keinen Begriff von der göttlichen Kraft und dem Gesetz der All-Liebe, sondern sie kennt nur magische resp. Zauberkraft an sich. Deshalb ruft sie Telramund, als er klagend sagt, daß Gott ihn für seinen Frevel gestraft, mit fürchterlichem Hohne zu:

„Gott? – Gotteskraft? Ha! ha! —
Gib mir die Macht, und sicher zeig' ich dir,
Welch' schwacher Gott es ist, der ihn beschützt."

und fesselt so von neuem ihren schon beinahe zur richtigen Erkenntnis gekommenen Schüler wieder an sich, ihm zeigend, in welch' einfacher Weise Lohengrin zu begegnen sei:

„Umsonst nicht bin ich in
Geheimsten Künsten tief erfahren;
Drum achte wohl, was ich dir sage:
Jed' Wesen, das durch Zauber stark,
Wird ihm des Leibes kleinstes Glied
Entrissen nur, muß sich alsbald
Ohnmächtig zeigen, wie es ist.
O hättest du
Im Kampf nur einen Finger ihm,
Ja eines Fingers Glied entschlagen,
Der Held – er war in deiner Macht!"

Mit diesen Worten gibt sie sich ganz zu erkennen als die niedrige Schwarzmagierin, indem sie glaubt, daß auch ein



Lohengrin zu ihrem Gelichter gehört, dem man mit solch' niederen Mitteln etwas anhaben könne. Dem Telramund, dem egoistischen, nach äußerer Herrschaft strebenden, ehrgeizigen Menschen imponiert natürlich solch' niedrig magisches Wissen ganz gewaltig und er fällt immer wieder auf Ortruds Verlockungen herein, obgleich es ihm schon einmal schlecht bekommen war. Denn nur durch die göttliche Gnade war ihm von neuem Gelegenheit zur Besserung gegeben. Lohengrin singt:

> „Durch Gottes Sieg ist jetzt dein Leben mein:
> Ich schenk' es dir, mög'st du der Reu' es weihn!"

Denn Reue besteht nicht darin, daß man klagend in Sack und Asche umhergeht, sondern darin, daß man seine Dummheiten und Fehler einsieht und es versucht, besser zu machen. Telramunds inneres Ich regt sich auch, indem es ihn gemäß seines Kirchenglaubens annehmen läßt, daß Gott ihn gestraft. Diese schwache Stelle aber benutzt, wie wir sahen, die Teufelin Ortrud und reißt ihn wieder nieder zu ihrer Sphäre. Diesmal aber erntet er seinen Lohn, indem er von Lohengrin, dem Vollstrecker von Karma, erschlagen wird. Aber auch hierin zeigt sich wieder das Gesetz der Liebe. Denn in dieser scheinbar tragischen Strafe liegt die einzige Möglichkeit, ihn vor einem noch tieferen Fall in die schwarze Magie zu bewahren, und ihm so die Möglichkeit zu geben, in einer neuen Inkarnation sich zu bessern und seinem höheren Ich zuzuwenden.

Elsa dagegen ist die verkörperte suchende Menschenseele. Dieser Typ ist weiblich dargestellt und mit Recht. Es ist hier der negative Aspekt, es mangelt die positive Kraft. Elsa ist Gefühl, schwankend und nichts Festgefügtes. Ihr zartempfindendes Nervensystem ermöglicht es ihr, Lohengrin im Traume zu sehen, d. h. sie ahnt das Höhere und sehnt sich nach Vereinigung mit dem Höheren, aber ihr mangelt die Kraft und der Wille. Lohengrin ist Elsa gegenüber nicht der weiße Magier, sondern er ist ihr Genius, ihr Streiter, ihr Höheres Selbst, Elsa die zugehörige irdisch-menschliche Persönlichkeit. In der Arie: „Einsam in trüben Tagen hab' ich zu Gott gefleht" ist



diese Sehnsucht sowohl in den Worten als auch in der Musik zu erkennen. In diesen Gebeten oder Konzentrationen gelingt es ihr allmählich, ihr Bewußtsein auf die spirituelle Ebene zu erheben, d. h. zu meditieren. Sie singt: „Mein Aug' ist zugefallen, ich sank in süßen Schlaf". Infolge aber ihres weiblich-negativen Aspektes gelingt es ihr nicht, volle Klarheit auf der höheren spirituellen Ebene zu erlangen, deshalb nimmt sie auch ihr Höheres Ich nur symbolisch wahr und sieht es als „Ritter in lichtem Waffenscheine" (der innere Streiter mit dem goldenen ungetrübten Lichte der geistigen Ebene), gelehnt auf das „Schwert" der Erkenntnis und zu Hüften ein „golden Horn", die Macht des Tones und der Sprache symbolisierend. Er gibt ihr Tröstung ein, d. h. sie fühlt ahnend die Kraft des Höheren Ichs, ohne sich dessen doch voll bewußt zu sein, daher nimmt sie diese tatsächliche Kraft eben nur im Gefühl als Trost wahr. Mit dem Entschluß:

„Des Ritters will ich wahren,
Er soll mein Streiter sein!"

gibt sie der Sehnsucht und auch dem festen Entschlusse, dem Höheren allein zu vertrauen, Ausdruck. Und weiter gelobt sie mit den Worten:

„Will er Gemahl mich heißen,
Geb' ich ihm was ich bin!"

das Opfer ihrer Persönlichkeit, wenn das Höhere sich mit ihr vereinigen will.

Da aber auf den Ruf des Heerrufers der Ritter nicht erscheint und auch nicht erscheinen kann, da dieser Ruf nur die niedere Ebene des Gemütes erreicht, so ergeht ein zweiter Ruf, diesmal den Ruf im göttlichen Geiste andeutend (vergl. Musik). Denn keine Stimme dringt an des Meisters Ohr, ehe sie nicht zur göttlichen Stimme geworden, sagt „Licht auf den Weg". Zu gleicher Zeit sinkt Elsa und mit ihr ihre Frauen zu innigstem Gebete auf die Knie, auch ihrerseits den Ruf von innen ausdrückend, und endigt mit höchster Innigkeit ekstatischer Begeisterung in dem mantramartigen Satze:



„Laß mich ihn sehn, wie ich ihn sah,
Wie ich ihn sah, sei er mir nah!“

Einer solchen Hingabe kann das Höhere nicht widerstehen; denn: „Sobald das Untere sich regt, das Obere sich entgegenregt“ sagt ein alter hermetischer Satz; Lohengrin, ihr Streiter und Genius naht. Ein weißer Schwan zieht das Fahrzeug durch das Wasser, d. h. die Reinheit führt ihn von der spirituellen Ebene des Grals durch das Astrale (das Wasser) zur physischen Ebene.

Aber sofort übernimmt das Höhere auch die Führung und die Gesetze der höheren inneren Ebene greifen Platz.

„Wenn ich zum Streiter dir ernannt,
Willst du wohl ohne Bang' und Grau'n
Dich meinem Schutze anvertrau'n?“

fragt das Höhere, worauf Elsa, die irdische Persönlichkeit, gelobt:

„Mein Held, mein Retter! Nimm mich hin!
Dir geb' ich Alles, was ich bin!“

Das Höhere aber steigert seine Forderung und fragt weiter:

„Wenn ich im Kampfe für dich siege,
Willst du, daß ich dein Gatte sei?“

d. h. erstrebst du wirklich die Vereinigung mit mir? Und abermals gelobt das Niedere: „Wie ich zu deinen Füßen liege, geb' ich dir Leib und Seele frei.“ Und zum dritten Male fragt das Höhere:

„Elsa, soll ich dein Gatte heißen,
Soll Land und Leut' ich schirmen dir,
Soll nichts mich wieder von dir reißen,
Mußt Eines du geloben mir:
Nie sollst du mich befragen,
Noch Wissen's Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art!“

d. h. soll ich mich wirklich ganz und gar und auf ewig mit dir vereinen, dann mußt du unvergängliche Treue, ein durch nichts, auch nicht durch den geringsten Zweifel zu zerstörendes Vertrauen geloben. Diese dritte und höchste Frage wird nochmals und eindringlichst wiederholt, um ihre Wichtigkeit be-



sonders zu betonen. Welche zweimalige Frage das Niedere zweimal, und zwar verstärkt bestätigend, mit einem Treue- und Glaubens-Gelöbnis beantwortet, worauf Lohengrin, das Höhere, singt: „Elsa, ich liebe dich!" Hier gibt uns eigentlich erst die Musik die richtige Deutung, indem nämlich durch sie die reine göttliche Liebe der inneren Ebene im höheren Gemüte zum Ausdruck gebracht wird. Denn nichts schiene uns an dieser feierlichen Stelle deplazierter als eine allgewöhnliche Liebeserklärung, so wie sie die Worte im ersten Moment äußerlich auszudrücken scheinen. Dies „Ich liebe dich" bedeutet, daß das Höhere auch seinerseits in gleicher Kraft der Persönlichkeit zuneigt wie diese dem Höheren, und dies liefert auch sofort den Beweis, indem es für das Niedere den Kampf gewinnt. Telramund, die Kraft des Intellekts, des Ehrgeizes, die Sucht nach Besitz etc., wird ohne weiteres bezwungen, wenn der Genius die Führung übernimmt. So schwer oder unmöglich es ist, daß der irdische Mensch sich von diesen Triebkräften und leidenschaftlichen Regungen aus eigenen Kräften befreien kann, so leicht und sicher ist es dem Streiter in uns, der Meisterseele. Denn in jedem von uns wirkt der Meister, wenn wir nur wollen.

Man kann hierbei gleich die alles durchdringende „Eine Kraft", das „Eine Leben" betrachten. Obgleich die Personen als einzelne Typen an sich ihre Deutung und Berechtigung haben, so bilden sie doch auch wieder die Verkörperung gewisser Kräfte und Mächte, und müssen im Verhältnis zu resp. gegen einander betrachtet werden. Daß diese Betrachtungsweise nicht willkürlich oder erzwungen und andererseits auch nicht einseitig gehandhabt werden darf, ergibt ein Blick von diesem esoterischen Standpunkte aus auf unser tägliches uns umgebendes Leben. Weiter resultiert auch die Notwendigkeit daraus, sich vor der Erklärung zu hüten: dieses Symbol bedeutet das und jenes dies, wie es oft mit den Symbolen der Bibel geschieht. Es mag wohl in dem einen Falle diese Deutung zurecht bestanden haben, aber noch lange nicht in allen übrigen Fällen. Ein derartiges Verfahren ist die Grundlage und der Anfang des Dogma, und gerade dies müssen wir meiden, wollen wir je Anspruch auf Fortschritt und Verinnerlichung erheben.



So interessant nun auch die eingehende Betrachtung des Zwiegesprächs der Ortrud mit Telramund, der schwarzen Magierin mit ihrem durch den erlebten Mißerfolg beinahe abtrünnigen und verzagten Schüler vom psychologischen und philosophischen Standpunkte aus wäre, so müssen wir sie uns doch versagen, da dies im Rahmen dieser Abhandlung zu weit führen würde.

Dagegen müssen wir auf die folgende Szene etwas näher eingehen, die mit der bekannten Arie der Elsa beginnt: „Euch Lüften, die mein Klagen so traurig oft erfüllt", Elsas ganze Schwärmerei veranschaulichend. Aber — in dieser Schwärmerei liegt eine große, große Gefahr, vor ihr kann nicht genug gewarnt werden. Jeder hüte sich, der in seinem Persönlichkeitsakkord zu viel davon hat. Es ist gefährlich, wie der Mondschein in der Maiennacht. Ein Gleichnis — nicht von ungefähr —, das mehr in sich birgt, als zu sagen erlaubt ist.

Wir sehen denn auch prompt Ortrud diese schwache Stelle in echt jesuitisch-schwarzmagischer Weise benutzen, indem sie sich durch grenzenlose Heuchelei äußerlich wie innerlich Zugang zu Elsa verschafft. Elsa natürlich in ihrer Gefühlsduselei läßt sich betören und singt:

„Ortrud! harre mein!
Ich selber laß' dich zu mir ein."

damit unbewußt den ersten Schritt machend, der sie vom „Pfade" abführt. In der Zeit bis ihr die Tür zu Elsas Kemnate geöffnet wird, singt Ortrud in wilder Begeisterung ein Mantram an ihre Götter, das an diabolischer Wucht und fürchterlichstem Rachegelöbnis nichts zu wünschen übrig läßt. Da Musik und Gefühl leider sehr oft Hand in Hand gehen, so gibt sie uns bei Elsa gute Auskunft. Wenn Elsa von Lohengrin, ihrem Ehegemahl, oder von ihrer Liebe zu ihm singt, so geschieht das in C, z. B.: „Vor Gott sein Eh'gemahl zu sein", woraus das Irdisch-Menschliche ihrer Liebe klipp und klar hervorgeht*). Sie ist sich also der Tragweite der Ver-

*) C der Ton „irdischer Kraft", vergl. z. B.: Vorspiel zu Wagner's „Meistersinger".



einigung mit dem Höheren garnicht bewußt, nur durch den „Glauben“ scheint sie das Höhere zu „ahnen“, denn sie singt, zu Ortrud gewendet:

„Du hast wohl nie das Glück besessen,
Das sich uns nur durch Glauben gibt?
Kehr' bei mir ein! Laß mich dich lehren,
Laß' zu dem Glauben dich bekehren:
Es gibt ein Glück, das ohne Reu'!“ –

Vor dem Münster nun, gleichsam im Vorraum zum Heiligtum, im Angesicht der Gottheit, spielt sich eine Kampfesszene ab, die an göttlicher Ruhe und Hoheit der einen Seite, und an Intensität und Wahllosigkeit der Mittel der anderen Seite nichts zu wünschen übrig läßt. Ortrud, die schwarze Magierin läßt die Maske der Heuchelei fallen und zeigt die ganze Wucht ihres persönlichen Strebens und der Gier nach Herrschaft um jeden Preis. Mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln sucht sie auch fernerhin das Gift des alles zerfressenden Zweifels in Elsas Herz und Gemüt einzuträufeln, indem sie geschickt das Verbot des Namensforschens ausbeutend fragt:

„Der Deine, sag' wer sollte hier ihn kennen,
Vermagst du selbst den Namen nicht zu nennen!
Kannst du ihn nennen, kannst du es uns sagen,
Ob sein Geschlecht, sein Adel wohl bewährt?
Woher die Fluten ihn zu dir getragen,
Wann und wohin er wieder von dir fährt?
Ha, nein! Wohl brächte es ihm schlimme Not,
Der kluge Held die Frage drum verbot! –
Ha! diese Reine deines Helden,
Wie wäre sie so bald getrübt,
Müßt' er des Zaubers Wesen melden,
Durch den hier solche Macht er übt!
Wagst du ihn nicht darum zu fragen,
So glauben alle wir mit Recht,
Du müssest selbst in Sorge zagen,
Um seine Reine steh' es schlecht!“

Da, in der höchsten Not erscheint der König mit Lohengrin, dem göttlichen Streiter; indem er nun Elsa, die irdische Persönlichkeit, schützt, richtet sich die ganze Wut der linken Seite



gegen ihn. Telramund der getreue Chela der Ortrud, versucht ihn moralisch unmöglich zu machen und singt:

„Die Frage nun sollt ihr nicht wehren,
Daß sie ihm jetzt von mir gestellt: —
Nach Namen, Stand und Ehren
Frag' ich ihn laut vor aller Welt.
Wer ist er, der ans Land geschwommen,
Geführt von einem wilden Schwan?
Wem solche Zaubertiere frommen,
Dess' Reinheit achte ich für Wahn."

Das Göttliche natürlich kann von solchen Lächerlichkeiten niedriger Verdächtigung nicht getroffen werden, und so antwortet Lohengrin, seiner Göttlichkeit sich voll bewußt:

„Nicht dir, der so vergaß der Ehren,
Hab' Not ich Rede hier zu stehn!
Des Bösen Zweifel darf ich wehren,
Vor ihm wird Reine nie vergehn."

Doch von neuem suchen Ortrud und Telramund, nachdem sie von Lohengrin abgewiesen, wieder des Zweifels Gift durch Erregung des Argwohns in Elsas Herz zu träufeln. Bis ihnen Lohengrin wieder, diesmal gründlich, das Handwerk legt:

„Zurück von ihr, Verfluchte!
Daß nie mein Auge je
Euch wieder bei ihr seh'!"

Sich dann aber an Elsa wendend, er fragt:

„In deiner Hand,
In deiner Treu' liegt alles Glückes Pfand!
Läßt nicht des Zweifels Macht dich ruh'n?
Willst du die Frage an mich tun?"

Elsa, die Persönlichkeit, antwortet von neuem gelobend:

„Mein Retter, der mir Heil gebracht!
Mein Held, in dem ich muß vergehn!
Hoch über alles Zweifels Macht
. . . . Soll meine Liebe stehn!"

Worte, die sehr schön klingen, von denen aber die Musik die wahre Seite zeigt, denn „Liebe" erklingt in C, charakteristisch von neuem zeigend, daß das irdische Gemüt noch immer keine



Ahnung trotz aller Gelöbnisse von dem Höheren hat, sondern den kamisch-irdischen Schwingungen näher steht, als man nach den gemachten Erfahrungen erwarten sollte. Eine Beobachtung, die im folgenden sich als nur zu wahr erweist und die tragischen Folgen voraus ahnen läßt. — Damit ja kein Irrtum entsteht, schließt denn auch die Szene der äußeren Vereinigung in C.

Die Einleitung des Dritten Aufzuges dagegen ertönt in G-Dur, damit wird vom Dichterkomponisten die Direktion gegeben, daß der Schauplatz der nun folgenden Szene, das Brautgemach, nicht auf der kamisch-leidenschaftlichen Ebene, wie es meistens gern gedeutet wird, zu suchen ist; denn sonst müßte ja die Musik in C erklingen, sondern daß hier die Vereinigung auf göttlich-spiritueller Ebene unzweifelhaft angedeutet sein soll. Man könnte nun vielleicht erstaunt sein, daß gerade das Brautgemach, ein doch immerhin — sagen wir 'mal — sehr irdischer Schauplatz, erwählt wird, um die Vereinigung auf der spirituellen Ebene zum Ausdruck zu bringen. Dem ist zunächst sachlich entgegen zu halten, daß ja gerade das Darstellen der höheren Ebene nur in physischen, uns geläufigen Bildern möglich ist, soll überhaupt ein Verständnis erzielt werden. Andererseits ist auch gerade das Benutzen dieses Schauplatzes, als auch die Bezeichnung Bräutigam und Braut für die göttliche Individualität und die irdische Persönlichkeit oft schon angewendet. Wir brauchen hierbei nur auf das alte und neue Testament zu verweisen und musikalischerseits an Bach usw. zu erinnern. —

In dem nun folgenden Zwiegespräch versucht das Höhere eine engere und innere Verbindung herzustellen. Aber das Niedere ist trotz seiner starken Sehnsucht, trotz seiner Gelöbnisse nicht fähig, dem Höheren zu folgen und so den keimenden Argwohn und Zweifel zu überwinden. Elsa, das Niedere, singt:

„Wie süß mein Name deinem Mund entgleitet!
Gönnst du des deinen holden Klang mir nicht!
Nur, wenn zur Liebesstille wir geleitet,
Sollst du gestatten, daß mein Mund ihn spricht",



wobei der „Mund“ in C erklingt, zeigend, daß hier ein äußerliches Wissen seitens des Niederen gemeint ist. Während das Niedere doch nun allmählich einsehen sollte, daß durch die wirkliche innere Vereinigung auch dem Persönlichen der Name des Höheren, also das Wissen der Seele ganz von selbst zu teil wird, ja zu teil werden muß. — Immer von neuem versucht Lohengrin (das Höhere) durch irdische Vergleiche das Verständnis dafür anzuregen, daß nur in der Vereinigung die wahre Erkenntnis möglich ist, und so das Niedere vor der Frage — d. h. dem Herabziehen in das Irdische — zu bewahren. Aber immer mehr und immer tiefer gerät Elsa in das Fragen. Wir sehen hier so recht die Macht der Gedanken das lawinenartige Anwachsen, Überfluten und Mitgerissenwerden, bis zur gewaltsamen und unaufhaltsamen Auflösung der angesammelten Kräfte durch die Tat. Der weibliche Aspekt tritt gerade hierbei in den Vordergrund. Durch selbst eingeredete Besorgnis, später durch eingebildete Kränkung wird diese Wunschgedankenform so verstärkt, daß Elsa vollkommen in deren Gewalt und schon beinahe nicht mehr zurück kann. Da kommt noch einmal eine Warnung. Ihre durch die enge Berührung mit dem Höheren etwas geöffneten inneren Sinne lassen sie voraussehen, sie ruft:

„Dort! der Schwan, der Schwan!
Dort kommt er auf der Wasserflut geschwommen . . . .“

Aber diese Warnung, als auch die versuchte Besänftigung des Höheren sind vergeblich. Die Macht der selbstgeschaffenen Gedankenform, verstärkt um die Kraft des Zweifels seitens der linken Seite (Ortrud und Telramund) ist zu stark und mächtig, sie singt:

„Voll Zauber ist dein Wesen,
Durch Wunder kamst du her: —
Wie sollt' ich da genesen?
Wo fänd' ich dein' Gewähr?“

Das irdische Gemüt kann die Probe nicht bestehen, es hängt zu sehr am Irdischen und vermag den Aufschwung zur höheren Ebene nicht zu vollbringen. Elsa fragt den Namen, fragt — die Fahrt und fragt — die Art. Da stürzt die durch Telra-



mund verkörperte linke Seite herbei und will die Frucht ihrer fürchterlichen Zweifelssaat ernten, aber da tritt blitzartig spontan die Erkenntnis in das niedere Gemüt, Elsa reicht Lohengrin das Schwert, mit dem er Telramund, den Zweifel und Argwohn, endgültig tötet. Doch das war zu viel. Elsa bricht zusammen. Lohengrin bettet erschüttert, doch in voller Liebe, Elsa, die ihn eigentlich doch verraten, aufs Ruhebett. Seine Worte: „Weh'! nun ist all' unser Glück dahin!“ drücken die Trauer der göttlichen Liebe aus. Später in den Worten:

> „Sie vor den König zu geleiten,
> Schmückt Elsa, meine süße Frau!
> Dort will ich Antwort ihr bereiten,
> Daß sie des Gatten Art erschau'“

kommt der Diener der Liebe und des Karma, als auch der Wissende ganz zum Ausdruck. An der Stelle, wo sie ihr Gelöbnis gegeben, soll sie gewissermaßen sich selbst das Urteil sprechen. Obgleich sie die Prüfung zur Vereinigung nicht bestanden, nennt er sie doch noch immer „Meine süße Frau“. Man sollte doch nun meinen, wenigstens vom menschlichen Standpunkte aus, daß nun alle Verbindung aufgehoben sei, oder aber auch, wenn Lohengrin der wissende Eingeweihte ist, warum sah er das Mißlingen dieser Probe nicht voraus und unterließ sie? Auf beide Fragen gibt uns „Licht auf den Weg“ die beste Auskunft: „Ist der Jünger zum Lernen bereit, dann wird er erkannt, aufgenommen, anerkannt. Es muß geschehen, denn er hat seine Leuchte angezündet und sie kann nicht verborgen bleiben. Aber Lernen ist unmöglich, ehe der erste große Kampf gewonnen ist. Der Verstand mag die Wahrheit erkennen, aber der Geist kann sie nicht aufnehmen. Ist der Sturm einmal überstanden und der Frieden gewonnen, so bleibt das Lernen selbst möglich, falls der Jünger schwankt, zögert und sich abwendet. Die Stimme der Stille weicht nicht aus seinem Innern.“

(Schluß folgt.)





Ein neuer Zugang zum Christentum.

Von Dr. phil. Ph. Münch.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die christlichen Glaubenssätze von einem denkenden Menschen so ohne weiteres und unmittelbar nicht mehr angenommen und geglaubt werden können. Gleichwohl hält man an diesen Dogmen als an altgeheiligten Überlieferungen fest, wohl nicht immer aus religiöser Gleichgültigkeit und Gewohnheit oder gar feiger Furcht vor unliebsamen Zusammenstößen mit dem Staat und der Gesellschaft. Es geschieht häufig auch aus dem klaren, deutlichen Bewußtsein heraus, wie sehr man der Religion bedarf, wie sehr man aber noch der neuen sprachlichen Form für den neuen religiösen Inhalt ermangelt und wie schwer es ist, einen treffenden Ausdruck zu finden für die neuen religiösen Gefühle, die sich in uns zu regen beginnen und nach Klarheit ringen. Es ist jedermann klar, daß die Zeiten längst vorüber sind, wo noch ein unmittelbarer Glaube an die persönliche Gottmenschheit Christi möglich war. Wer nicht ganz gedankenlos und denkfaul ist, muß sofort das Widerspruchsvolle und Widersinnige erkennen, das in dem Dogma von der zwei- resp. dreipersönlichen Gottheit enthalten ist, gar nicht zu gedenken der daraus folgenden und abgeleiteten Widersprüche. Also auf direktem Wege läßt sich hier beim besten Willen nicht vorwärtskommen. Selbst mit einem credo, quia absurdum kann man, wie wir sehen werden, nicht mehr parieren.

Welches ist dann aber der indirekte Weg? Nun, doch offenbar derjenige, der zunächst nichts Widerspruchsvolles enthält, vor allen Dingen nicht in demselben Augenblick die Sitt-

lichkeit wieder aufhebt und unmöglich macht, wo er sie vorschreibt und von jedem einzelnen verlangt. Was aber kann es Unsittlicheres geben als das Christentum in der alten Form mit seinen Verheißungen von Lohn und Strafe, von Seligkeit und ewiger Verdammnis? Und was kann widersinniger sein als angesichts dieser Verheißungen und Drohungen ein Handeln aus der rechten Gesinnung heraus, d. h. ohne seitwärts Schielen nach Lohn und ohne Furcht vor Strafe, zu verlangen? Das redlichste Streben wird nach den elementarsten Regeln der Psychologie hierdurch unmöglich gemacht.

Was ist da zu tun? Nun, ganz einfach: konsequent sein. Und das heißt nichts anderes, als mit aller eudämonistischen und heteronomen Pseudomoral, soweit sie mehr als propädeutischen Wert beansprucht, endgültig brechen und zur sittlichen Autonomie übergehen.

Freilich läßt sich diese in der rechten Weise nur begründen und vor jeder subjektivistischen Willkür sicher stellen, wenn unser wahres, ewiges Wesen als das uns allen subsistierende all-eine, absolute Wesen nachgewiesen wird. Denn nur so können sich alle Menschen verpflichtet fühlen, die nicht egoistischen, für unser Bewußtseins-Ich objektiven Zwecke des absoluten Wesens, das nun zugleich auch das unsrige ist, zu den ihrigen zu machen und als auch für uns absolut verbindlich anzuerkennen. Nun ist dies aber gerade von Ed. v. Hartmann in seinem philosophischen System als allein vor dem Verstand und vor der Vernunft zu rechtfertigende Wahrheit nachgewiesen worden. Und auch Leopold Ziegler ist in seinem Buche: „Das Wesen der Kultur“, wenn auch auf etwas anderem Wege zu demselben Resultat gekommen. Dann bleibt uns zunächst gar nichts anderes übrig, als diesen Weg zu beschreiten, wenn anders wir nicht von vornherein die Gottesgabe der Vernunft ignorieren oder mißachten wollen, um uns in feiger Weise vor der Zeit und ohne vorangegangenen inneren Kampf dem Zauber religiöser widerspruchsvoller Mysterien gefangen zu geben und von ihnen berauschen zu lassen.

Wo bleibt aber dann das Christentum? Wird das nicht damit gänzlich vom Thron gestoßen? Autonomie verträgt sich



nur mit Selbsterlösung, und ist nicht das Christentum wesentlich Erlösung durch einen Dritten? Ohne Frage. Aber ob unser immanentes Selbst, das absolute Wesen, das wir zunächst, weil absolut, als das allen Individuen gemeinsame annehmen müssen, ob dieses wirklich sich selbst erlösen und befreien kann, das erfahren wir doch erst, wenn wir uns ganz in den Dienst dieses ewigen Selbstes stellen und das Ziel der Befreiung durch wahre sittliche Autonomie und tief religiöse Autosoterie zu erreichen suchen. Erst wenn wir das an uns selbst erfahren haben, und wenn wir dann ohne Erfolg bis zur Verzweiflung gerungen und gekämpft haben, erst dann werden wir die nötige Voraussetzung zum Christentum besitzen, nämlich den wahren, aufrichtigen Hunger und Durst nach Erlösung durch einen Dritten; und erst dann werden wir auch an unserem eigenen Leibe, also nicht bloß in der Einbildung erproben, ob tatsächlich eine solche Erlösung praktisch möglich ist, die doch in der Theorie den nicht zu überwindenden Widerspruch enthält, daß das höchste absolute Wesen durch meinen Trotz und Ungehorsam eine Einschränkung in seiner Absolutheit erfährt.

Daß aber die erste Erfahrung, die Bankerotterklärung meiner Kräfte, vorausgehen muß, liegt auf der Hand. Denn wenn die Erlösung nur durch ein Paradoxon, durch den Gott-Menschen möglich sein soll, dann muß ich doch selbst erst einmal auf einen Widerspruch in mir gestoßen sein. Wo sollte ich sonst den Mut hernehmen, an dieses Paradoxon zu glauben und zu ihm meine Zuflucht zu nehmen. Ist aber zu diesem Mute jene innere Erfahrung der Bankerotterklärung unbedingte Voraussetzung, dann kann es unmöglich unsere Aufgabe sein, das Widerspruchsvolle in den christlichen Dogmen möglichst vertuschen zu wollen. Wozu kann das anders führen, als zu einem Überspringen der inneren Erfahrung und zu einem ganz oberflächlichen und gedankenlosen Glauben!

Hierbei wird zweierlei verhindert. Einmal kann man niemals zu der festen Überzeugung von der Wahrheit des Christentums gelangen. Sodann ist einem von vornherein der Weg versperrt, es auch nur erst einmal mit der wahren, echten Sittlichkeit zu probieren. Nicht nur, daß man immer wieder



verführt wird, das Gute um Lohnes willen zu tun und das Böse aus Furcht vor Strafe zu meiden; was eben das Schlimmste dabei ist, es wird das Gewissen systematisch eingeschläfert, sofern willkürlich von Priestern und von Theologen bestimmt wird, was noch als sittlich von den Aussprüchen und Geboten des Heilandes gelten soll und was nicht. Damit ist man der zwar oft recht qualvollen, dafür aber auch wacherhaltenden Selbstentscheidung und Verantwortung für die Folgen seines Tuns enthoben, und durch vorzeitiges Anbringen und Darreichen der in Christo vermittelten Gnade Gottes wird auch noch die letzte Möglichkeit genommen, wenigstens durch Gewissensbisse daran erinnert zu werden, daß man ein Gewissen hat. Welchen Zustand dies unverantwortliche Gebaren nach sich zieht, schildert kurz aber treffend Ed. v. Hartmann mit den Worten: „Wie beneidenswert ist der beschauliche Frieden in der Physiognomie eines Ochsen, und wie bewunderungswürdig hat es der Jesuitismus verstanden, durch seine Werkzeuge, den Klerus, die Physiognomie der ihm unterworfenen Bevölkerung mit der unverkennbaren Familienähnlichkeit jenes Wiederkäuers zu stempeln."

Auch der große Däne Sören Kierkegaard hat auf die Gefahr hingewiesen, die entsteht, wenn man die Menschen dazu verführt, das Christentum direkt und unmittelbar auf Treu und Glauben anzunehmen. Diese Gefahr hat sich ja seitdem insofern wesentlich verringert, als unter den Gebildeten der Indifferentismus mehr und mehr um sich greift und in den unteren Schichten gerade das Gute die ehrliche Entrüstung darüber ist, daß man sich äußerlich zu Dogmen bekennt, von deren Wahrheit man absolut nicht überzeugt ist, denen man also innerlich ganz kühl und gleichgültig gegenübersteht. Wenn aber diese große Gefahr nur dadurch beseitigt ist, daß die Dogmen des überlieferten Christentums überhaupt keine Motivationskraft mehr besitzen, dann ist das doch erst recht Beweis genug, daß es auf diesem Wege weder so noch so ein Vorwärtskommen gibt. Denn niemand wird bestreiten wollen, daß die Geistlosigkeit, die sich an die Stelle des alten Glaubens gesetzt hat, um nichts besser ist, diese Geistlosigkeit, die niemand



trefflicher mit höhnischen Worten gegeißelt hat, als eben jener Däne Kierkegaard, wenn er seinen Climakus sagen läßt: „In der Geistlosigkeit ist keine Angst, dazu ist sie zu glücklich, zu selbstzufrieden – zu geistlos. Ihre Verlorenheit, aber zugleich ihre Sicherheit, liegt darin, daß sie nichts geistig versteht, nichts als Aufgabe erfaßt, wenn sie auch alles mit ihrem kraftlosen Gewäsch umtappt. Wird sie nun einmal vom Geist berührt und beginnt sie einen Augenblick zu zucken wie ein galvanisierter Frosch, so tritt ein Phänomen ein, das vollkommen dem heidnischen Fetischismus entspricht. Für die Geistlosigkeit gibt es nämlich keine Autorität, denn sie weiß ja, daß es für den Geist keine Autorität gibt; da sie aber selbst unglücklicherweise nicht Geist ist, so ist sie trotz all' ihres Wissens ein vollkommener Götzendiener. Mit derselben Veneration betet sie den Hohlkopf und den Helden an; ihr eigentlicher Fetisch bleibt aber unter allen Umständen der Charlatan."

Soll also wenigstens die Möglichkeit offen gehalten werden, daß das Christentum die alte befreiende Wirkung auf den Menschen ausübt, dann müssen wir einen neuen Weg dazu einschlagen, auf dem wir derartige unüberwindliche Hindernisse nicht vorfinden, auf dem uns vielmehr Ziele winken von hinreichender Motivationskraft, diesen Weg mit vollem Zutraun und mit neuen Hoffnungen auf baldigen Sieg zu beschreiten. Ein solcher Weg ist uns in dem oben angedeuteten gegeben mit dem Ziel, die Freiheit unseres ewigen Wesens zu erlangen von dem unersättlichen, dabei aber durch und durch widerspruchsvollen Willen, der nach dauerndem Genuß strebt und das Gegenteil davon erreicht. Gelingt es nicht, die jeweils dahinführenden objektiven Mittelzwecke uns zu eigen zu machen; gelingt es nicht, die Angst zu überwinden, die sich einstellt, wenn wir uns trotz aller Einsicht in das Widerspruchsvolle unseres Willens überwältigt sehen von den unsittlichen und widervernünftigen Trieben; gelingt es nicht, diese Angst, die uns das Zerfallensein mit Gott ankündigt, durch den Gedanken zu überwinden, daß ja doch die innige, ja wesentliche Vereinigung mit Gott gewahrt bleibt, sofern Gott unser eigenes Wesen ist, von dem wir uns nur existentiell unterscheiden,



und daß die Befreiung dieses unseres Selbstes durch den Kulturfortschritt verbürgt ist, auch wenn wir uns einmal von unserem Bewußtseins-Ich überlistet und dazu verführt sehen, von unserem wahren Selbst abzufallen; kann uns dieser Gedanke nicht von der Angst befreien, obgleich er uns als nicht mehr identisch mit unserem früheren durch Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit schuldig gewordenen Ich erkennen läßt, dann erst wäre es Zeit, uns nach anderer Hilfe umzusehen.

Solange die Angst anhält, wird unser Auge immer wieder auf die Motive hingelenkt, die uns durch Weckung unsittlicher Triebe zum Fehltritt hintreiben, solange werden wir auch nicht die Kraft besitzen, unser Auge von diesen unsittlichen Motiven abzulenken und auf die sittlichen Motive zu richten. Auf diese Angst kommt es also an. Denn nur sie kann mir darüber Aufschluß geben, ob ich innerlich gebunden bin oder nicht. Aber gerade sie wird durch die direkte Predigtmanier und das vorzeitige Anbringen der Gnade unterdrückt und am Aufkommen gehindert. Ist es nicht möglich, diese Angst durch den Gedanken der unverlierbaren Einheit mit Gott zu überwinden, dann läßt dies auf den Widerspruch schließen, daß mein Wesen nicht identisch sein kann mit dem Wesen Gottes und Gottes Absolutheit somit durch mich eine Einschränkung erfahren hat, daß ich nicht bloß existentiell, sondern auch dem Wesen nach von Gott verschieden und dementsprechend auch mein Zerfallensein mit Gott nicht bloß vorübergehend, sondern ewig sein muß, wenn sich nicht von anderer Seite Hilfe zeigt.

Nun erst wären wir für das Christentum in der rechten Weise vorbereitet. Kommen wir jetzt zum Erlöser, so nahen wir uns mit einem ganz anderen Schuldbewußtsein und Gefühl der inneren Gebundenheit. Denn nun sind wir so recht eigentlich erst in der Verzweiflung an unserer Erlösung durch uns selbst auf unser wahres ewiges Selbst gestoßen, nicht auf das allen Individuen gemeinsame, sondern das jedem einzelnen Individuum zu Grunde liegende Selbst. Und in diesem Bewußtsein unserer ewigen Gültigkeit muß in der Tat unser Schuldbewußtsein eine ganz andere Tiefe und Stärke erreichen,



muß es absolut und unendlich sein. Und erst wenn das Schuldbewußtsein unendlich vertieft ist, kann die Vergebung angebracht werden. Denn nun hat sie nicht mehr zur Folge, daß der Mensch vor der Zeit zur Ruhe kommt, noch bevor das Ewige in ihm geboren, d. h. zum Bewußtsein gelangt ist. Jetzt hindert sie nicht, die Angst, die vom Guten abhält, durch die unendliche, nach innen gekehrte geistige Bewegung der absoluten Hingabe an Gott von allen Schlacken des Egoismus zu reinigen und den Bann des Schlangenblickes der unsittlichen Motive zu brechen.

Aber das alles läßt sich nur praktisch erproben und real erfahren (und nur eine solche Probe und Erfahrung sichert mich vor jedem Selbstbetrug), wenn man das Gewissen nicht vor der Zeit durch falsche Moral und durch vorschnelle Versöhnung einschläfert und zum Schweigen bringt, wie dies tatsächlich im Katholizismus und, soweit die religiöse Gleichgültigkeit noch nicht um sich gegriffen hat, auch im Protestantismus der Fall ist. Von einem direkten Annehmen der christlichen Glaubenssätze kann also nun und nimmermehr die Rede sein, und Sören Kierkegaard muß dahin berichtigt werden, daß man nicht mehr auf Sokrates zurückgreifen darf, um die nötige Voraussetzung, die nötige Reife für das Christentum zu erlangen, sondern auf Ed. v. Hartmann und seine Philosophie des Unbewußten.*)

*) Näheres in meiner Schrift: „Wie kann ich mich von der Wahrheit oder Unwahrheit des Christentums überzeugen".





Tolstoi an den Slawenkongress. – Graf Leo Tolstoi wurde eingeladen, an dem allslawischen Kongreß in Sofia teilzunehmen, und schrieb als Antwort einen Brief, der für seine hohe Gesinnung charakteristisch ist. Wir heben aus demselben folgendes hervor (cf. „Berl. Tgbl." Nr. 343):

„Die Einigung der Menschen, diejenige, in deren Namen Sie zusammengekommen sind, bildet nicht nur die ernsteste Angelegenheit der Menschheit, sondern ich erblicke darin auch den Sinn und das Ziel und das Wohl des menschlichen Lebens. Damit jedoch diese Tätigkeit ersprießlich werde, ist es notwendig, daß sie in ihrer ganzen Bedeutung ohne Verringerung, ohne Begrenzung und ohne jegliche Verkehrtheit erfaßt werde.

„Ja: in der Einigung liegt der Sinn, der Zweck und das Wohl des menschlichen Lebens. Dieses Ziel und Wohl wird aber nur dann erreicht, wenn diese Einigung die Solidarität der ganzen Menschheit auf einer gemeinsamen Grundlage ist, nicht aber eine Einigung kleinerer oder größerer Teile der Menschheit im Namen begrenzter, partikulärer Ziele. Mögen es Einigungen von Familien oder eines Haufens von Plünderern, von Gemeinden oder Staaten, von Nationalitäten oder aber der „heilige Bund" von Staaten sein – alle solche Einigungen fördern den wirklichen Fortschritt der Menschheit nicht allein nicht, sondern sie hindern ihn, und deshalb darf man, wenn man bewußt dem wirklichen Fortschritte dienen will – das ist wenigstens meine Meinung, solche teilweise Einigungen nicht fördern, sondern muß ihnen stets entgegen wirken. Die Einigung ist der Schlüssel, der die Menschen von dem Übel befreit. Damit jedoch dieser Schlüssel seinen Zweck erfülle, muß er ganz in jene Stelle gesteckt werden, wo er öffnet, damit er nicht breche oder aber das Schloß nicht verderbe. So muß auch eine Solidarität, um wohltätige Folgen nach sich zu ziehen, die Einigung aller Menschen zum Zwecke haben, und zwar auf einer ihnen allen gemeinsamen Grundlage. Eine solche Einigung kann aber nur auf religiöser Lebensgrundlage erfolgen, die allein die Menschen einigt, die aber leider von der Mehrzahl jener Männer, welche die Völker leiten, für unnötig und abgelebt gehalten wird.

„Man wird mir sagen: Wir erkennen ja diese religiöse Grundlage an, lehnen jedoch gleichzeitig die nationale, die staatliche oder die Stammesgrundlage zur Einigung nicht ab. Leider schließt das eine das andere aus. Wenn ich als Ziel des Lebens die Welteinigung, die religiöse Einigung an-

erkenne, so schließt diese Anerkennung jede andere Basis zur Solidarität aus, und umgekehrt schließt die Anerkennung der nationalen, staatlichen oder Stammeseinigungsgrundlage unausweichlich die religiöse Einigungsbasis aus.

„Ich glaube, ja ich bin davon überzeugt, daß diese meine Gedanken für unrichtig und unzutreffend werden erklärt werden. Ich hielt es jedoch trotzdem für meine Pflicht, sie offen den Männern zu sagen, die mir trotz meiner Ablehnung des Rassenpatriotismus doch näher stehen als die Männer anderer Völker. Selbst auf die Gefahr hin, daß man mich der Inkonsequenz und des Widerspruches zeihen wird, gehe ich noch weiter und sage, daß mich zur Abgabe meiner Erklärung besonders mein Glaube angeregt hat, daß jene Basis der allgemeinen religiösen Einigung, die allein die Menschen aneinander näherbringen und sie ihrem Wohle zuführen kann, vor allen anderen Völkern der christlichen Welt von den Völkern der slawischen Rasse angenommen werden dürfte."

Karl Buttenstedt †. – Er ist also in seinem 66. Lebensjahre wirklich gestorben. Buttenstedt war ein sonderbarer Verfechter der Unsterblichkeitslehre. Er wollte körperlich ewig leben und dachte besonders durch allerlei sexuelle Praktiken das Lebenselixir zu finden. Der Tod hat Recht behalten, und Buttenstedt muß einsehen, daß das äußere Lebenselixir nicht so leicht zu finden ist. Friede seiner Seele! Möge er in einem anderen Leben die wahre spirituelle Unsterblichkeit suchen und finden.

Bekannt wurde Buttenstedt als Vorkämpfer der Aviatik, die er theoretisch durch Beobachtungen am Vogelflug wesentlich gefördert hat.





Kungfutse-Gespräche. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Preis br. M. 5,–, geb. M. 6,20.

Die „Kungfutse-Gespräche“ erscheinen als erster Band eines großen zehnbändigen Werkes, in dem der Verlag Eugen Diederichs die Religion und Philosophie Chinas darstellen läßt. Wir können dieses Unternehmen nur mit großer Freude begrüßen, wie wir überhaupt in den letzten Jahren mit immer größerer Bewunderung verfolgt haben, was der Verlag Eugen Diederichs in religiös-philosophischer Hinsicht tut.

Kungfutse ist in vielem für China das gewesen, was Solon für die Athener war. Beide haben ihrem Volke gelehrt, was der Staat will und soll und wie in ein Staatswesen Glück und Zufriedenheit einziehen kann. Solon war in die Mysterien initiiert und Kungfutse war nach H. P. B. ein sogenannter „Fünftrunder“; deshalb wird die Weisheit dieser Männer auch für uns nie alt. Wir können die Gespräche des Kungfutse mit demselben Genuß und Gewinn lesen, wie die Chinesen nach seinem Tode es getan.

Eine vorzügliche Einleitung Richard Wilhelms orientiert über das Leben und die Bedeutung Kungfutses; der Text der Gespräche ist durch Anmerkungen erläutert. B.

Dokumente der Gnosis. Von Wolfgang Schultz. Preis br. M. 8,–, geb. M. 9,50.

Auch diese Veröffentlichung Eugen Diederichs wird viele Freunde finden; während E. H. Schmitt in seiner „Gnosis“ und zum größten Teil auch Mead in den „Fragmenten eines verschollenen Glaubens“ eine Darstellung des gnostischen Systems in eigenen Worten geben, führt Wolfgang Schultz uns die Urkunden selber vor und erläutert sie nur durch seine Bemerkungen. „Die Auswahl der Stücke,“ sagt der Verfasser im Vorwort, „ergab sich dadurch, daß ich mich auf die eigentliche Gnosis unmittelbar vor und nach dem Auftreten des Christentums (ca. 200 v. Chr. bis ca. 200 n. Chr.) beschränkte und aus diesem Bereiche nur das Schönste und Bedeutungsvollste vorführte, dem Verschrobenen, Krausen und Wunderlichen aber bloß so viel Raum gönnte, als nötig schien, um auch hiervon ohne allzu große Öden einen angemessenen Begriff zu vermitteln.“ Jedem Stück ist eine Erläuterung beigefügt; dem Ganzen geht eine umfangreiche, vorzügliche Einleitung voraus, die das Wesen, die Geschichte etc. der Gnosis darstellt. F.

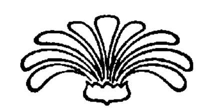


Die Evangelien-Mythen. Von John M. Robertson. Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen. 2. Tausend. Preis br. M. 2,—, geb. M. 4,—.

„Die Grundthese der folgenden Abhandlung ist," sagt der Verfasser in den Prolegomena, „daß eine Anzahl von Data wunderbarer und nichtwunderbarer Natur in den christlichen Evangelien . . . in Wirklichkeit lediglich Adoptierungen von Mythen weit höheren Alters sind, und daß infolgedessen die behauptete oder erschlossene Persönlichkeit des Stifters unter dem unaufhebbaren Verdacht steht, ebensosehr mythischen Charakters zu sein, wie die Persönlichkeit der Halbgötter der älteren Volkssagen. Rund heraus gesprochen, es wird behauptet, daß, wenn sich jede markante Position in der Legende des evangelischen Jesus als mehr oder weniger offensichtlich mythisch herausstellt, . . . einfach nichts übrig bleibt, was irgend jemand berechtigen könnte, an eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut zu glauben, die hinter dem Namen stünde." Obgleich wir dieser letzteren Folgerung nicht beistimmen, sondern mit Blavatsky glauben, daß sich Mythen sehr wohl um eine historische Persönlichkeit bis zu deren völliger Verdunkelung herumlegen konnten, so muß man dem eigentlichen Thema des Buches durchaus beistimmen: Der Verfasser führt die einzelnen „Mythen" in Lehre und Leben — z. B. die Geburt in einer Grotte und in einem Stalle; den Kindermord in Bethlehem; die Versuchung; die zwölf Apostel; den Mythos von Judas Ischarioth; die Auferstehung etc. — auf ihre vorchristlichen Quellen in Indien (besonders Krischna), Griechenland, Rom etc. zurück. F.

Neuland der Seele. Anleitung zu einwandfreier Darstellung und Ausführung psychischer Versuche. Von Dr. J. Maxwell, zweiter Staatsanwalt am Appellationsgericht zu Paris. Mit einem Vorwort von Charles Richet, Mitglied der Akademie für Medizin zu Paris. Preis br. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Nach den Veröffentlichungen der Werke von Flammarion und Hyslop erhalten wir hier ein neues Werk, in dem sich ein Wissenschaftler mit den Tatsachen des Spiritismus, der Telepathie, Träume, des Kristallsehens etc. abgibt. Richet urteilt in seinem Vorwort: „Der Verfasser, der sich schon seit langer Zeit in den Dienst der Psychologie stellt, hat viele interessante Tatsachen gesehen, sie aufs genaueste beobachtet, und, nachdem er über die Methode der Forschung, über die Natur und die Bedeutung der Erscheinungen gründliche Studien angestellt hat, führt er uns nun die Tatsachen vor und leitet aus ihnen einige einfache Gedanken ab, indem er sich an ein unparteiisches Publikum wendet." B.





Zwei Vorträge in der „Freien Studentenschaft" zu Berlin. — Es war die Gunst des Gesetzes, das den Vorsitzenden einer neugebildeten Abteilung der „freien Studentenschaft" zu uns brachte, um uns aufzufordern, einen Vortrag über das „Wesen der Theosophie" zu halten. Der Vortrag fand vor einem Auditorium von etwa 35 Studenten und einigen Mitgliedern der Th. G. statt. War es an sich schon erfreulich, daß solche theosophische Arbeit getan werden konnte, so war es noch erfreulicher, daß, als es allen in Berlin anwesenden Vorstandsmitgliedern der verschiedenen Berliner Zweige bekannt gemacht wurde, an der Arbeit wenigstens zwei Zweige teilnahmen. An dem ersten Vortragsabend gab Herr S. Weiß den Anwesenden eine kurze Darstellung der theosophischen Philosophie; ihrer ethischen sowohl, als philosophischen Seite. Nun folgte eine außerordentlich lebhafte Diskussion, in der hauptsächlich theologische Studenten das Wort gegen die theosophische Philosophie nahmen. Leider waren auch sie in den herrschenden Vorurteilen in Bezug auf die theosophische Philosophie, die Gesellschaft und H. P. B. befangen. Von seiten der übrigen Studenten erfolgte gar kein Widerspruch. Bezeichnenderweise sprachen verschiedene angehende Theologen die Meinung aus, die theosophische Philosophie wäre unchristlich. Da wir nun unsere Sympathie mit der christlichen Religion energisch betonten, aber keine Zeit hatten, dies auszuführen, wurde beschlossen, einen zweiten Vortrag über die Beziehung der theosophischen Philosophie zum Christentume folgen zu lassen. Auch an diesem fanden sich etwa ebensoviel Zuhörer zusammen als vorher. Der Vortragende war bemüht, die Identität des Urchristentums mit der theosophischen Philosophie klarzulegen. In der folgenden, sehr lebhaften Diskussion, die bis Mitternacht dauerte, suchten nun die Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft alles zu tun, was zu einer Verständigung mit Opponenten führen konnte; das Gemeinschaftliche in den Ansichten hervorzuheben und alles Trennende einfach beiseite zu lassen; denn da, an den Stellen wo Übereinstimmung sich zeigt, blickt das Licht der Seele hervor, und durch Verharren an diesen Stellen wird ein seelischer Zusammenschluß erzielt. Dank dieser theosophischen Methode blieben wir bis ans Ende in Harmonie mit den Diskussionsrednern, die zugaben, daß man auch von der Theosophie etwas lernen

kann, und daß Theosophie nicht exoterischer Buddhismus sei. Dem theosophischen Schlußredner, der die Gemeinschaftlichkeit der Ideale betonte, wurde allgemein lebhaft applaudiert, zum Zeichen, daß man im Herzen eins war, wenn auch die Intellekte verschieden dachten. Liberale und orthodoxe theologische Ansichten kreuzten sich in den Diskussionen, wodurch allen, die es sehen wollten, deutlich wurde, daß die einzelnen Anschauungen innerhalb der christlichen Kirche selbst einer Vertiefung und einer Synthese bedürfen. Der Abend scheint allseitig gut gefallen und allen Teilnehmern genützt zu haben. Der eine Diskussionsredner, ein junger Student der Theologie, will nun einen Vortrag im „Zweig Berlin" halten, ein anderer steht seitdem im Briefwechsel mit einem unserer Mitglieder. Wir hoffen, daß sich uns noch mehr solche günstige Gelegenheiten bieten werden.

Zweig West-Berlin hat in seiner diesjährigen General-Versammlung beschlossen, eine dem Geiste der Konstitution der Theosophischen Gesellschaft und der Vereinigung Deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft entsprechend abgeänderte Konstitution anzunehmen. Die hauptsächlichen neuen Punkte darin sind:

a) freiwillige, selbstzubestimmende Mitgliedsbeiträge der Mitglieder des Zweiges,

b) die Annahme der Konstitution der Vereinigung Deutscher Zweige und der Anschluß an dieselbe.

Die neue Konstitution des Zweiges ist allen Beteiligten zugestellt worden. –

Das Studium von H. P. B's. „Schlüssel der Theosophie" wurde vom August ab weiter fortgesetzt.

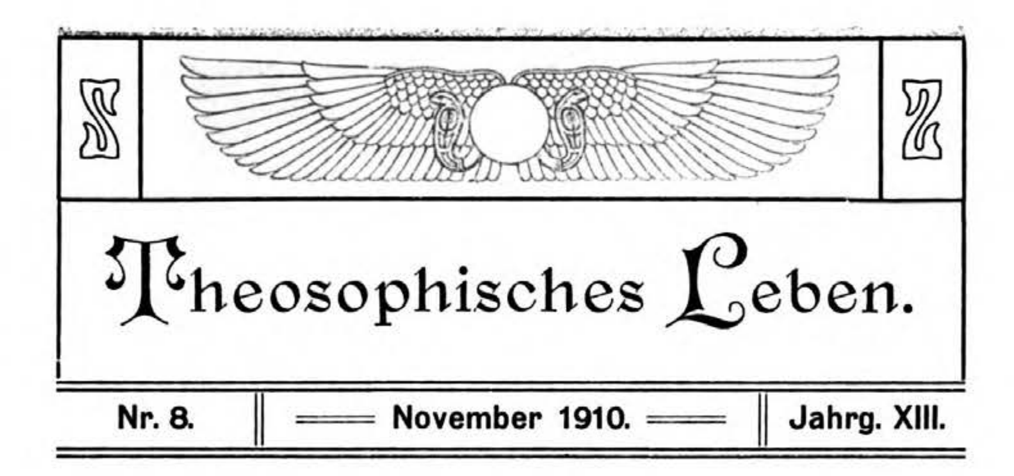
Ein neues Mitglied, Herr Richard Höhne in Friedenau, Albe-Str. 21, will für die Aufgaben des korr. Sekretärs Sorge tragen.

Auf Wunsch der Mitglieder soll in dem kommenden Tätigkeitszyklus, jeden 2. Freitag ein öffentlicher Vortrag mit Diskussion im neuen Sitzungslokal, Restaurant, Schöneberg, Kolonnenstr. 51 part., stattfinden, wozu alle unsere Freunde eingeladen sind.

Den 3. und 4. Sonnabend jeden Monats werden wir uns in der Privatwohnung des Vorsitzenden, Herrn Boldt, Schöneberg, Gustav Müller-Platz 8, zu kleinen Vorlesungen über Themen des „Schlüssel zur Theosophie" nebst Debatte darüber zusammenfinden. Der erste Vortragsabend am Freitag, den 14. Oktober beschäftigt sich mit dem Thema „Seherschaft". —



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 8. | November 1910. | Jahrg. XIII.

Der Weg zur Wahrheit.

Um in die Regionen des Lichtes zu gelangen, muß man durch Wolken gehen. Einige bleiben in diesen, andere aber dringen weiter.

Weisheit soll im Lichte ruhen. Glücklich die Geister, welche erhaben genug sind, um in ihren Strahlen zu spielen!

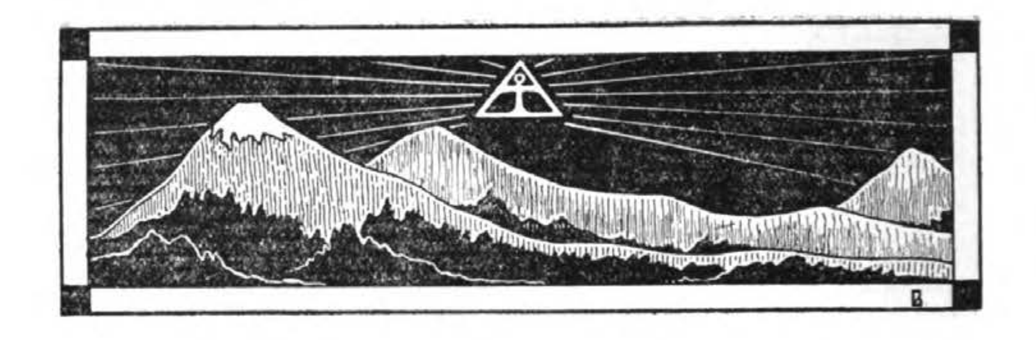
Der Sehende hat hundertmal weniger Vernunftgründe nötig als der Blinde; dieser muß bei jeder Betastung mit seinem Stabe zu Induktionen, Konjekturen seine Zuflucht nehmen; jener steht und schreitet weiter.

Nimm Gott weg aus der erhabensten Philosophie und es schwindet alle Klarheit; Er ist ihr Licht und ihre Sonne, Er ist es, der Alles erleuchtet; „in Deinem Lichte sehen wir das Licht".

Man begreift die Erde erst, wenn man den Himmel erkannt hat. Ohne die Welt der Religion bietet die sinnliche Welt nur ein trostloses Rätsel.

Joseph Joubert (1754–1824).





Die Lehre vom göttlichen Logos.

Von Lic. Karl Paul Hasse.

I.

Von Indien nach Alexandria.

Der griechische Ausdruck „Logos“ bedeutet: Wort, (ausgesprochener) Gedanke, Begriff, Definition, Vernunft, Verhältnis etc. In bestimmten philosophischen und dogmatischen Systemen von hoher Bedeutung hat er den Sinn von göttlichem, schöpferischen Weltgedanken oder Weltvernunft angenommen. Hiermit wollen wir uns jetzt beschäftigen.

Die Lehre vom göttlichen Logos als der von dem absoluten Wesen ausgehenden, alles durchwaltenden Weltvernunft ist ein Urgedanke der Menschheit. Im Rig-Veda wird die von der Gottheit ausfließende Weisheit Vak (lat. vox, Wort, Stimme) genannt. „O Erhalter der Welt“, heißt es in einem vedischen Gebet, „der du allein das All bewegst, der du die Sünder zügelst, den großen Lichtkörper durchdringst, der du als der Sohn des Hervorbringers erscheinst, verbirg deinen blendenden Strahl, verbreite deinen geistigen Glanz, ... Om, gedenke meiner, o göttlicher Geist, Om, gedenke meiner Taten!“ „Von ihm, dessen Herrlichkeit so groß ist“, lesen wir in einem andern Gebet, „gibt es kein Bild. Gefeiert wird er in heiligen Weisen. Er ist der Gott, der durch alle Regionen hindurchgeht, der Erstgeborene, der ist, ... der verbleibt bei den Geschöpfen im besondern und im allgemeinen“.



Nach dem Upnekhat ist das Pranu (Wort)*) Om der große Name des Brahma, (des Wesens aller Wesen). Es ist die Urausstrahlung, die Form des Lichtkörpers des Brahma, seine unmittelbarste Offenbarung und Erscheinung. In seiner Selbstanschauung sprach das höchste Wesen im Anfang der Schöpfung das Wort, in welchem die drei Prinzipien seiner Offenbarung, nämlich Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung inbegriffen waren.

Wir müssen gleich im voraus bemerken, daß es das Charakteristikum der orientalischen Spekulation ist, den Akzent auf das Wort, als den ausgesprochenen Gedanken zu legen, während die griechische Philosophie, wie wir bei Platon u. a. sehen werden, mehr das reine Denken als solches im Auge hat. So geht nach dem Zendavesta aus dem Urwesen (Zeruana akarana) das Schöpferwort (Ahunavairja, Honover) aus als Urheber der Schöpfung. Unaufhörlich wie im Anfange wirkt das Wort. Wer den reinen Honover spricht, ihn mit hoher wohllautender Stimme singt, dessen Seele schwingt sich frei in Himmelshöhen. Durch den Honover triumphiert Ahuramazda über Angromainjus.

Nach der biblischen Genesis (vgl. Psalm 33) ist das göttliche Wort das wirkende Medium der Schöpfung. In der späteren alttestamentlichen Literatur begegnen wir einer Personifikation der göttlichen Weisheit, welche die Stelle des Vernunftwortes der altorientalischen Spekulation einnimmt, so Hiob, Kap. 28, Sprüche, Kap. 8. Daran schließt sich, vielleicht schon unter dem Einflusse der hellenischen Philosophie, die apokryphe Weisheitsliteratur (Sirach, Weisheit Salom. etc.). Leider können wir der Kürze wegen nicht auf die innere Entwicklung der Lehre von der Weisheit und ihre Annäherung an die gnostische Spekulation eingehen. In den Targumin (den aramäischen Übersetzungen des alten Testaments) finden wir wieder den stehenden Ausdruck Memra (das Wort), welcher hier stereotyp die Stelle des sich offenbarenden und wirkenden Gottes annimmt und zwar so, daß der Text in bestimmter Absicht verändert wird, z. B.: „Tretet her zu mir!“ (Jesaja 48, 16)

---

*) Prâna heißt im Sanskrit: Lebenshauch, Atem.

wird: „Tretet her zu meinem Worte!“ „Die Inseln harren auf mich“ wird: „Die Inseln harren auf mein Wort“, etc.

Wenden wir uns jetzt nach Griechenland, so tritt uns dort zunächst die Orphik als ein noch ziemlich roher Naturpantheïsmus in poetischer Form entgegen. „Zeus“ wird das Urprinzip genannt, eine Gewalt, ein Dämon ward mächtiger Allherrscher, ein königlicher Körper, in dem das All kreiset“. Um diesen alles durchwaltenden Gott zu erkennen, muß man sich dem „göttlichen Logos“ in steter Betrachtung zuwenden.

Der erste Philosoph, welcher die Weltvernunft als Logos bezeichnet, ist Heraklit. Sie ist ihm das Weltgesetz, nach welchem alles geschieht, und zugleich die Heimarméne, das Schicksal. Nur das göttliche Wesen hat Einsicht und Vernunft, menschliche Weisheit ist bloß Nachahmung der Natur und der Gottheit. Nur wer dem göttlichen Weltgesetze lauscht, der findet die Wahrheit. Dieser Logos, die eherne Gesetzmäßigkeit des All, ist den Dingen immanent, aber ohne Bewußtsein seiner selbst. Der Urgrund, aus dem der Kreislauf aller Dinge hervorgeht, ist gleichsam ein Feuer (aber nicht Flamme; diese ist das äußerliche). Das Spiel des immer sich verwandelnden ätherischen Weltfeuer ist das Spiel, das Zeus mit sich selber spielt. Der Mensch findet seine Seligkeit nur, wenn er sich mit Geduld und Wohlgefallen diesem Weltspiele hingibt. Die Seele ist das bewegliche und lebendige Extrem im Gegensatz zum Körper, dessen trockene Ausdünstung, nachdem er den Himmelsäther eingesogen hat. Wie roh und wunderlich uns manches bei diesem Philosophen anmuten mag, es ist doch voll tiefer Gedanken. So war auch ihm schon das „Stirb und werde!“ bekannt. „Ich habe mich selbst gesucht“, lautet ein uns überliefertes Wort von ihm. Aus diesem Verlieren seiner selbst ist ihm die Erkenntnis aufgegangen: „Der Weiseste ist sich seiner Nichtigkeit bewußt“. Dies ist wohl als Hinweis darauf aufzufassen, daß nur aus dem Verlieren des vergänglichen das Finden des wahren Ich hervorgeht, also eine Vorahnung des Jesuswortes: „Wer seine Seele verliert, wird sie im göttlichen Wesen wiederfinden“, vgl. Luc. 17, 33; Joh. 12, 25.



Anaxagoras hat zuerst die Lehre von einer vom Stoffe abgesonderten, nach Zwecken handelnden, weltbildenden Intelligenz, dem Nûs, aufgestellt. Diesen Nûs beschreibt er als freiwaltenden Grund der Bewegung, selber unbewegt, mit keinem Dinge gemischt. Er ist der alles ordnende Geist, welcher in seiner Einfachheit und in seinem Fürsichsein allein sich selbst unterworfen ist und Macht und Wissen in sich vereinigt. Der Geist erkennt die Wahrheit der Dinge, und in der Erkenntnis des All beruht seine höchste Befriedigung. Anaxagoras beschließt die vorsokratische Naturphilosophie, deren Überwindung schon in seinem Denken begründet liegt. Seinem Schüler Sokrates war es nach dem bekannten Worte Ciceros bestimmt, die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabzurufen und in die Wohnungen der Menschen einzuführen, d. h. von der Betrachtung des Makrokosmos ab auf die geistige Welt im Innern des Menschen zu lenken. Das System seines großen Schülers Platon bildet eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege, welchen die Lehre von der göttlichen Weltvernunft durchlaufen hat, und zwar ist es die Ideenlehre, über die wir zu handeln haben.

Das Verständnis der platonischen Philosophie ist keine ganz einfache Sache, da ihr Urheber bekanntlich keine zusammenhängende Darstellung, sondern eine große Zahl von Dialogen hinterlassen hat, welche aus verschiedenen Perioden seines Lebens stammen und in welchen das eigentlich Philosophische von der äußeren künstlerischen Form oft fast erdrückt wird. Die „platonische Frage" ist trotz der jetzt schon Jahrtausende langen Bearbeitung seiner Philosophie durch Interpreten aller Nationen immer noch nicht vollkommen gelöst. Soviel steht aber durchaus fest: Platon war reiner Dualist; Gott und die Materie sind seine beiden Prinzipien von Ewigkeit her. Gott kommt es also nicht zu, die Materie zu schaffen oder aus sich zu entlassen, sondern aus reiner neidloser Güte den schon vorhandenen Urstoff zu gestalten, Ordnung in das Ungeordnete zu bringen, das ruhe- und lichtlos wogende Chaos teilnehmen zu lassen an seiner himmlischen Herrlichkeit und Seligkeit.



Im Geiste Gottes lebt von Ewigkeit her die Ideenwelt, d. h. die Gesamtheit der geistigen Urformen aller Dinge.*) Gott selbst, als ihre Spitze ist die Idee des Guten; das oberste Denkgesetz ist auch das höchste ethische Gesetz. Man kann nach Platon sagen: Gott ist der Urgrund, die höchste Vernunft, und nach seinen Ideen ist alles geschaffen, ebensogut aber: Gott und die Ideen sind eins, sie sind in ihm und sonst nirgendwo. Nach diesen Ideen aber wird die formlose Materie gestaltet. Dabei ist durchaus festzuhalten, daß zwischen den Ideen und der Materie eine unüberbrückbare Kluft besteht. Nie gehen die göttlichen Ideen in die Dinge ein, sondern diese sind ihnen nur nachgebildet, wie die menschlichen Ideen nur ungenaue Abbilder der göttlichen sind. Trotzdem finden sich bei Platon Ansätze, diese Kluft zu überbrücken, nämlich in seiner Seelenlehre. Ein Mittelwesen zwischen oberer und unterer Welt ist die Weltseele, das erste Produkt der Einwirkung der Idee auf die Materie. Aber auch hier tritt gleich wieder der Dualismus zu Tage, denn der guten Weltseele gegenüber steht eine böse als Ausdruck des Widerstrebens der formlosen unbegrenzten Urmaterie gegen den gestaltenden und begrenzenden Einfluß der Ideen. Die körperlose menschliche Seele war ursprünglich bei Gott, selbst göttlicher Natur und deshalb der Anschauung der Ideen teilhaft; einer vorzeitlichen Schuld halber ward sie zur Strafe in den irdischen Leib versenkt, vergaß die Ideen, behielt aber die Fähigkeit, sich ihrer wieder zu entsinnen. Dieser angeborenen Ideen vermögen wir uns immer deutlicher zu erinnern, am deutlichsten durch die philosophische Wahrheitserkenntnis. Darum philosophieren die Götter nicht, weil sie stets im Besitze der Wahrheit sind. Mittelwesen zwischen der oberen und der unteren Welt sind auch die Gestirngeister, die

*) Es ist wohl zu beachten, daß die Stufen des platonischen Systems die in die Außenwelt projizierten Formen des menschlichen Denkens sind. Platon vollzieht hier teilweise unbewußt, was Kant zwei Jahrtausende später vollbewußt aussprach; doch sagt auch er schon im Phaedon, es sei verkehrt, die Dinge unmittelbar erforschen zu wollen, man müsse sich an das Denkvermögen halten und mittels der Begriffe die Dinge erforschen.



sichtbaren und gewordenen Götter.*) Trotzdem, um es noch einmal hervorzuheben, hält Platon seinen Dualismus aufrecht, die Verbindung zwischen Geist und Materie ist stets eine rein äußerliche. Dementsprechend sinkt der Leib beim Tode in seinen materiellen Urgrund zurück, während die Seele zur Ideenwelt emporsteigt. Es ist aber leicht zu ersehen, daß Platons Philosophie Handhaben genug bietet zur Ausgestaltung eines Einheitssystems, also was später die Neuplatoniker in großartiger Weise durchführten, bei ihm im Keime schon vorhanden war. Zur Ausbildung der Logoslehre hat er von allen vorchristlichen Philosophen das vorzüglichste Material geliefert.

Aristoteles dagegen hat zur Entwicklung dieses Gedankens nicht viel beigetragen. Gott ist ihm der erste Beweger, das Denken des Denkens (nóesis noéseos), steht aber dem inneren Wesen der Welt völlig abstrakt gegenüber. Nur ein Passus aus seiner Logik ist von ihm anzuführen. Dort unterscheidet er nämlich von dem Gedanken der (menschlichen) Seele, dem éso lógos, das ausgesprochene Wort, den exo logos. Diese Unterscheidung ist wichtig, weil sie in der späteren Philosophie auch auf die göttliche Vernunft übertragen wurde.**)

Die Weltanschauung der Stoa war ein materialistischer Pantheismus. Diese Schule hat besonders zur Fixierung der Terminologie unserer Lehre beigetragen. Platon braucht das Wort „logos“ in den verschiedensten Bedeutungen, in unserem Sinne aber mit wenigen Ausnahmen so gut wie garnicht.***) Nach der Lehre der Stoa ist die Welt ein großes lebendiges Wesen, und Gott in demselben sowohl die beherrschende Kraft, wie die Weltvernunft (logos), welche die Geschicke lenkt

---

*) Hier ist zu bemerken, daß bei Platon, wie überhaupt im griechischen Sprachgebrauch, Göttliches mit geistigem im höchsten Sinne zusammenfällt.

**) In unentwickelter Form findet sich dieser Gedanke schon in Platons Sprachphilosophie. Dieser unterscheidet nämlich am Wort das Material- und das Formalprinzip. Letzteres ist der Begriff (logos), ersteres das Wort (ónoma) als äußeres Zeichen.

***) Hauptsächlich kommt eine Stelle im „Staate“ in Betracht, wo er die Vernunft (logos) selbst als die oberste Hypóthesis bezeichnet, nämlich die Idee des Guten.

und die Materie durchdringt. Bei aller Einheit von Gott und Welt unterscheiden die Stoïker doch sehr streng zwischen dem Stoffe und den ihn durchdringenden eigenschaftslosen Kräften, besonders der eben genannten Urkraft. Wie alles Wirkliche fassen sie aber den Logos — hier tritt der Materialismus zu Tage — mehr körperlich und zwar als Feuer oder warmen Hauch (pneuma), Diese alles belebende Urkraft, die vollkommenste Vernunft, ist das gütigste, menschenfreundlichste Wesen, die Vorsehung, die Gottheit. Von ihr gehen Kräfte, die Keimformen (logoi spermatikoí) aus, welche die Einzelwesen beleben. Der Stoïzismus ist keine Philosophie von gewaltiger Tiefe, ist aber von weitgehendem Einfluß gewesen, hauptsächlich durch seine Ethik, durch welche er in der Kaiserzeit im ganzen römischen Reiche in populärer Form auf breite Massen einwirken konnte. Stoïsche Wanderprediger zogen damals von Ort zu Ort und haben infolge der mannigfachen Ähnlichkeit ihrer Ethik mit der christlichen den Verkündern des Evangelium vorgearbeitet. An ihre Lehrweise hat sich der Apostel Paulus in mehr als einer Hinsicht angeschlossen.

Interessant ist die Verschmelzung verschiedener Bestandteile des Platonismus mit dem stoïschen System bei Posidonius (im ersten vorchristlichen Jahrhundert). Er lehrte wohl schon eine Art von entwickeltem Monismus mit Auf- und Abstieg der Geisterwelt und bereitete dem Neuplatonismus den Boden vor. Da wir aber keine Schriften mehr von ihm besitzen und uns seine Weltanschauung nur aus Bruchstücken rekonstruieren können, läßt sich völlig Sicheres nicht über ihn aussagen.

Von unvergleichlicher Bedeutung dagegen ist der Philosoph, an den wir jetzt herantreten, Philon von Alexandria, einer der tiefsten Geister aller Zeiten. Er hat die Lehre vom göttlichen Logos in einer Form ausgeprägt, in der sie weltbewegend werden sollte. Dies war ihm möglich durch eine innige Verbindung orientalischer Gedanken, besonders der Religion des alten Testaments mit platonischer und stoïscher Philosophie. Aus der religiösen Literatur seines Volkes schöpfte Philon die Grundbegriffe seines Wissens von Gott und göttlichen Dingen,



aber hoch hinaus über die Auffassung seiner Volksgenossen erhob sich sein hoher Geist bei der Interpretation der Sagen und Gestalten des Pentateuch nnd der übrigen Bücher des alten Bundes. Mag uns die konsequente Durchführung seiner allegorischen Schrifterklärung heute im großen Ganzen seltsam anmuten, für seine Zeit bedeutete sie die Befreiung vom engen Buchstabengeist. Seine Haupttat war die Anwendung der hellenischen Begriffsphilosophie auf die strengen Formen der alten Jahvereligion.

Philons System ist ein rigoroser Dualismus, aber ein Dualismus, welcher in seiner zur Vermittlung drängenden Überspannung über sich hinaus zu einem entwickelten Monismus den Weg zeigt. Gott und die Materie sind auch bei ihm die beiden Prinzipien. Wenngleich bei ihm Gott nicht wie bei Platon die Materie vorfindet, sondern erschafft, steht er doch so hoch über ihr, daß zwischen ihnen keine Gemeinschaft bestehen kann. Zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen, dem ewig vollkommenen, unveränderlichen Ungewordenen, und dem veränderlichen, leidenden, eigentlich nicht seienden, ja bösen Gewordenen gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Gottes Wesen ist so hoch erhaben, daß wir außer dem reinen Sein eigentlich nichts Positives über ihn aussagen können. Er ist besser als Tugend und Wissen, ja als das Gute und das Schöne, reiner und ursprünglicher als die Einheit, seliger als die Seligkeit; er ist vom menschlichen Gesichtspunkte aus eigenschaftslos. Dennoch ist Gott die alles wirkende Ursache, die Vernunft (Nûs) des All, der allein das wahrhaft wirkliche Sein zukommt.

Wie wäre nun die Wirksamkeit Gottes auf die untere Welt anders zu denken, als durch Mittelwesen, welche die abgrundtiefe Kluft auszufüllen bestimmt sind? Hier treten nun die platonische Ideenwelt und der stoïsche Logosbegriff gemeinsam auf den Plan, um sich mit der jüdischen Vorstellung vom göttlichen Offenbarungswort zu einem Ganzen zu verbinden. „Wie eine im Geiste des Baumeisters im voraus entworfene Stadt nirgends außerhalb, sondern nur in der Seele des Baumeisters existiert, so hat die Ideenwelt keinen Bestand als in



dem anordnenden göttlichen Logos". „Die intelligible Welt ist, um es mit klaren Worten auszudrücken, nichts anderes, als die weltbildende göttliche Vernunft. Moses gibt, indem er die Entstehung des Menschen beschreibt, ausdrücklich an, daß dieser nach dem Bilde Gottes gestaltet wurde; wenn also ein Teil Abbild des Abbildes ist, so muß die Gesamterscheinung, die ganze sinnliche Welt, in noch höherem Sinne eine Nachbildung der göttlichen Bildung, also das Urbild, welches wir die intelligible Welt nennen, die Idee der Ideen, Gottes Logos sein." Gott erkannte, als er die Welt schaffen wollte, daß jedes Werk ein geistiges Urbild haben muß, darum bildete er zuerst die übersinnliche Welt der Ideen. In dieser sind die Urbilder der Einzeldinge und Einzelwesen enthalten. Aber nicht nur Musterbilder sind die Ideen, sondern auch — dies ist das Stoïsche an Philon — wirkende Ursachen, übersinnliche körperlose Kräfte, welche den Einzeldingen ihre Formen und Eigenschaften einprägen. Ihre Einteilung gibt er verschieden an. Einmal nennt er zwei Hauptkräfte, Macht und Güte, sonst auch sechs nach der Zahl der Erzengel und bezeichnete sie bildlich als die Diener und Gesandten Gottes, sein himmlisches Gefolge, an dessen Spitze der Logos steht. Dieser ist weder mit Gott noch mit dem Weltstoff identisch, sondern ein Mittelwesen zwischen beiden. Philon nennt ihn Gottes eingeborenen Sohn,*) sein Abbild, den zweiten Gott, auch den obersten Engel. Aber nicht nur kosmologische Bedeutung hat der Logos. Er ist für die Menschen die immer fließende Quelle alles Wahren und Guten, der ihnen das wahre Himmelsbrot vermittelt, ihr Hoherpriester und Fürbitter (Paraklet) vor Gott. So verbindet Philon mit hohem Geistesflug religiöse Tiefe und kann als direkter Vorläufer des Apostels Paulus und des Verfassers des vierten Evangelium angesehen werden.**)

---

*) Ebenso nennt Platon im Timaeus die Erscheinungswelt.

**) Wir können nicht von ihm scheiden, ohne eine Streitfrage in der Logoslehre zu berühren. Wie beim Menschen zwischen innerer und äußerer Rede, dem Logos endiáthetos und dem Logos prophorikós (d. h. dem Gedanken und dem ausgesprochenen Wort) nach stoischem Sprech-

„Im Anfang war der Logos, und der Logos war bei Gott, und göttlichen Wesens war der Logos.*) Als ein solches war er im Anfang bei Gott. Alles ist durch ihn geworden, und ohne ihn ward nichts, was geworden ist...... Und der Logos ward Fleisch und nahm in uns seine Wohnung, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als die eines Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit." Nur Blindheit könnte leugnen wollen, daß es Philons Logosbegriff ist, welcher dem Verfasser des Johannesevangeliums vorgeschwebt hat. Aber etwas weiß der Evangelist zu melden, was Philon nicht wußte, nämlich, daß der Logos Fleisch geworden ist, eine Offenbarung, höher als alle Weisheit Griechenlands und des Judentums. Der Gedanke der Gottmenschheit, den alle Denker und Propheten nur ahnten, ist konkret geworden. Die Kluft zwischen Unendlichem und Endlichem, Ungewordenem und Gewordenem ist wahrhaft überwunden. Das Göttliche ward Fleisch, und zwar nicht nur so, daß ein vereinzelter Strahl auf einem bevorzugten Individuum ruhte, sondern der ganze Logos ging ein in die Menschennatur. Was bedeuten gegen diese wahrhaft göttliche Erkenntnis alle dogmatischen Streitereien der nächsten Jahrhunderte, ob Christus mit dem Vater gleichen oder nur ähnlichen Wesens sei, über die Vereinigung der Naturen in seiner Person, ob ein oder zwei Willen in ihm angenommen werden müßten, ob seine Mutter als Gottes- oder Christusgebärerin anzusprechen sei

---

gebrauch unterschieden wird, so nimmt Philon auch bei dem göttlichen Logos eine entsprechende Doppelform, nämlich einen auf das Übersinnliche und einen auf die Erscheinungswelt gerichteten Logos an. Zeller bestreitet, daß Philon die Begriffe des Logos endiáthetos und Logos prophorikós auf die göttliche Vernunft übertragen habe, setzt sich aber damit nicht nur in Widerspruch zu anderen Forschern, sondern auch zu seiner eigenen Darstellung, in welcher er ausdrücklich eine Zweiteilung des Logos zugibt, aber in Abrede stellt, daß Philon damit den Unterschied der inneren und äußeren Rede gemeint habe. Also im Grunde nur ein Wortstreit!

*) Man darf nicht übersetzen „Gott war der Logos", sondern könnte nur wörtlich wiedergeben „ein Gott war der Logos". Sinnentsprechender ist unsere Fassung. Auch Philon macht die Unterscheidung von Theós (Gott) mit und ohne Artikel.

und dergleichen mehr! Der Menschheit war das große Wort von der Gottmenschheit verkündet und konnte ihr nicht mehr genommen werden.

Schon im ersten Jahrhundert unserer Ära trat unter den Anhängern der neuen Religion der Gegensatz zu Tage zwischen solchen Christen, welche für eine erkenntnismäßige Durchdringung, und anderen, welche für eine rein glaubensmäßige Aneignung der Heilsbotschaft eintraten. Erstere nannten sich Gnostiker, die zweiten Pistiker. Die heute zumeist herrschende, auf Albrecht Ritschls Lehre basierende Theologenschule, welche den Intellektualismus ablehnt, dürfte im neuen Testament, recht angesehen, nur eine geringe Stütze finden; denn die johanneischen, aber auch die paulinischen Schriften zeigen zum Teil einen ausgesprochen esoterischen Charakter.*) Auch im Matthäusevangelium begegnet uns die Stelle 13, 11 vom „Wissen um die Geheimnisse des Himmelreiches“.

Mit der Ausbreitung des Christentums fand auch die Logoslehre weitere Ausbildung. Wohl alle Väter der alten Kirche haben sich mit ihr beschäftigt. Hier tritt unleugbar die Erscheinung zu Tage, daß Christus, wie auch durchgehends im neuen Testament, als dem Vater untergeordnet und nicht, wie die spätere Kirchenlehre will, gleichgeordnet angesehen wird. Wie im neuen Testament Christus als Abbild des unsichtbaren Gottes, als Erstling der ganzen Schöpfung — in ihm wohnte die Fülle (das Pléroma) der Gottheit leiblich, heißt es Kolosser 2, 9 ganz gnostisch — als Abglanz der Glorie und Abdruck des Wesens Gottes (Hebr. I, 3) bezeichnet wird, so sagt Justin, der Märtyrer: „Wir verehren den Meister, in dem wir den Sohn des wahren Gottes selbst erkennen und dem wir den zweiten Platz anweisen“. Derselbe Kirchenlehrer nennt den Logos die erste Kraft nach dem Vater aller. An ihm hat das ganze Menschengeschlecht teil, sodaß, wer je nach dem Logos gelebt hat, Christ war. Heraklit, Sokrates und viele andere waren Christen vor Christus.

*) Die Stellungnahme in Tim. 6 gegen die „Antithesen der Gnosis“ und die Polemik der Johannesbriefe richten sich gegen den einseitigen Doketismus.

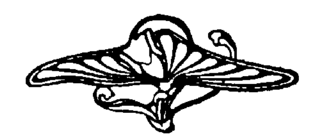


Athenagoras bezeichnet als erste Hervorbringung des Vaters den Sohn, der in der Idee und der Kraft bei ihm war und durch den alles ward. Tatian nennt ihn das erstgeborene Werk des Vaters, welches aus dem Willen seiner Einfachheit hervorgeht. Irenaeus sagt zwar, daß Gott ganz Logos und daß die alles einschließende Vernunft ganz Vater sei, lehnt aber die Frage betreffs Hervorbringung oder Erzeugung als über menschliches Wissen hinausliegend ab und erkennt bei Erläuterung der Stelle Markus 13, 32 die Unterordnung des Sohnes unter den Vater an, allerdings in dem Sinne, daß ohne Unterschied des Seins zwischen beiden der Vater des Sohnes Quelle und Ursprung ist. Eine interessante Wendung wußte Irenaeus der Logoslehre durch die geschichtsphilosophische Betrachtung zu geben, daß der erste Mensch für seine göttliche Bestimmung nicht reif gewesen und darum die Menschheitsgeschichte als eine Erziehung durch die Stufen der göttlichen Offenbarung hindurch zur Aufnahme des göttlichen Logos hin anzusehen sei. In der Fülle der Zeit „adoptierte" der Logos die menschliche Natur, um sie göttlich zu machen. Dies war die zweite Schöpfung.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Blick auf den zweiten großen Alexandriner, Clemens, welcher hellenische und christliche Bildung auf das schönste vereinigte. Nach ihm durchdringt der Logos das Weltall als geistiges Prinzip und ist der Menscheit von jeher eine Quelle der Erleuchtung. Überallhin ausgegossen belehrte er nicht nur die Propheten, sondern auch die Philosophen; wie das mosaische Gesetz den Hebräern, so war die Philosophie den Hellenen ein Erzieher auf Christus hin. Zwar ist Platon der trefflichste der Philosophen, doch findet sich die ganze philosophische Wahrheit nicht bei einer Schule, sondern in allem, was von jeher von den Philosophen Gutes gelehrt ward. Wir bedürfen der Philosophie, um von der Pistis zur Gnosis fortzuschreiten, denn der Zweck der Religion ist gleichfalls, von der unvollkommenen zur vollkommenen Wahrheitserkenntnis zu gelangen. Gegenstand der Gnosis ist nicht eigentlich Gott, der an sich unerkennbar ist, sondern sein Abbild und Werkzeug, der göttliche

Logos, d. h. das von Gott ausgehende schaffende Prinzip, welches in seinem stufenweisen Heraustreten als Mittler und in Christus als Lehrer der Menschheit offenbar wurde. Einen so hohen und weitherzigen Standpunkt hatte man um die Wende des zweiten Jahrhunderts in Alexandria, der Vaterstadt der Gnosis, erreicht. Wir werden in der folgenden Betrachtung noch mehr von dort vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)



Aphorismen.

Nimm dir jeden Morgen vor, heute jemand eine Freude und, so viel du kannst, glücklich zu machen. Geh' dann an deine Arbeit und tue vor allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh.

B. Auerbach.

Der Erzieher hat nicht sowohl das Richtige zu tun, als das Richtige zu sein. Das stillberedte Beispiel allein wirkt unvergleichlich tiefer und nachhaltiger als die lautesten Worte und handgreiflichsten Zurechtweisungen.

Rosegger.





Weh' dem — — — — — —.

Von Ferd. Heinze.

> Gott aber sprach: Tritt nicht herzu, ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.
>
> Mose 2, III.

I.

Was ist's?! — — Soll auch auf dich, du strahlendes Ägypten, sich Finsternis herniedersenken? — In Nacht und Fesseln schlagen die Gemüter? — Hüte dich, — noch strahlt dein Stern! — Noch ruht in deinen Pyramiden kein balsamiert Gebein der Pharaonen. Noch dienen sie der Weisheits Offenbarung heiligen Zwecken. Und ehrfurchtsvoll naht dem Heiligtum der Schüler, zu lauschen hoher Lehre.

II.

In Schweigen hüllt sich ringsum alles. Nur hin und wieder tönt leichter Tritte Schall. Schweigend oder leise flüsternd nahen paarweis' die Novizen. — -- — Und nun allein, ein Lehrer. Obwohl die Haltung königlich, erscheint umflort sein Auge, und zögernd tritt er ein. Da ist's, als flute ihm entgegen die Kraft des nahen Heiligtums. Und draußen bleibt sein zweites Ich — das Tier. Dort wartet seiner Wiederkehr der seelenlose Schemen. — Voll Begeisterung entströmt die Rede seinem Munde und ergreift die Herzen seiner Schar. — Und alle scheinen entrückt dem Raume, im Meere der Unendlichkeit zu schweben. — Hehr und heilig ist die

Stunde. – Doch nicht ewig während. Und zur rauhen Wirklichkeit zurück kehren die Gemüter. Schweigend – noch unter dem Eindruck des Erlebten, treten wieder paarweis sie den Heimweg an. – Längst ist der letzte Schritt verhallt, und nur der Lehrer weilt im heiligen Raume. Hingestreckt zu des Altares Füßen fleht er um Kraft zum kommenden Kampf. Von seiner Seele wälzt es sich wie schwere Last. Aufatmend richtete er sich empor, um zögernd aus dem Heiligtum zu schleichen. Und draußen wartet seiner der seelenlose Schemen. Kaum ist die Schwelle überschritten, so folgt er ihm. Sein zweites Ich. – – – – – – – – – – –

Längst wähnte er es tot, doch eines Tages fühlte er von neuem sein Erwachen. Und zum Bewußtsein ward es ihm, daß es nur tief geschlummert. Die Wurzel war geblieben und schöpfte Kraft aus seiner Seele. Und dennoch – – schritt er weiter, schuldbeladen. Wohl hoffend, daß des Tieres Tod erfolgen würde.

Er lüftete mit kühner Hand den Schleier, der der Gottheit Bild verbarg. Kraft strömte ihm auch fernerhin entgegen. Doch ward sie ihm zum Fluch, denn nur vorhandenem fließt Stärkung zu. Und vorhanden war das Tier. Es nahm zu an Größe und Gewalt. Seinen Schöpfer droht' es zu vernichten. Denn was das Tier an Kraft erhielt, das ward von ihm genommen. Unvermeidlich ward sein Sturz, doch wollt' er wenigstens im Heiligtume sterben. – – – – – – –

Hilflos hingestreckt, so fanden ihn daselbst die Schüler. Obwohl Bestürzung sie erfaßte, trieb Liebe sie, rettend einzugreifen. Erfolgreich war ihr Tun, denn wieder kehrte das Bewußtsein. Langsam schlug die Augen auf ihr Lehrer. Hervor stahl sich ein Dankesblick. Den Nächsten zog er zu sich nieder und sprach zu ihm die Worte: „Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld." – Die Lehre mußte noch gegeben werden. Doch dann entfloh befreit die Seele ihrem Kerker. Seltsam, den einen Gedanken hatten alle: „Dies ist der Anfang von Ägyptens Ende."





„Es waren auch zu den Zeiten Riesen auf Erden“.*)

Von Theodor Jordan.

In „Isis entschleiert“ und der „Geheimlehre“ von H. P. Blavatsky wird die Oster-Insel als der Wohnort einer prähistorischen Rasse erwähnt, und Naturforscher, welche diese Insel besucht haben, erzählen merkwürdige Dinge von den Ruinen, welche dort zu finden sind. Die Insel ist jetzt klein und von einigen Hundert Polynesiern bewohnt, enthält aber mehr als 500 Statuen, welche einander im Aussehen ganz ähnlich, in Größe aber zwischen 2 und 25 Meter hoch sind. Vor 40 Jahren wurden zwei von diesen Statuen nach England gebracht, und können jetzt im Britischen Museum gesehen werden. Wer hat diese Statuen aufgestellt und zu welchem Zweck?

Jede Statue ruht auf einem breiten Unterbau, welcher oft 500 Fuß lang und 10 Fuß hoch ist. Dieser wurde aus riesenhaften Steinen ohne Mörtel gebaut und die Statue wurde darauf gestellt, so daß sie mit dem Gesicht stets gegen das Meer gerichtet war. Solche Unterbauten waren aber mehr, als der Name besagt; es waren Grabstätten. Die Steine sind entweder d r e i e c k i g oder p y r a m i d e n f ö r m i g. Eine Öffnung gibt es nicht, so daß man daraus schließen kann, daß die Sitte herrschte, eine Grabstätte, welche einmal zugeschlossen war, niemals wieder zu öffnen. Das Gewicht der Statuen ist manchmal 250 Tonnen (5000 Zentner), sie sind aber immer genau in der

*) Das Material zu diesem Artikel wurde einem Aufsatze der englischen Zeitschrift „London“ (Juli-Heft) entnommen.

Mitte des Unterbaues aufgestellt. Nach den Funden, die dort gemacht worden sind, können wir schließen, daß die ganze Oster-Insel die Begräbnisstätte einer prähistorischen Rasse war. Ganz auffallend ist es, daß hier überall das Dreieck und die Pyramide als Formen benutzt wurden. Wohin man schaut in den Zivilisationen der mystischen Vergangenheit, finden wir diese zwei Formen als ein Symbol des Unendlichen; in Babylonien, Hindustan, in China und Ägypten, in Yukatan-Mexiko, wo 400 Pyramiden gefunden worden sind, und in Peru finden wir dieses Symbol der Göttlichkeit, die Anrufung an die Dreieinigkeit. Die Rasse, welche die Oster-Insel als Begräbnisstätte gebraucht hat, muß mit den Rassen, welche das Dreieck und die Pyramiden zu Symbolen hatten, in Beziehung gestanden haben. Sogar die Insel selbst hat eine dreieckige Form und wurde deshalb wahrscheinlich als der geeignetste Ort für die Seligen betrachtet.

Ein zweites Symbol, welches auf dem Rücken der Statuen zu finden ist, liefert noch ein Verbindungsglied mit den mystischen Rassen der Vergangenheit, nämlich: der Kreis. Dieser ist das Symbol der Ersten Ursache, in welchem alles lebt und sein Dasein hat; der Kreis mit dem Punkt in der Mitte ist die erste Ausstrahlung aus dem Absoluten. Die Sonne ist das Symbol dieser Ersten Ursache, und Steinkreise findet man in Peru, Indien, Arabien, Nord-Afrika und Nord-Europa, wo sie Druidische Kreise genannt werden.

Auch müssen die Menschen, welche die Statuen auf der Oster-Insel gemacht und auf ihren Platz hingestellt haben, bedeutende Ingenieure gewesen sein. Heute ist es keine leichte Arbeit, einen Stein von 600 Zentnern Gewicht aufzustellen, und diese Statuen wiegen 5000 Zentner! Der Steinbruch, aus welchem die Statuen gehauen wurden, befand sich manchmal weit entfernt von der Begräbnisstätte, und die Steine mußten dorthin transportiert werden. Gewiß hatte diese längst verschwundene Rasse andere Ingenieur-Kräfte, bessere als wir heutzutage. Die Ingenieur-Werke in Peru sind bekannt als etwas staunenswertes. Es gibt dort Dämme, Reservoire und andere Bewässerungsanlagen, die von enormer Größe sind, sie



werden über Abgründe geführt, von ungeheuren hohen Mauern gestützt, manchmal durch Felsen-Gebirge als Tunnel geführt.

Dieselben enorm großen Steine wurden auch zu Bauten gebraucht; da mußten sie manchmal viele Meilen über Abgründe, Flüsse und Gebirge transportiert werden. Die Arbeit in Peru und auf der Oster-Insel wurde durch äußeren Einfluß unterbrochen. Man findet halb fertige Steine, und andere auf dem Wege von dem Steinbruch zu den Begräbnisstätten; alles weist auf eine plötzliche Unterbrechung der Arbeit hin. Mitten in der Arbeit wurden Steine und auch Steinhauer von einer Natur-Katastrophe vernichtet. In der Bibel: 1. Buch Mose 6: 4, 5, heißt es: „Es waren auch zu den Zeiten .... Riesen in der Welt ....“ „.... der Herr sah, daß der Menschen Bosheit groß war ....“ Die frühesten Rassen, die wir kennen, haben die Behauptung aufgestellt, daß Riesen ihre Länder bewohnten und ihre Traditionen sagen, daß diese durch eine Flut vernichtet wurden.

Eine weitere interessante Behauptung in Bezug auf diese amerikanischen Riesen ist, daß sie es gewesen sind, welche die Hebräischen Völker in Knechtschaft hielten, und daß von Amerika aus ein Pharao sie befreit hat. Historische Gelehrte kommen mehr und mehr zu dieser Ansicht, da die Theorie, daß der Ursprung der Hebräischen Rassen in Asien war, unhaltbar ist. — Amerika ist voll von Beweisen, daß das Land früher von Riesen bewohnt war. Die frühesten Schriftsteller stimmen darin überein, daß diese Riesen prächtige Menschen, aber gehässig waren, und daß sie auch viel Böses ausführten. Sie waren vortreffliche Goldschmiede und kunstvolle Töpfer. Einige ausgezeichnete Stücke ihrer Arbeit sind im Britischen Museum zu finden. In dem Popol-Vuh, der Heiligen Schrift der früheren Rassen in Zentral-Amerika, werden diese Riesen erwähnt: „Sie waren durch die Pracht und Dauerhaftigkeit ihrer Werke berühmt“ heißt es dort. Eine Tradition erzählt, daß eine Rasse zu einer sehr frühen Zeit in Amerika ankam, das Land aber schon von Riesen bewohnt fand, welche letztere sie nun in Knechtschaft hielten. Nach großer Anstrengung konnten sie sich befreien, infolge des Schreckens und der Vernichtung, welche vulkanische Ausbrüche



und Erdbeben hervorbrachten. Diese Legende hat große Ähnlichkeit mit der von der Auswanderung der Juden. Der Popol-Vuh erzählt auch von einer großen Flut, welche diese Rasse von Riesen mitten in ihrer Arbeit vernichtete. Nach den Überresten, welche auch gefunden worden sind, waren diese Riesen 9—10 Fuß groß.

Das Interessanteste ist, daß die Bücher Mose und die Amerikanischen Legenden übereinstimmen, in Bezug auf diese Riesen, ihre Vernichtung und ihre Charaktereigenschaften. Die Flut der Bibel ist zweifellos dieselbe Katastrophe wie die, von welcher die amerikanische Tradition erzählt, und welche durch Erdbeben, vulkanische Ausbrüche und Überschwemmungen die ganze Oberfläche des Landes veränderte und fast alle Bewohner vernichtete. Die wenigen Überlebenden waren von ihrem hohen Kulturzustand herabgestürzt. Dieses Land war der große Kontinent Atlantis, das Mutterland der damaligen Zeit, welches Missionäre und Kulturträger weit und breit aussandte. Hier lebten die Ahnen von Ägypten, Peru, der Oster-Insel und Mexiko. Wir können auch annehmen, daß die Oster-Insel, weit im Westen gelegen, einer der heiligsten Orte für die Seelen eines längst vergessenen Volkes war, und daß die Statuen seit ungeheuren früheren Zeiten dort stehen, als Beweise für die Wahrheit der Bibelworte: „Zu den Zeiten waren Riesen auf der Welt.“



Der große Mann geht seiner Zeit voraus,
Der Kluge geht mit ihr auf allen Wegen,
Der Schlaukopf beutet sie gehörig aus,
Der Dummkopf stellt sich ihr entgegen.

Bauernfeld.







Wagners Oper „Lohengrin"

vom philosophisch-esoterischen Standpunkte aus betrachtet.

Von Adolph Zippel-Dresden.

(Schluß.)

In der nun folgenden letzten Szene kehren wir äußerlich zum Beginne zurück, dieselbe Gegend wie am Anfang zeigt sich unserm Auge, und das muß auch so sein, wir haben einen Cyklus im Leben der Seele durchlaufen und müssen daher notwendigerweise zum Anfang zurückkehren, um den Ring zu schließen. Charakteristisch für Lohengrin, das Höhere, sind auch die Worte:

> „Und frag' um Spruch nach Recht und Fug:
> Da dieser Mann mich nächtens überfallen,
> Sagt, ob ich ihn mit Recht erschlug?"

Er als wissender Diener von Karma weiß, daß seine Handlung zu Recht besteht; denn er hat nicht nach seinem Willen gehandelt, sondern nur den göttlichen Willen durch sich wirken lassen, so wendet er sich trotzdem an die irdische verstandesgemäße Gerechtigkeit, um zu zeigen, daß alles nach „Recht und Fug" geschah. — Nun kommt er zum Letzten und Schwersten. Nämlich allen zu zeigen, daß er als Vertreter des Gesetzes der Liebe nicht anders handeln kann, als wie er handelt. Daß er über allen Anzapfungen seitens der bösen Mächte mit ihren niedrigen Zweifeln, Argwohn und Zauberkünsten erhaben ist und nicht zu antworten nötig hat, d. h. weil eben an solche Vertreter der dunklen Sphäre das Wissen der Meisterseele, des weißen Magiers, nie gegeben werden kann; daß er aber auf die Frage seiner irdischen Persönlichkeit, sein Niederes Selbst, unbedingt antworten muß, sei es



auch zum momentanen Schmerze desselben. Das Höhere hat gewarnt genug, hat die Schwachheit des Irdischen Selbst durch Gelöbnis und diesbezügliche Aufklärung unterstützt. Nun muß das Niedere auch die Folgen tragen, die auf solch' egoistisches Verlangen, das Höhere herabziehen zu wollen, eintreten. Es zeigt sich auch hier die Richtigkeit des Bekenntnisses des Geheimschülers in Schillers „Verschleiertes Bild zu Saïs“:

> „Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!
> Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“ —

In der nun folgenden, wohl allen zur Genüge bekannten sogen. Gralserzählung gibt Lohengrin, das Höhere, den Bericht seiner Abstammung. Diese Erzählung ist an Hand des bisher Erläuterten wohl von jedem der Leser leicht selbst und auch richtig zu deuten, sodaß wir uns dies schenken können, da es sonst zu weit führen würde. Wie es ja nicht in unserer Absicht lag, noch liegen konnte, hier eine bis in alle Details gehende philosophisch-esoterische Deutung dieses schier unerschöpflichen Stoffes zu geben. Uns lag nur daran, eine diesbezügl. Anregung zu geben und müssen alles weitere dem Forschen und Studium eines jeden selbst überlassen, und dies um so mehr, als uns wohlbekannt, daß es ein Naturgesetz gibt, das da verlangt, daß der Mensch selbständig diese Geheimnisse enträtsele. Auf keine andere Weise erwirbt er ihre wirkliche Kenntnis. Es hat keinen Zweck, für alle Zeiten jungen Vögeln gleich den Schnabel aufzusperren und zu warten, bis die Alten die Nahrung bringen. Dies mag anfangs wohl richtig und auch der natürliche Verlauf sein, aber bald heischt das Gesetz Anerkennung, das da lautet: „Wer leben will, muß selbst Nahrung zu sich nehmen. Der Mensch, der leben und im Leben handeln will, muß selbst zugreifen.“ Darum trachtet nach Erkenntnis! Wer da hat, dem wird gegeben! Es frommt nicht, müßig zu warten! „Nur wer sein ganzes Wesen weise nützt, vermag den Weg der Wahrheit zu betreten“, lehrt das Gesetz der Seele. —

Doch seien noch zwei Stellen aus der Gralserzählung erwähnt:



„So hehrer Art doch ist des Grales Segen;
Enthüllt muß er des Laien Auge fliehen; –

zeigt uns das Gesetz, daß die Kraft des Höheren, wenn sie vom Intellekt zu niedrig-egoistischen Zwecken mißbraucht wird, sofort aufhört. Ein Gleiches zeigt uns die meist mißverstandene Stelle: „Erkennt ihr ihn, – dann muß er von euch ziehn –“ denn das „erkennt“ will nichts anderes andeuten, als einen scharfen Mißbrauch magisch-mystischer Kräfte zu niedrigen egoistischen Zwecken, oder ein Renommieren mit magischen Kräften, ein Hausierengehen mit okkulten Wissen und Erfahrungen. Z. B. wenn sich jemand anderen gegenüber rühmt, im Besitze von gewissen magischen Fähigkeiten zu sein, und seien es so einfache wie Hellsehen etc., oder wenn jemand fortwährend mit seinen sogen. astralen Erlebnissen oder bewußten Rückerinnerungen aus früheren, längst vergangenen Leben herumrenommiert, so darf er sicher sein, daß er am längsten mit dem „Schweigenden Sprecher“, der göttlichen Seele, vereint gewesen; vorausgesetzt, daß die behaupteten Tatsachen an sich auf Wahrheit beruhen, denn er hat, der Elsa gleich, sein heiliges Gelöbnis gebrochen. Im anderen Falle, d. h. daß die behaupteten Tatsachen unwahr, haben wir ihn ja nur als krankhaften Phantasten und eitlen Fant, wenn nicht als bewußten Betrüger anzusprechen. Es hat eben wie überall sonst, so auch hier, der alte Maßstab des Meisters von Nazareth Geltung: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ –

Es wäre nun noch ein Wort über den Namen Lohengrin zu sagen. Möglicherweise ist dem einen oder anderen Leser beim Anhören der Oper aufgefallen, daß alle beim Nennen des Namens, wenn Lohengrin singt: „Sein Ritter ich – bin Lohengrin genannt“ freudig aufjauchzen. Es macht auf den aufmerksamen Beobachter den Eindruck, als ging allen mit einem Male ein Verständnis auf, ein Verständnis, das ein tieferes Erfassen der ganzen Vorgänge in sich zu schließen scheint. Es hat dies auch schließlich seine Berechtigung; denn der Name Lohengrin gibt auch gewissermaßen volle Auskunft nicht nur über Namen, sondern auch über Fahrt und Art, sofern



wir ihn nur richtig lesen. Lohengrin bedeutet: „Grünendes Reis vom Stamme der Großen Loge."

Nun noch wenige Worte über die letzten Vorgänge. Während der Schwan wieder naht, um Lohengrin zurückzubringen, übergibt dieser der Elsa für ihren Bruder Gottfried, wenn er nach Jahresfrist zurückkehrt: sein Horn, Schwert und Ring; Symbole, deren Deutung uns gleich klar werden wird. Da erscheint Ortrud auf dem Plan und singt, den Schwan erblickend:

„Fahr' heim! Fahr' heim, du stolzer Helde!
Daß jubelnd ich der Törin melde,
Wer dich gezogen in dem Kahn:
Das Kettlein hab' ich wohl erkannt,
Mit dem das Kind ich schuf zum Schwan:
Das war der Erbe von Brabant!"

Somit in scheinbar „unbegreiflicher" Weise ihre Schandtat selbst verkündend, weshalb wohl auch diese Stelle auf der Bühne meistens in:

„Am Kettlein, das ich um ihn wand,
Ersah ich wohl wer dieser Schwan:
Es ist der Erbe von Brabant!"

umgeändert gesungen wird. Eine Abänderung, die wie alle aus derartigem besserwissenden Nichtverständnis entstehenden, lieber unterlassen werden sollte. Wir aber verstehen, es ist die Nähe des Gralsboten, des Vertreters göttlicher Macht, die die Vertreter des Bösen selbst zum Bekenntnis treibt und sei es im scheinbaren Triumphe. Lohengrin, der Sendbote des Grales, sinkt zu kurzer Meditation in die Knie, da erscheint die Gralstaube, das Symbol der himmlischen Liebe, zum Zeichen, daß alles alte Karma sich erledigt hat. Lohengrin löst die Kette, der Schwan taucht unter und ein Jüngling in glänzendem Silbergewande erscheint (wie der Komponist vorschreibt). Lohengrin aber singt:

„Seht da den Herzog von Brabant!
Zum Führer sei er euch ernannt!"

Ortrud bei diesem Anblicke von der Wucht ihrer eigenen Schandtaten erdrückt, stürzt mit einem Schrei der Verzweiflung

zu Boden, während Elsa in Gottfrieds Armen von der physischen Ebene abscheidet. Denn er, Gottfried, hat das erlangt, was ihr versagt, er hat den göttlichen Frieden durch treue Ergebung in den Dienst der Großen Loge erlangt, er ist anerkannt und aufgenommen. Deshalb läßt ihm der Meister auch sein Horn, Schwert und seinen Ring zurück, d. h. der angenommene Chela hat die Macht des Tones und der Sprache, das Schwert der Erkenntnis und den Ring, das Symbol der ewigen, untrennbaren wirklichen Vereinigung. Also was der Schwester, dem weiblichen Aspekt, nicht gelang, erreicht sein Ziel im Bruder, dem männlichen Aspekt. —

Der Meister dagegen kehrt zurück zu neuen Diensten auf seiner ihm zukommenden Ebene, denn sein getreuer Chela vertritt ihn so gut er kann hier in den Niederlanden, der physischen Ebene, von ihm selbst zum „Führer" hierfür eingesetzt. Daß dies wiederum nicht äußerlich gemeint, beweist der Dichterkomponist erstens durch die Musik und zweitens schreibt er „glänzendes Silbergewand" vor, das Zeichen innerer Reinheit des vorgeschrittenen Chela.

Wir sehen also hieraus, daß es nicht zu viel behauptet war, wenn wir einleitend erklärten, daß diese Allegorie eine tiefe Esoterik, eine Einweihung in die kleinen Mysterien, ja das Mysterium der Seele selbst darstelle. Und daß nur wahrhaft spirituelles Streben und unausgesetzte Aspiration nach dem Höchsten uns dem einzig wahren Ziele näher bringen kann, nämlich dem „bewußten" Einswerden mit unserer Seele. Dann werden wir nicht nur die kleinen Mysterien glauben, weil eine innere Stimme uns dazu rät, — nein — dann werden wir das „Große Mysterium" der Seele w i s s e n, weil wir selbst diese Seele geworden sind, bewußterweise vereint mit dem Höchsten, das das All-Eine selbst ist.







Dichter über Inspiration. — Das „Berl. Tgbl." stellt in Nr. 470 nach einem Aufsatze von Dr. Rich. Hennig in der „Umschau" verschiedene Aussprüche von Dichtern zusammen, die alle beweisen, daß die Dichter an Inspiration geglaubt haben. Es heißt dort:

Goethe spricht über die Entstehung seiner schöpferischen Gedanken in einer Art, die beinahe an die Ausdrucksweise unserer heutigen Spiritisten und Trancemedien anklingt:

„Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jeder Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. . . . Er ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es ihm beliebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

Uhland äußerte sich gelegentlich in einem Briefe über das Wesen der dichterischen Inspiration in folgender, bezeichnenden Weise:

„Übrigens sieh bei deinen Gedichten nicht sowohl darauf, was man dir lobt oder tadelt, sondern ob das Gedicht in einem glühenden Augenblick entstanden oder nicht, ob es gedichtet wurde oder sich selbst dichtete, von selbst hervorsprang."

Ganz ähnlich lautende Zeugnisse und Selbstbekenntnisse liegen selbst in poetischer Form von mehreren unserer allerersten Dichter vor. Schiller äußert sich bekanntlich über die Macht des Gesanges:

„Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen."

Auch Heine zielt auf das fast Unbewußte des dichterischen Schaffens hin, wenn er sagt:

„Wie Tränen, die uns plötzlich kommen,
So kommen plötzlich auch die Lieder."

Noch deutlicher beschreibt Grillparzer seine Empfindung, daß er beim Dichten gewissermaßen unter einem höheren Zwange stehe und

wie ein Automat nur das wiedergebe, was ein unbekanntes Etwas, ein „Dämon", um des Sokrates Ausdrucksweise zu gebrauchen, in ihn hineinflüstere:

„Du nennst mich Dichter, ich bin es nicht!
Ein anderer sitzt, ich fühl's, und schreibt mein Leben,
Und soll die Poesie den Namen geben,
Statt Dichter fühl ich höchstens mich Gedicht."

Den Zeugnissen der Dichter reihen sich die Aussagen der Musiker über die an sich selbst gemachten Beobachtungen beim künstlerischen Schaffen gleichlautend an. Mozart ließ sich in einem von Jahn mitgeteilten Briefe, als er durch eine Frage angeregt war, in überaus interessanter Weise über sein geistiges Schaffen aus:

„Und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Briefe, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen, und sollten Sie nur etwas zu lachen daran finden, wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen, nämlich: Ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das; denn ich weiß selbst nicht mehr und kann auf nichts weiter kommen. Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie — das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, behalte ich im Kopfe und summe sie wohl auch für mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich das nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Kontrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente usw."

Noch bestimmter betont Johannes Brahms das Unbewußte im Schaffen des produzierenden Musikers:

„Das was man im allgemeinen Erfindung nennt, d. h. der Gedanke, die Idee, ist einfach eine höhere Eingebung, für die der Künstler unverantwortlich ist, die kein Verdienst für ihn bedeutet."

Und Anselm Feuerbach schrieb über seine Künstlergedanken:

„Es lebt beständig in mir fort. Ich sehe es vor Augen, ich sehe die Figuren sich bewegen, ich könnte es zeichnen, es ist wirklich kein Traumbild, das mich umgaukelt, es steht vor mir; aber wenn ich es fassen will, dann verfliegt es mit Tücke."

Die Übereinstimmung der Empfindungen bei so verschiedenartigen Geistern ist in der Tat erstaunlich.

In einer späteren Nummer des „Berl. Tgbl." werden dann noch folgende Ausführungen Ernst von Wildenbruchs angeführt, die einem seiner Briefe entnommen sind:

„Die Aufforderung, daß ich mich über die Art der Entstehung des



„Meister Balzer“ äußern soll, sieht einfach und leicht aus, ist aber in Wahrheit schwer, beinahe unmöglich zu erfüllen. Der Frage scheint die Annahme zugrunde zu liegen, daß mir in der Hauptgestalt des Stückes eine wirklich auf Erden wandelnde Persönlichkeit, bei Ausgestaltung der Handlung ein wirklicher Vorgang in der Erinnerung gelebt habe. Befördert wird diese Annahme jedenfalls durch den Umstand, daß ich das Stück dem Manne gewidmet habe, mit dem mich jahrelange Freundschaft verbunden hat, dem Uhrmacher Adolf Baltzer in Frankfurt a. O. Dennoch trifft die Annahme nicht zu. Die Gestalt meines Meisters Balzer ist kein Porträt nach Adolf Baltzer. Es beruht alles auf freier Erfindung. Und indem ich dies ausspreche, werden Sie begreifen, warum es mir schwer wird, Ihre Frage zu beantworten; diese Antwort würde nämlich nichts weniger und nichts mehr enthalten, als die Auskunft darüber, wie die Dichtung im Dichter überhaupt entsteht. Eine Frage, über die sich daher Tausende den Kopf zerbrochen haben, deren Beantwortung, wenn sie vollinhaltlich denkbar wäre, der Dichtung das nehmen würde, was sie zur Erlöserin der Menschheit macht, das Geheimnis.

Der „Meister Balzer“ hat, wie eigentlich alle meine Werke, Jahre lang in meiner Seele gedämmert, bevor er einen Körper gewann. Ganz zu Anfang hatte ich nur die Absicht, einen deutschen Handwerksmeister überhaupt – ich habe noch an einen Kunstschlosser gedacht – zum Körper einer ernsten dramatischen Handlung zu machen. Allmählich ist dann aus dem Kunstschlosser ein Uhrmacher geworden, und hierbei mag wohl die Erinnerung an die Uhrenstube bei Adolf Baltzer in Frankfurt mitgewirkt haben. Ich entsinne mich, daß ich einstmals bei ihm ein großes, beinahe ungeheures Zifferblatt in der Werkstatt stehen sah, und auf meine Frage, was das würde, erfuhr ich, daß es eine Turmuhr für das Dorf Rosengarten bei Frankfurt a. O. werden sollte. Ich kann wohl sagen, daß aus diesem damals noch ganz leeren Zifferblatt das Stück „Meister Balzer“ herausgewachsen ist. Wie das sich aber gemacht hat, wie mir zu dem alten Uhrmacher seine Familie, namentlich seine Tochter herangewachsen ist, und der Otto, sein Gehilfe, das, werter Herr, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, denn ich weiß es selbst nicht.

Wie es unmöglich wäre, an einem Korallenbau die einzelnen mikroskopischen Lebewesen nachzuweisen, die sich im endlosen Verlaufe der Zeit übereinandergetürmt haben, so würde es mir nie gelingen, zu sagen, wann und wie die einzelnen Lichtpunkte langsam, langsam, langsam zusammengerückt sind, aus denen die Gestalten, die Vorgänge, das ganze Drama wurden. Das werdende Werk liegt eben wie ein mit geheimnisvollem eigenen Leben erfüllter Organismus in der Seele des Künstlers, keimend und sich selbst ausarbeitend, in einem Dunkel, in das kein Auge dringt, so daß niemand, auch der Schöpfer des Werkes selber nicht, sagen kann, dies ist mein Bewußtsein, was da gearbeitet hat, dies ist das Werk selbst, das mir entgegengekommen ist.“



Richard Wagner und die Antike. Ein Beitrag zur kunstphilosophischen Weltanschauung Richard Wagners. Von Dr. Georg Braschowanoff. Preis geh. M. 4,–, in Halbleder M. 6,–.

Dieses Buch mußte geschrieben werden, und es ist gut, daß ein Wagner-Kenner wie Braschowanoff es geschrieben hat. Wagner und die Antike, das war eine Parallele, die einmal selbständig untersucht und behandelt werden mußte. Braschowanoff weist zunächst den Einfluß der Antike in der Schulbildung und dem weiteren Leben Wagners nach, er verfolgt sein Verhältnis zu Platon und Homer und geht besonders auf seine Stellung zur Kunsttheorie des Aristoteles ein. Besonders glücklich erscheint uns endlich der Vergleich Wagners mit einem der drei großen griechischen Tragiker, mit Aischylos; bei beiden liegt die Stärke in dem Heroischen, dem Erhabenen.

Das Buch wird jedem Wagner-Freunde eine Freude bereiten; vorangeschickt ist ihm eine vorzügliche Reproduktion der schönen Münchener Photographie Wagners von 1865. H.

August Strindberg. Das hohe Lied seines Lebens. Von Arthur Babillotte.

Eine Biographie des großen schwedischen Dichters wird unsere Leser gerade jetzt besonders interessieren, wo derselbe auch der theosophischen Philosophie seine Sympathie zugewandt hat. Wohl selten hat ein Mensch so viel innerlich zu ringen und zu kämpfen, als es Strindberg gehabt hat; selten hat jemand so viel Wandlungen durchzumachen. Strindberg wurde aus einem gläubigen Kinde ein Freidenker; dann wurde er Atheist, um wieder von der Religion angezogen zu werden; er wurde Mystiker im Sinne Swedenborgs; er wurde Katholik. Aber in seinem „Blaubuch" erhebt er sich kühn über alle Schranken, er wird Theosoph. Wir haben seinerzeit einige Stellen dieses Werkes wiedergegeben. Strindberg ist ein Repräsentant des suchenden Menschen unserer Zeit, und deshalb ist uns auch seine Entwicklungsgeschichte von besonderem Interesse. H.

Genickstarre, Kinderlähmung und Impfung. Von Sanitätsrat Dr. Bilfinger. Preis 60 Pf.

Eine kleine, aber doch wichtige Schrift des in weiten Kreisen bekannten Autors. Das Bedeutende und Neue dieser Abhandlung liegt darin, daß der



Nachweis mit Erfolg geführt wird, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Impfung und verschiedenen unheilvollen Krankheiten, wie z. B. der Genickstarre, der Kinderlähmung und sogar der Tuberkulose. Diese Schrift sei allen Eltern aufs wärmste empfohlen, damit sie sofort die nötigen Schritte tun können, um sofort die schädliche Wirkung der Impfung aufheben zu können durch Gebrauch entsprechender Gegenmittel. P.

Buddhismus als Reformgedanke für unsere Zeit. Von Vasettho. Preis br. Mk. 1,80.

Das vorliegende Werk will nachweisen, daß der Buddhismus eine Fülle von Heils- und Erneuerungsgedanken enthält, an denen unsere kranke Zeit genesen kann. – Der Verfasser legt die buddhistischen Ansichten dar in Fragen wie: „Das öffentliche Leben, Politik und Krieg", „Freude am Leben, Körperkultur, Kunst", „Du sollst nicht töten", „Religiöse Duldsamkeit", „Buddha und die Tiere", „Das Alkoholverbot des Buddhismus", „Der Krieg und die Lehre des Buddha"; er kommt also auf Vivisektion, Friedensbewegung, Vegetarismus etc. zu sprechen – alles Fragen, welche die vorurteilslosen Geister unserer Zivilisation augenblicklich am tiefsten bewegen. B.

Vater unser. Ein Gedicht zum Frommen derer, welche sich nach einem reineren, höheren Leben sehnen. Von Wilhelm Fischer. Preis br. Mk. 0,15.

Das in freien Rhythmen sich bewegende Gedicht ist ein Sonderdruck aus der „Sphinx" (April 1894).

Durch die „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes", Berlin, Bülowstr. 95, sind zu beziehen:

Der Tierschutz im deutschen Strafgesetz. Von Magnus Schwantje. Preis br. Mk. 0,20.

Wir empfehlen das Schriftchen allen unsern Lesern, da die hier kritisierte Strafgesetz-Novelle bald im Reichstag beraten werden wird.

Religion und Kunst. Von Richard Wagner. Preis br. Mk. 0,60.

Ein Sonderdruck des 1881 erschienenen ethischen Hauptwerkes Wagners.

Richard Wagner und die Tierwelt. Von Hans von Wolzogen. Zweite vermehrte Auflage. Preis br. Mk. 1,—.







Zweig Dresden. Strehlenerstr. 8, II. – Dem Beginne unserer Winterarbeit ging diesmal ein freudiges Fest voraus – die Einweihung unseres neuen, eigenen Heimes am 9. Oktober. Freunde der Bewegung und des Zweiges, auch von auswärts, erfreuten uns durch ihre persönliche Teilnahme an dem Feste. Eingeleitet wurde die Feier durch den Vortrag des „Wach auf"-Chores aus den „Meistersingern" auf dem Klavier. Fräulein Witt, ein Mitglied unseres Zweiges, sprach dann einen von Herrn K. S. Uhlig verfaßten Prolog, in dem die Worte des eben gehörten Chores verflochten waren, und der packend mit dem „Wach auf"-Rufe schloß. Der Vorsitzende begrüßte die Anwesenden und gab einige Daten aus der Geschichte des „Zweiges Dresden", woran sich noch ein Vortrag des Herrn Toepelmann anschloß. Der Redner behandelte die Geschichte der Theosophischen Gesellschaft, ihre Art, Methode, und den Einfluß der T. G. auf die heutige Gedankenwelt. Die zahlreich eingetroffenen Begrüßungsschreiben und Telegramme wurden unter großer Freude der Anwesenden verlesen.

An diese Feier schloß sich ein geselliges Beisammensein an, das Mitglieder und Gäste zu näherem Gedankenaustausch noch lange vereinte. Vorträge verschiedenster Art, zum Teil aus den Reihen unserer Gäste, trugen sehr zur Verschönerung dieses Teiles des Festes bei.

Allen Freunden, die uns erfreut und unterstützt haben bei der Gründung und Einweihung unseres neuen Heimes durch freundliche Wünsche, Grüße, Darbietungen und uneigennütziges Wirken, sagen wir unsern herzlichsten Dank.

Künftig versprechen wir uns durch unser neues Heim und die dadurch geschaffene günstige Gelegenheit nach innen und außen einen guten Erfolg in unsrer Arbeit am Werke. Besonders hoffen wir, daß das neu eingerichtete Lesezimmer den noch Fernstehenden Veranlassung geben wird, der T. G. näher zu treten. –

Am Montag, den 10. Oktober, begann unsere äußere Tätigkeit mit einem Vortrage von Frau Emmy Zippel: „. . . . und hätte der Liebe nicht". Die Vortragende behandelte in sehr anschaulicher Weise die Kraft der Liebe. Sie wies besonders an praktischen Beispielen aus dem Berufsleben nach, wie Liebe jede Tätigkeit adelt und jedem Berufe erst die rechte Erfüllung gibt.

K. T.



Zweig Nord-Berlin hielt am 3. Oktober seine Jahressitzung ab, in welcher der bisherige Vorsitzende Ernst John über das verflossene Jahr Bericht erstattete, dergleichen die Bibliothekarin Frau John, der Kassierer Otto Schurr und die Buchverkäuferin M. Bittkau. Die Zahl der Mitglieder beträgt 18. Für das kommende Jahr wurden gewählt: Ernst John als Vorsitzender, Hute zum Schriftführer des auswärts weilenden Mitgliedes de Nève, Scheerer als Kassierer, Frau John als Bibliothekarin und M. Bittkau für den Büchertisch. Aus den Reihen der Mitglieder gingen zwei Anträge hervor: 1. es wird ein Ausschuß von 3 Mitgliedern gebildet zur methodischen Gestaltung der Vereins-Geselligkeit; 2. ein anderer Ausschuß bereitet eine Statutenänderung vor, die zur Zeit dem Verein zur Beschlußfassung vorgelegt werden soll.

Am Montag den 3. Oktober verlas Herr Scheerer aus dem T. L. den Aufsatz von Johnston: Was die theosophische Gesellschaft nicht ist. Am 10. Oktober hielt Herr Hute einen Vortrag über das Thema: Zeitgeist und Meditation. Die Vorträge wurden durch eine längere und lebhafte Diskussion beschlossen.

Quittungen.

Es sind für September und Oktober noch folgende Beträge zu quittieren: von Zweig Berlin 9 Beiträge à 2 M. = 18 M., von Zweig Steglitz 14 Beiträge à 1 M. = 14 M., von Zweig Nordberlin 18 Beiträge à 2 M. = 36 M., von Zweig Neusalz 3 M., Zweig Westberlin 2 M., von Herrn Degenhard 3 M., von Herrn Höhne, von Herrn Zerndt und Herrn Schröder je 1 M. für Theos. Quarterly.

Dankend quittiert der Schatzmeister Ernst John.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Nr. 9. | Dezember 1910. | Jahrg. XIII.



Weihnacht!

Von Camillo Schlapal (Suhl).

Weihnacht! wie herrlich klingt dies Wort schon für den gewöhnlichen Streber, aber wie erst für solche, welche die tief-hohe Bedeutung desselben aus verborgenster Seele erfassen.

Weihnacht! – In keinem Feste des Jahres sind die Herzen so voll Freude wie gerade in diesem.

Warum?

Die äußere Feier ist nur ein schwacher Austritt der wahren Seligkeit, die in der gegebenen Zeit von innen quillt und dem nur materiell Sehenden, Denkenden, Strebenden gleich einem unerklärlichen „Etwas-Ahnen“ entströmt.

Würde nicht dieses Gefühl von erhebender und beglückender Wirkung vorangehen, so wäre die Feier nur ein kaltes Alltagsfest.

Die heutigen Massen lieben, noch alles Hohe, Erhabene, jeden edleren Gedanken entweder hinein in den Staub ihrer niederen Welt zu treten oder aber, da es an dem Fassungsvermögen mangelt, als Fantasie zu verwerfen.

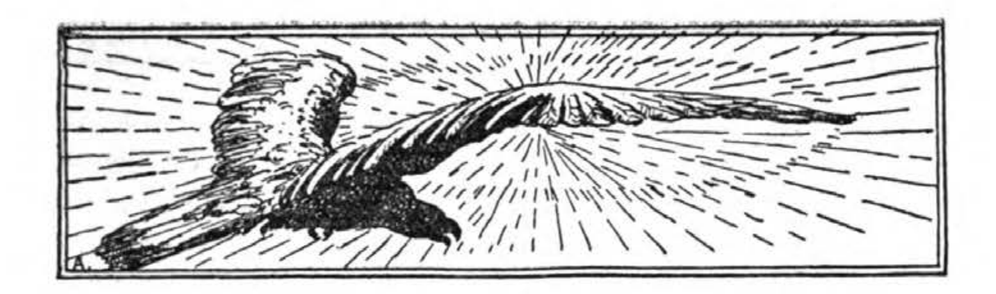
Doch sobald die Weihe-Nacht heranbricht, da ruht sogar Streit und Haß im Gewirre und der größte Teil ist's, der sich unbewußt beugt, still und ehrfürchtig vor ihrer hehren Majestät.

Weihnacht! Nacht der Einweihung — hellstrahlende uralte Wahrheit, du bist es, wonach sich alle Herzen immerdar im geheimsten gesehnt, du bist es, wonach sie stets auf der Suche sich befanden — befinden, aber nur wenige haben den Weg zu dir entdeckt, dich geschaut in deinem reinsten Wesen. —

Noch ist die Menge zu bequem, ohne Mühe will sie dich erfangen, sie hascht nach dir oberhalb, unterhalb, außerhalb, links, rechts, immer wieder auf's neue — ohne Erfolg.

Der schlichte Weg ist ihnen zu einfach, sie irren lieber kreuz und quer, das erfassend, was ihrem Auge am nächsten — am schönsten dünkt und sie schleppen die Lasten den ganzen Tag mit sich, bis der Abend naht und mit demselben die — Ermüdung. Sodann — bevor der Schlaf ihnen das Auge zudrückt, wird rasch überzählt und so mancher kommt in diesem Augenblicke zur Einsicht, daß er nur Täuschungen mit sich herum getragen, Dinge, die neben dir, o Wahrheit, wertlos, weil sie Eintagsfliegen sind, die keine Nacht überleben, geschweige denn den nächsten Morgen erblicken, wertlos, weil sie sich erbeuten, erkaufen lassen, während du nur entdeckt — wiedergeboren — errungen werden kannst. Wer dich errungen, den hast du errungen für — ewig; der kennt das „Etwas-Ahnen“ der Menge, ihr Leiden und die Ursachen, ihre Sehnsucht im Herzen, der kennt die — Weihnacht.





Johanna d'Arc.

Von A. G.

Das erste Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts sah Frankreich in seinen niedersten und traurigsten Umständen. England hatte alles Land nördlich der Loire erobert, während das südliche Land zersplittert und beunruhigt war durch einander bekämpfende Parteien, deren einziges Ziel der eigene Vorteil war. Der unverantwortliche Dauphin hielt noch einige Festungen an dem Ufer der Loire. Um den Zugang zu den fruchtbaren Fluren des südlichen Frankreichs zu gewinnen, überfiel England jene Besitztümer von Norden her, und machte gleichzeitig eine Alliance mit dem Herzog von Burgund, dessen Gebiete weit nach Süden lagen. Der Dauphin lief also Gefahr, eingeschlossen zu werden, und als der Fall seiner Festung Orleans als gewiß anzusehen war, bereitete er sich vor, nach Italien zu entfliehen. Inmitten dieser Ereignisse erschien jene erhabene Gestalt, Johanna d'Arc, deren gebietende Persönlichkeit und belebende Führerschaft Feiglinge in Helden und Niederlagen in Triumphe verwandelte. Die Tatsachen über ihre militärischen Heldentaten sind zu gut bekannt, um sie hier zu wiederholen, aber die spirituellen und religiösen Aspekte der Natur dieses Mädchens sind wohl unserer Betrachtung wert.

Johanna d'Arc muß in der Tat ungewöhnliche Charakterstärke und andere Eigenschaften von hoher Art besessen haben,

---

Übersetzt aus dem „Theosophical Quarterly", Vol. VI, Nr. 22 (1908).

um mit der Rettung Frankreichs in solch einer schweren Krisis in dessen Geschichte betraut werden zu können. Von Geburt eine Bäurin, ohne Erziehung, vereinigte sie in sich eine so vollkommene Kenntnis in der Schulung und Handhabung von Truppen, dem Aufstellen der Artillerie und der allgemeinen verständigen Kriegsführung, mit einer so unauslöschlichen religiösen Inbrunst, daß man sie für ein durch den Geist Gottes beseeltes Wesen hielt. In der Tat dürfte uns letztere Ansicht hauptsächlich interessieren, denn eine hinreichende Erklärung von Johannas Großtaten kann nur darin gefunden werden.

Als kleines Kind war Johanna schon wegen ihrer Reinheit und selbstlosen Natur in ihrer Umgebung bekannt. Sie duldete im Kreise ihrer Spielkameraden in deren Zeitvertreib und Kurzweil keinerlei Roheiten; war aber ihrer Mutter in der Bewältigung der Hausarbeiten sehr zur Hand, im Nähen, Stricken und beim Besuch kranker Freunde. Bemerkenswerte Momente werden angeführt, ihren Mut zu illustrieren.

Eines Tages brach in einem Gefängnisse ein Wahnsinniger los, der wegen seiner Gefährlichkeit interniert war und nachdem er eine Axt in seine Gewalt bekommen hatte, sich wütend einer Gruppe von Landleuten näherte, unter welchen auch Johanna sich befand. Alles floh, und was das Schrecklichste für einige war, welche zurückschauten, Johanna stand allein und trat mutig dem Rasenden entgegen. Er eilte wie verstohlen mit erhobener Axt und wilden Augen auf sie zu, aber Johanna, unerschrocken, schaute ihm gerade in die Augen, und er hielt an und ließ langsam die Axt sinken. Eine Minute später führte ihn das Mädchen zurück in sein Gefängnis, die Axt sicher in ihrem eigenen Besitz, und er folgte ihr so artig wie ein Kind. Dieses Ereignis ist bewundernswert, wenn auch nicht ganz sicher verbürgt. Aber ob wahr oder nicht, Johannas ganzes Leben in jener Zeit bewies, daß sie Eigenschaften besaß, die der allgemeinen Menschheit ganz und gar fehlen.

Der erste große Wechsel in Johannas Leben trat ein, ehe sie noch 14 Jahr alt war. Eines Tages, als sie in ihres Vaters Garten spazieren ging, erschien ein strahlendes Licht zu ihrer Rechten, und aus diesem Licht kam eine Stimme, welche

sprach: „Johanna, bleibe ein gutes und artiges Kind, gehe oft in die Kirche." Johanna, bleibe gut! Was mehr konnte ein Erzengel, was weniger konnte ihre Mutter sagen? Aber in einer solchen Art und zu solch einem Kinde kommend, drückten diese einfachen Worte eine tiefere Bedeutung aus, und Johanna verdoppelte ihre ergebungsvollen Andachtsübungen. Die größte Veränderung jedoch vollzog sich in ihrer Gemütshaltung. Sie lebte nicht länger das sorglose Leben eines unreifen Kindes, sondern erfaßte das Seltsame ihrer Lage und ernsthaft beschloß sie sich darin zu stärken. Diese Periode der Vorbereitung und Übung dauerte etwa vier Jahre; Johanna hatte während dieser Zeit Visionen und erhielt beinahe täglich Belehrungen. Diese „Stimmen", wie sie diese Dinge nannte, fuhren fort, sie in rechtem Leben und Denken zu unterweisen, und allmählich begann in ihr das größte Mitleid für Frankreich lebendig zu werden, welches bald zu einer Leidenschaft wuchs. So sehen wir, daß von Anfang an die Stimmen Johanna für ihre zukünftige Mission vorbereiteten, nicht bloß für ihre militärische Laufbahn, sondern ebensowohl für ihr spirituelles Leben.

In diesen Stimmen kann das Wesentlichste ihrer religiösen Erfahrungen gefunden werden; um also ein klares Verständnis derselben zu erhalten, müssen dieselben sorgfältig betrachtet werden. Des Schreibers eigene Meinung über dieselben ist, daß es direkte und persönliche Verbindungen oder Mitteilungen der Loge waren, welche Johanna erhielt; und dies beruht auf zwei Hauptgründen. Erstens, es ist augenscheinlich, daß, wie das Resultat beweist, England nicht länger Macht über Frankreich behalten sollte; und da Frankreich vollständig desorganisiert und seelisch entmutigt war, sandte die Loge [1] einen besonderen Agenten, das Werk der Regeneration auszuführen. Zweitens, Johanna d'Arc zeigte in ihrem Leben und in ihrem Märtyrertum die untrüglichen Zeichen, welche alle Arbeiter der Loge aufwiesen. Sie verbrachte zunächst einige Jahre ihres Lebens in Meditation und Gebet; sie ging dann in die Welt und vollführte die ihr zugewiesene Aufgabe. Sie wurde von ihren Feinden gefangen genommen, und starb eines gewaltsamen Todes durch die Hände ihrer Feinde. Aber durch



den Lauf von Ereignissen, günstigen sowohl, wie ungünstigen, wurde sie durch unbezwingbaren Willen und durch das größte Vertrauen in die himmlischen Offenbarungen, welche sie erhielt, geführt. Zu welcher anderen Schlußfolgerung können wir gelangen, zumal ihr so geleitetes Leben nur für das Gute war, als daß diese Quellen der Inspiration aus der höchsten Quelle kam, der Vertreterin aller wahren Spiritualität.

In diesem Lichte gesehen wird eine Beschreibung jener Stimmen, verbunden mit gewissen Äußerungen von ihr, eine durchaus verschiedene Bedeutung haben von jenen, welche man denselben gewöhnlich beigelegt hat.

Johannas eigene Erklärung läßt keinen Zweifel in dem Gemüte des Lesers, daß diese Offenbarungen etwa die Schöpfungen eines verrenkten Gehirns seien; sondern vielmehr, daß diese für sie als lebendige Wirklichkeiten existierten und in Bezug auf den Verlauf des täglichen Lebens erwartet wurden, und auf welche sie in sehr schwierigen Situationen rechnete. Irgend welcher Zweifel oder Neugier nur von Seiten ihrer Feinde erweckte in ihr ein Gefühl der Bestürzung. „Warum könnt Ihr nicht verstehen, es ist doch ganz einfach und natürlich."

Als während ihrer gerichtlichen Untersuchung die Richter eine genaue Beschreibung forderten, sagte sie, daß sie ihr als Engel von Gott erschienen, oft auch sei es die heilige Katharina und die heilige Margarethe. Ihre Ankunft werde immer durch ein strahlendes weißes Licht angekündigt und Scharen anderer Engel begleiteten sie. Sie seien gekleidet in lange weiße Gewänder und seien gekrönt mit herrlichen Kronen, sehr reich und prächtig. Ihnen sei die Rettung ihrer Seele weit wichtiger als die nächste politische oder militärische Stufe, und sie versicherten ihr, daß, wenn sie auf die Gerechtigkeit ihrer Handlungen sehen würde, das übrige sich von selber machen werde. Wenn irgend ein Zweifel sich in ihrem Gemüte erhob, über den etwaigen Verlauf eines Unternehmens, so rief sie unmittelbar jene himmlischen Ratgeber an, und diese, ständig bereit ihr zu antworten, geleiteten sie weiter. Sie kündeten ihr vorher



Ereignisse an, welche Johanna ihren Mitarbeitern vortrug und wiederholte, und welche die Geschichte als wahr behauptet.

Der ganze Gang ihres Unterrichts, d. h. der inneren Belehrung, war Selbstverleugnung; und wenn Johanna bedenkliche Irrtümer beging oder diese inneren Befehle mißachtete (und bei einigen Gelegenheiten tat sie das), dann forderten sie stets erst von ihr, daß sie bete und ihren Frieden mit Gott wieder herstelle, bevor sie weitere Führung von ihnen erwarten durfte.

Es mag hier die Frage aufgeworfen werden, warum sich diese Stimmen Johannas in der Art und Weise manifestierten, wie sie es taten. Thomas A'Kempis sagt, als er von den mannigfachen Wegen spricht, wie „unser Herr“ verschiedene Menschen erreicht: „Aber zu manchen Menschen spreche ich gewöhnliche Dinge; zu anderen ungewöhnliche Dinge. Manchen erscheine ich lieblich durch Zeichen und Gestalten; aber manchen enthülle ich Geheimnisse mit viel Licht.“ Es könnte hier auch daran erinnert werden, daß mit dem ererbten und tief eingewurzelten Vertrauen, welches die katholische Kirche einprägt, Enthüllungen einer andern Art, von dieser als vom Teufel herrührend, verdammt worden und folglich geringschätzend betrachtet worden wären. Auf diesen Punkt dürfte ebenfalls die folgende Zitierung einiges Licht werfen. Einer der Meister antwortet in einem Briefe, der in dem Buche „Die okkulte Welt“ abgedruckt ist, auf eine Frage, betreffend: „den mutmaßlichen Mißerfolg der Bruderschaft, irgend ein Merkmal in der Geschichte der Welt zurückzulassen. Sie sollte doch fähig gewesen sein, mit ihren ungewöhnlichen Vorteilen eine beträchtliche Anzahl erleuchteter Gemüter jeder Rasse in ihren Schulen anzusammeln.“

Er antwortete: „Wie wissen Sie, daß sie nicht solche Merkmale gemacht haben? Sind Sie bekannt mit ihren Anstrengungen, Erfolgen und Mißerfolgen? Was sie getan haben, wissen sie; aber alles, was die außerhalb ihres Kreises Stehenden beobachten konnten, waren Resultate, deren Ursachen verborgen blieben.



Um diese Ursachen erklären zu können, haben die Menschen in den verschiedenen Zeitaltern Theorien erfunden von göttlicher Dazwischenkunft, besonderer Vorsehung, vom Fatum, dem guten und bösen Einfluß der Sterne.

Es gab niemals eine Zeit, weder in, noch vor der sogenannten historischen Periode, wo unsere Vorgänger nicht die Ereignisse formten oder „Geschichte machten", deren Tatsachen dann späterhin regelmäßig von den Geschichtsschreibern entstellt wurden, um den zeitgenössischen Vorurteilen zu schmeicheln. *Sind Sie ganz sicher, daß die sichtbaren heroischen Gestalten in den sich folgenden Dramen nicht oft nur Puppen in ihren Händen waren?* Wir behaupteten niemals, imstande zu sein, ganze Nationen zu dieser oder jener Krisis hinziehen zu können, dem allgemeinen Drang entgegen, den die kosmischen Beziehungen der Welt ausübten. Die Cyklen müssen ihren Kreislauf nehmen. Und wir, die wir von der mächtigen Flut getragen werden, *können nur einige ihrer kleinen Strömungen ändern und leiten.*"

Ist nicht Johanna d'Arc eine von jenen „heroischen Figuren", welche die Puppen von der Bruderschaft oder Loge sind? Wenn dies der Fall war, dann sind jene Stimmen der Johanna leicht erklärt, denn die Meister würden niemals einen ihrer ergebenen Arbeiter ungeleitet lassen.

Wenn wir nun jetzt auf das Leben der Johanna zurückkommen, so werden viele von den unerklärbaren Ereignissen während ihrer Laufbahn nicht länger unerklärbar sein. Wir alle wissen, wie sie ihr friedevolles Heim verließ, ihre Eltern, ihre jüngeren Geschwister, und nach Vaucouleurs reiste, sich dort von dem Gouverneur Männer erbat, um sich an den Hof des Dauphins führen zu lassen; wie er sie dort abwies und über sie spottete; aber endlich dadurch schließlich für sie eingenommen war, daß sie 9 Tage vorher prophezeite, die Franzosen würden in der Schlacht bei Herrings eine Niederlage erleiden; wie sie sich ihren Weg durch die feindlichen Lande erfocht, und endlich, wie sie anerkannt wurde und Autorität



gewann durch ihr geheimnisvolles Erkennen des verkleideten Dauphins zu Chinon.

Durch alle diese Ereignisse hindurch half Johannas großes Vertrauen in ihre Mission. Denn die zu überwindenden Hindernisse und die sich widerstreitenden Zustände, welche beherrscht werden mußten, würden die Fähigkeiten eines erfahrenen Generals auf harte Proben gestellt haben; um wieviel mehr die Unwissenheit eines kaum 18jährigen ungebildeten Mädchens. Wir alle wissen ferner, wie Johanna unter schrecklichen Schwierigkeiten eine Armee aufbrachte und schulte, und dieselbe erfolgreich zum Entsatz von Orleans führte, wo die besten Generäle von Frankreich nichts vermocht hatten. Hier wiederum ist die Schönheit des Geistes der Johanna klar ersichtlich, denn unberührt von dem Zujauchzen der Menge, suchte sie ihren Prinzen; und als er ihr eine Belohnung anbot, welche sie selbst nennen sollte, erbat sie sich nur die Erlaubnis, sofort nach Rheims zu marschieren, damit ihr teurer Dauphin dort die Krone empfangen könne, welche sein ihm von Gott gegebenes Erbe sei. Als er dann endlich, durch ihre Arbeit und ihr Leiden gekrönt war, und Johanna wiederum angeboten wurde: „was immer Du auch für eine Gnade erbittest, sie soll Dir gewährt werden, und sollte das Königreich arm werden, um es aufzubringen", was erwiderte das Mädchen? „Dann, o edler König, gib Befehl, daß meiner Stadt, arm und hart bedrängt durch die Forderungen des Krieges, eine Ermäßigung der Abgaben bewilligt werde." Der König gewährte ihr freundlich ihre Bitte, und bis zur französischen Revolution, also mehr als 360 Jahre nachher, wurde dieses Versprechen getreulich eingehalten. Wenige Charaktere in der Geschichte, wahrlich, zeigen ein größeres Vergessen des eigenen Selbstes.

Wir wollen nicht den Versuch machen, nochmals im Einzelnen die Ereignisse von Johannas wunderbaren Siegen aufzuzählen. Dieselben sind bei jedermann zu gut bekannt, und so begeisternd und wundervoll wie sie sind, so stehen sie doch nicht so ganz direkt in Bezug auf den vorliegenden Stoff. Die Zeit der Erfolge im Leben eines Menschen kann



sicherlich seinen Charakter auf das äußerste erproben, aber die Periode des Niederganges, der Mißerfolge und Heimsuchung bringt die tiefere religiöse Seite hervor. So rückt die Zeitperiode nach der Krönung das religiöse Leben der Johanna in sein wahrstes Licht. Des Mädchens große Mission war erfüllt; es blieb nur noch die Marter, das Leiden, welche das Ende vorausahnen läßt. Ihr Leben nach dieser Zeit war eine träumerische Ungewißheit. Sie konnte kaum glauben, daß sie dieselbe Person war, welche die vielen Siege gewonnen hatte. Ihre wahren Stimmen schlugen ebenfalls einen neuen Ton an, und prophezeiten ihr Leiden und Schmerzen; versprachen aber eine glorreiche Befreiung. Sie teilten Johanna nicht mehr mit, wie das Ende kommen würde, und sie, das arme Mädchen, dachte sich eine Befreiung von ihren Leiden und eine Rückkehr zu den glücklichen Tagen von Domremy (ihrem Geburtsort). Für dieses Kind gab es nur noch Leiden. Sie wurde von den Engländern gefangen und in einen dunklen Kerker geworfen, beständig mit Ketten an die Mauer gefesselt, ein schreckliches Ende beständig vor Augen. Nach einem mehrmonatlichen Verhör wurde ihr endlich die Wahl gelassen, entweder abzuschwören oder verbrannt zu werden. Der Schrecken vor den unter ihr knisternden verderblichen Flammen war zu groß, und Johanna verleugnete ihre Offenbarungen als vom Teufel herrührend. Dieser Widerruf währte aber nur eine kurze Zeit; ihre Stimmen sagten ihr, daß sie gesündigt habe, und daß sie Geduld und Mut haben müsse, damit Gott die Rettung ihrer Seele sicher stellen und ihr den verheißenen Sieg gewähren könne. So zeigte denn auch Johanna d'Arc wieder den ihr eigenen herrlichen Mut, die Persönlichkeit war im Kerker durch monatelange Anstrengung besiegt. In ihrem Gemüt zwar noch das lebendige Bild des Marterpfahles, die um ihn herum angezündeten Reisigbündel, die gierig züngelnden, grausamen Flammen — aber über all diesen erhob sich ein Geist, fest in seinem Vertrauen zu Gott. Und sie ging, jenen Flammen fest entgegenzutreten, mit Verzeihung auf ihren Lippen, mit einer Festigkeit und Ruhe der Seele, welche keine Furcht zu beunruhigen und keine Tortur zu beeinträchtigen vermochte.



So lebte und starb dieses edle Kind, „dieses unschuldigste, liebenswerteste und bewundernswerteste, welches die Zeiten hervorgebracht haben“. Ihr natürlicher Genius, abgesehen von der spirituellen Dazwischenkunft, ist niemals von einem General oder Staatsmann übertroffen worden. Die widrigen Verhältnisse, mit welchen sie zu tun hatte, und über welche sie triumphierte, würde den Geist eines geübten Soldaten auf die Probe gestellt haben; aber Johanna war ungebildet und unwissend; nichts mehr als ein Kind. Hannibal hatte eine geübte Armee, Cäsar hatte die in Waffen ergrauten Krieger Roms unter seinem Befehl, Napoleon hatte die Hilfsquellen von einem Frankreich, welches frisch begeistert war durch die Glorie der Unabhängigkeit und Freiheit. Aber Johanna hatte nur die Trümmer einer zerrissenen Nation, deren Geist aus ihr entflohen war, deren Mut der Vergangenheit angehörte. Aber durch die Macht ihres Willens, durch das göttliche Licht, welches jede ihrer Handlungen erleuchtete, stellte sie den Heldenmut ihrer Soldaten wieder her, und flößte Frankreich einen neuen Geist ein, ihren Geist, welcher es bis auf unsere Tage zu einer der vornehmsten Nationen der Welt gemacht hat.

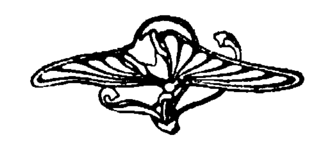
* * *

Aus einer Studie des Lebens der großen Charaktere oder der Heiligen, welche dasselbe Leben gelebt haben und dieselben Kämpfe ausfochten, die wir zu durchleben und auszufechten haben, und welche durch ihren überragenden Willen darin erfolgreich waren, wo wir bisher des Erfolges ermangelten, kommt uns ein Echo von ihrer Glorie, und wir sind für einen Augenblick hingerissen, ihren großen Ruhmestaten nachzueifern, unsere niedere Natur, welche uns an diese Existenz bindet, niederzuwerfen, und uns zu jenen Höhen zu erheben, von welchen wir fühlen, daß sie unser Erbteil sind.

Nach dieser flüchtigen Vision fallen wir wieder herab in die mühselige Eintönigkeit täglicher Ereignisse und fühlen vielleicht mit vorübergehendem Bedauern, daß diese begeisternden Dinge unserm Gebiet des Erreichbaren nur zu fern



liegen, und daß der Weg, den sie gegangen sind, sehr, sehr viele Dornen und allzuwenig der Rosen aufweist; daß der Versuch, von welchem wir geträumt haben, in Wahrheit nur ein Traum war und nicht die Wirklichkeit, in welcher wir gewesen zu sein so sehr wünschen. Das Leben und die Erfahrungen der Johanna d'Arc schien mir in dieser Hinsicht immer eine Ausnahme zu sein, denn man denkt sie sich nicht in demselben Licht, wie die andern Heiligen, deren mächtiger Wille und erhabene Ideale dieses allgemeine weltliche Leben weit hinter sich ließen. Man denkt sie sich eigentlich als ein armes, liebliches, gelassenes Mädchen, geleitet von ihren göttlichen Geistern, wie der Sonnenstrahl eine schwache Seerose durch unruhiges Wasser hinaufleitet. Sie hatte gegen den Spott der Welt schon zu kämpfen, als sie noch ein Kind war, denn ihre Umgebung sagte, sie sei verrückt, und ihre Genossinnen äfften ihr jeden Blick nach. Die Kämpfe, welche sie ausfocht, waren gerade so materiell und gerade so schwierig zu überwinden, wie die täglichen Probleme, welche sich uns gegenüberstellen. Wenn ihre Stimmen ihren schwanken Schritt leiteten, so hilft unser Gewissen dem nämlichen Bedürfnis ab. In ihr können wir vielleicht ein verwirklichtes Ideal finden, welches uns den Ansporn geben kann, zu handeln und nicht zu träumen; eine spirituelle Wirklichkeit herzustellen da, wo vorher nur eine intellektuelle Annahme bestand. Wie sie kämpfte und durch Vertrauen siegte, so wollen auch wir kämpfen und siegen durch Vertrauen; und dieses Vertrauen kann nur durch eine Anstrengung des Willens erzielt werden, welche wir alle zu irgend einer Zeit machen können.





Gedanken über Heinrich von Kleist.

Zum 99. Todestage.

Von Julius Kaim.

Er war ein Dichter, wie selten einer; er war ein Held, wie selten einer; er war ein Unglücklicher und Ungläubiger, wie selten einer. Die Welt seiner Zeit hatte ihn verlassen, den Poeten Kleist, den preußischen Leutnant. Es war ihm nicht vergönnt, die Früchte zu pflücken, die sein rastloses Arbeiten ihm hätte bringen müssen, und die erst die späte Nachwelt ihm — auch noch nicht zur Genüge — zugestand. Es ist durchaus nicht als eine Art „Ausgrabung" anzusehen, wenn unsere modernen Bühnen Kleist beschirmen, seine Werke aufführen, und stets dabei bemüht sind, den Glorienschein, der um des Dichters Haupt schwebt, zu bewahren. Nein, es ist nur ein Zeichen, daß man seit einiger Zeit einzusehen angefangen hat, daß Kleist ein Moderner ist, ein Vorläufer des Höchsten im Bühnenstil des Modernen, der Hebbel und Ibsen, und daß man das Unrecht, das die Mitwelt am Lebenden begangen, am Toten wieder gutzumachen versuchen muß. Und man hat es versucht — auf der Bühne mit seinen Dramen; im Buchhandel mit seinen Novellen. Aber das große Publikum war nicht für Kleist, der Stil war nicht für das Allgemeine, und das „Käthchen" verschwand geschwinder als es gekommen war. Und im Buchhandel konnte nur der „Michael Kolhaas"

Eine Erinnerung an Heinrich von Kleist wird unseren Lesern vielleicht willkommen sein. Er hat in seinem „Käthchen von Heilbronn" und „Prinzen von Homburg" Fälle von seelischen Dämmerzuständen und Somnambulismus auf die Bühne gebracht. (Die Red.)



etwas Erfolg verzeichnen. Da nahm man am Theater den „Prinz von Homburg“, und siehe, der hielt sich. Der somnambule Prinz konnte dem Publikum gefallen, der falsche Richter Adam – im zerbrochenen Kruge – auch, sprach jedoch jemand von der „Penthesilea“ – da lächelte das mitleidige Volk. Ja, die Penthesilea war schon jeher das Schmerzenskind des Dichters, der Literaturhistoriker und des Publikums. Die wahnsinnige, wilde Amazonenkönigin, die in pathologischer Liebe entbrannt ist, reizt zwar die Nerven – sagen etliche – aber es ist nichts für das Schöne im Menschen. Seid doch nur alle halb so schön, wie diese Penthesilea, halb so wunderbar, wie des Poeten Dichtertraum, als er die „Penthesilea“ schrieb. War doch der Dichter schon halb verzweifelt seiner „Penthesilea“ wegen und schrieb dies Epigramm, das seine ohnmächtige Wut ganz deutlich zeigt:

Komödienzettel.

Heute zum ersten Mal mit Vergunst: Die Penthesilea,
Hundekomödie! Akteurs: Helden und Köter und Frau'n.

Aber auch der schon erwähnte „Zerbrochene Krug“ hatte nicht den gewünschten Erfolg. Wohl hatte Goethe, der dem jungen Dichter nie gut gesinnt war und sich stets sehr reserviert hielt, nach langem Bitten das Stück angenommen. Jedoch verkannte sein scharfes Auge eigentümlicherweise das Großartige der Einheit und er zerteilte den Einakter, der so die Wirkung verlor.

Also auch bei dem Fürsten unserer Dichter nur kalte Blicke. Und auch heute noch viele kalte Blicke, die mit Verachtung auf Kleist ruhen, ihn als Jugendverderber und schlechten Romanschreiber ansehen, und sich auf die „Marquise v. O.“ berufen, jenes Meisterstück deutscher Novellistik, dem nur der Unsaubere oder Kindische Unsauberes absehen kann. Nicht nur die Literatursorger und Volksphilosophen sollten dafür sorgen, daß Kleist, sein Name und sein Werk, mehr ins Volk dringen, nein, auch die Psychologen müßten sich bemühen, klarzulegen dieses jungen Meisters Seele und die seiner Werke. Aber nicht etwa Psychologen, von denen er in einem Epigramm, betitelt „Der Psychologe“, sagt:



Zuversicht, wie ein Berg so groß, dem Tadel verschanzt sein,
Vielverliebt in sich selbst, daran erkenn' ich den Geck.

Diese Sorte von Menschen können hier nichts nützen, denn es wäre gegen Kleists Natur, sie zu reinem Studium heranzuziehen. Denn er haßte alles Unnatürliche und Phrasenhafte von der frühesten Jugend an. Und auch, wer ein Kleist'sches Drama oder eine seiner Novellen liest, oder gar eines der erstgenannten sieht, der muß alles nehmen, wie es ist: gerade, schlicht, jugendlich und doch reif.

Kleist war auch Patriot; es hat ihm wenig genützt. Seit er als junger Mensch den bunten Rock ausgezogen hatte, war sein Patriotismus in den Augen des Vorgesetzten, — bis zum König — auf den Nullgrad gesunken. In den Augen dieser Leute und dieser Herren war ein Mensch, der einmal Offizier gewesen war und den Rock ausgezogen hatte, eben nur ein halber Mensch. Daß es noch höhere Ideale gäbe, als die der Herren mit den blanken Knöpfen in jener Zeit, sahen sie nicht ein. Er war Patriot; und vielleicht war es das, was ihn immer wieder bedrückte, daß man ihn, den Franzosenhasser, den inneren Freund dieser nannte. Und vielleicht wiederum war es auch dieser Franzosenhaß, der dem jungen Dichter der „Herrmannsschlacht“ die Mißgunst des Napoleon-Verehrers Goethe zuzog.

Was uns aber am meisten in des Dichters Leben anzieht und verwundert, ist sein immer wieder wacher Optimismus, den die Mitwelt oft und schwer täuschte, und der dann zum schrecklichsten Pessimismus ausartete. Was versuchte er nicht, was glaubte er nicht, durchführen zu können? Überall hoffte er doch, und überall überwog nur das Gute in seinen Augen. Und dann kam die Enttäuschung mit schrecklichem Schlage auf sein junges Haupt und rief jenen Pessimismus hervor, dessen letzter, gewaltiger Aufschrei jene Schüsse am Wannsee waren, mit denen er seinem Leben und seinen Qualen*) ein Ende machte.

---

*) Wie er glaubte. (Die Red.)



Weihnachts-Offenbarungen.

Nacht war es, als ich wanderte.

Über mir zogen die Wolken. Mein Weg ging durch dunkle Täler. Schwer war die Dunkelheit und drückend. Oftmals stieß mein Fuß an den felsigen Boden. Erschöpft hielt ich an; nirgends war ein Laut zu hören. Nur das Pochen meines Herzens erklang als der Rhythmus des Lebens.

Mutlosigkeit beschlich mich. Ich wandte den Blick zu den Sternen, da sah ich ein ruhiges Licht aufgehen, strahlend voll Verheißung und Offenbarung. Gleichzeitig schwang sich ein Ton hernieder, süß, voll Inbrunst und Stärke. Begierig lauschte ich dem Tone; da entspann sich aus ihm eine Melodie, groß, rein und machtvoll. Die drückende Last wich von meinem Herzen. Ich folgte dem Liede und ward erhoben. Da sah ich, wie mein Weg in das Meer mündete, in das Meer des Lebens. Wild brannte in der Ferne ein Feuer; grelle Reflexe tanzten auf den Wogen auf und nieder. Und wilde Bilder spiegelte das Feuer in meinem Geiste wieder. Städte standen auf den Wogenkämmen. Die Wogen zerstoben. Neue Städte wurden erbaut, kunstvoll, mächtig; – erleuchtet von dem Feuer, dem Feuer der Leidenschaft. Und schrecklich brüllte die Brandung.

Bestürzt hielt ich meine Schritte an und sah dem Schauspiel zu. – Da erhob sich das Lied von neuem. Mit hellen und strahlenden Akkorden stieg es empor. Ich erhob mich mit ihnen.

Da brauste unter mir das Meer. Vor mir sah ich eine

Gestalt sitzen, herrschend über das Meer. Regungslos saß sie da, verschleiert, geheimnisvoll. Ich wurde bis ins innerste Herz getroffen.

Erschrocken hemmte ich meinen Fuß, ich fiel nieder und sprach: Bist du die Gottheit?!

Ich erhob den Blick, da fiel der Schleier von der Gestalt. Es war ein Weib. In ihren Armen ruhte die Wonne, an ihrer Seite steht die Macht. Heftig trieb es mich hin. Da tönte das Lied, hoheitsvoll, voll Schönheit und Majestät. Ich folgte dem Liede; es erhob mich. Hinter mir blieb die Gestalt. Ich sah mich um; da erblickte ich sie als eine Furie, Rache, Haß und Vernichtung war der Schwur in ihren glühenden Augen. Dies ist das Wesen auf der Schwelle. Ich blickte empor, da kam mir eine Lichtgestalt entgegen. Sie weist mit der Hand nach unten. Ich folgte mit den Blicken; da brodelte das Meer, und gespenstiges Licht huschte feurig darüber.

Fragend schaute ich die Gestalt an. Sie antwortete: „Alle, die du da unten kämpfen siehst, werden den Weg zu diesen Höhen finden. Doch dieses ist die Schwelle. Lockende Anmut, rächendes Verderben. Wer sich überwindet, wird diese überwinden.“ Damit sank die Lichtgestalt abwärts und schwebte über dem Meere. – Heller tönte das Lied. Es ward zur Sprache. Dies ist eine geweihte Nacht.

In der Ferne ging ein wunderbares Leuchten auf. Mit mächtigen Schwingen strebten wir empor, dem Licht entgegen.

Das Licht thronte über Äonen. Ein Strahl traf mich. Freude durchrieselte mich, und Freude ist Kraft.

Viele gingen von dem Lichte aus. Viele Strahlen. Viele Wesenheiten. Hohe und mächtige Gestalten gingen heraus. Sie stiegen hernieder. Zu allen Zeiten stiegen die Götter in das Meer.

Ich sah rückwärts. Viele kämpften auf der Schwelle. Viele sanken, viele stiegen. Doch das Licht strahlte jetzt heller. Alle Sinkenden wurden von dem Strahle getroffen; als Helden stiegen sie von der Schwelle herunter. Doch die da stiegen, entschwebten als Götter.

Gewaltiger denn je ertönte das Lied. Jetzt war es die



Melodie der Liebe. Zart wie der Hauch des Zephirs wehte sie dahin, alles berührend; alles Berührte zum Leben erweckend.

Dann brauste sie dahin wie der Samum, der die Wüste durchdonnert. Doch nicht erstickend, nicht brennend, nicht tötend; sondern voll Leben, voll Kraft, voll Gewißheit.

Und volltönender, überzeugend gebiert sich das Lied von neuem, strahlender wie zuvor, durchdringend, erhebend, erleuchtend.

In geistige Sphären ist es jetzt mit Mächtigkeit gedrungen und göttliche Kräfte sind durch das Weltall bewegt, himmlisch, voll Vorsatz und Offenbarung.

Erlösung heißt die Inspiration, und Liebe heißt Erlösung.

Dies ist der Tag des Herrn, sang das Lied; das Lied, der mächtige Herold, der dem Hohen vorangeht.

Auf den Wogen des Liedes stieg ich höher. Das Licht breitete sich ungeheuer aus; das Licht, welches die Nächte weihte, an welchen die hohen Erlöser geboren wurden. So kam ich dem Lichte näher. In seinem Strahlenrhythmus wiegte ich mich.

Das Lied, das mich führte, ward zum Lichte. Lied ist Licht, und Licht ist Lied. So ward der Herold zum König, der Führer zur Sonne!

Hell durchzuckte mich ein neuer blendend reiner Strahl, da gab ich mich auf und ging ein! Tat tvam asi!





Die Lehre vom göttlichen Logos.

Von Lic. theol. Karl Paul Hasse.

II.

Im Zeichen des Neuplatonismus.

Obwohl der hellenische Geist mit dem Zusammenbruch von Stoa und Skepsis alle in ihm selbst liegenden Möglichkeiten philosophischer Systeme erschöpft hatte, ist die Geschichte der griechischen Philosophie mit diesen Schulen keineswegs abgeschlossen; vielmehr brachte, durch orientalische Spekulation befruchtet, der philosophische Genius Alexandrias vor dem Ausgange des Altertums noch ein gewaltiges Lehrgebäude hervor, dessen Einfluß bis auf die Gedankenwelt unserer Tage sich kaum ermessen läßt. Zwar haben viele Faktoren an der Entstehung des Neuplatonismus mitgewirkt: Platon, Aristoteles, die Stoa, Philon und mit orientalischen Vorstellungen wohl auch das Christentum; dennoch ist das System Plotins ein Werk aus einem Guß. An der Spitze desselben steht das Urwesen, die Urkraft, zugleich das Unbegrenzte, das dynamisch Unendliche. Es ist geschlossene Einheit, darum prädikatlos, weder Denken noch Wollen; denn im Denken liegt schon eine Vielheit begriffen. Dennoch muß man es als das Gute bezeichnen. Aus reiner Güte und Neidlosigkeit muß es überfließen oder, wie Plotin lieber will, aus sich herausstrahlen, um sich mitzuteilen. Das Ursein kann nicht abstrakt in sich verschlossen bleiben, es spiegelt sich wieder in seinem Anderssein: seine erste Ausstrahlung ist das Denken, der Nûs, das Abbild des



Urbildes, welches ewig hinblickend auf das Urwesen Bewußtsein und Tätigkeit gewinnt. Der Nûs ist auch eine Einheit, aber eine Einheit in der Vielheit, nämlich der Ideen. Die Schönheit dieser intelligiblen Welt ist unaussprechlich. Das Denken des Nûs ist Anschauung; die in ihm begriffenen Kräfte stellen eine Wirklichkeitswelt dar, deren Schattenbild die Erscheinungswelt ist. Mittelwesen zwischen beiden Welten ist die Seele, die höchste Idee des Nûs. Auch die Seele ist wieder Vielheit und Einheit zugleich, nämlich Weltseele und die Einzelseelen. Je weiter der Abstand wird, zu welchem diese Stufenleiter von dem Urwesen herabführt, desto mehr nimmt die ursprüngliche Vollkommenheit ab, bis am Ende das Sein zum Nichtsein wird, das Licht in der Finsternis erlischt. Dieser Endpunkt ist die Materie, das Nichtwirkliche und zugleich das Böse.*)

Wir haben hier zum ersten Mal in der Geschichte des abendländischen Denkens ein vollkommenes Einheitssystem auf spiritualistischer Grundlage vor uns, in welchem sowohl der platonische Dualismus wie der stoïsche Materialismus überwunden sind, welches aber unverkennbar die Merkmale seiner Herkunft zur Schau trägt. Ein Blick auf das im ersten Artikel Entwickelte zeigt uns folgende Stufenleiter: Platon — klaffender Dualismus, Philon — auf die Spitze getriebener Dualismus und zugleich tief gefühltes Verlangen nach Überbrückung, Clemens von Alexandria — Überwindung des Dualismus durch den Gedanken der Gottmenschheit. Es ist unmöglich, daß Plotin, ein fleißiger Gelehrter, welcher philosophische Schriften aller Art mit seinen Schülern durchnahm, nicht mit den Gedanken Philons und der christlichen Philosophen, wenigstens des Clemens, bekannt gewesen sei. Wenn er auch die christliche Religion ablehnt, der christlichen Spekulation konnte er sich nicht ganz entziehen; jedoch mehr als eine Anregung hat

*) Dies ist in kurzen Strichen das Schema von Plotins System. Die Einzelheiten und die sich anschließende stufenweise Erhebung der Seele zur Ureinheit können wir hier nicht vortragen. Eine eingehende Darstellung findet der Leser in meinem Buche „Von Plotin zu Goethe“. Leipzig, Haessel, 1909.



er von dieser Seite nicht empfangen, und was das Christentum von dem Neuplatonismus übernommen hat, ist ungleich mehr.

Dies lehrt ein Blick auf seinen großen Zeitgenossen Origenes. Dessen dogmatisch-religionsphilosophisches System, wie es uns sein Hauptwerk „Über die Grundlehren" darbietet, zeigt uns, wie dieser große Kirchenlehrer verstanden hat, die Gedanken des Philon, des Clemens und der neuplatonischen Schule in einander zu verarbeiten. Da wir hier ausschließlich die Logoslehre zu behandeln haben, können wir auf das System als Ganzes nur kurz eingehen. Gott, den ewigen Urgrund alles Seins, das allein wahre und unerzeugte Leben können wir in seinem rein geistigen Wesen nur erfassen, indem wir von allem Unvollkommenen, von allem Anthropomorphen völlig abstrahieren. Er ist reiner Geist, ewig sich selbst gleiche Wesenheit, lückenloses Wissen von sich selbst und allen Dingen, als reinste Güte alles Guten Quelle. Vermittler seiner Offenbarung ist sein eingeborener Sohn, der Logos, der Inbegriff aller Vernunftkeime der Welt, dem allein es zusteht, den Vater zu erkennen. Von diesem ist er persönlich unterschieden und ihm untergeordnet, dennoch aber seines göttlichen Wesens teilhaft. Erste Hervorbringung des Vaters durch den Sohn ist der heilige Geist, welcher vom Logos Vernunft und Heiligkeit entlehnt und in denen, welche er heiligt, des Vaters Werk vollbringt. Seinen Ausgang nimmt das System also von drei konzentrischen Kreisen. Am weitesten ist die Sphäre des Vaters, welche das gesamte Weltwesen umspannt, von geringerem Umfang ist die des Sohnes, dessen Wirken sich nur auf die vernünftigen Wesen erstreckt, am kleinsten die Sphäre des heiligen Geistes, welche nur an die Heiligen heranreicht. Der Übergang von dieser heiligen Dreiheit zur sinnlichen Welt wird dem Neuplatonismus entsprechend durch Zwischenwesen vermittelt. Der Anlage seines Systems gemäß kann Origenes auch keinen zeitlichen Anfang der Schöpfung lehren, denn Gott kann in Anbetracht seiner ewig unveränderlichen Güte und Allmacht überhaupt nicht als nichtschaffend gedacht werden. Da nun aber unser Weltsystem nicht für ewige Dauer bestimmt ist, so muß es ein Glied in der unaufhörlichen Reihe aufeinander-



folgender Welten sein, bei welcher Auffassung aber für Origenes das Gesetz der Entwicklung zu immer höheren Daseinsstufen inbegriffen ist.

Die Anschauung des großen Kirchenlehrers von Christus als dem Logos ist eine sehr hohe und geistige. Jesus ist der Anfangspunkt der Vereinigung von göttlicher und menschlicher Natur. Durch die Gemeinschaft mit dem Göttlichen sollte die Menschennatur vergöttlicht werden, und zwar nicht nur in Jesus allein, sondern in allen, welche durch Jesu Lehre sich in Glauben und Leben zur Gemeinschaft Gottes emporführen lassen. Christus ist je nach der Stufe der vernünftigen Menschheit allen alles: Weg, Arzt, Pforte, Gotteslamm, Hoherpriester. Er ward Fleisch, um denen, welche den reinen Logos nicht erfassen können, begreiflich zu werden. Selig sind aber die, welche Christi nicht mehr als des Arztes und Erlösers bedürfen, sondern als des Logos und der Wahrheit! Aus seinem System heraus mußte Origenes zu dieser freien Ausbildung der Logoschristologie kommen; denn wie der Logos auf anderen Weltkörpern andere Gestalt annimmt, so muß er auch auf Erden jedem anders erscheinen. Hier konnte er sich nicht unvermittelt mit der Materie verbinden, sondern bediente sich als Medium einer reinen nie von Gott abgefallenen Seele. Das Verhältnis des Logos zum Vater hat Origenes sehr eingehend behandelt und zwar — dies ist für die spätere Zeit von höchster Wichtigkeit — als das einer ewigen Zeugung des Sohnes durch den Vater dogmatisch festgestellt. Wie die Sonne das Licht erzeugt, so strahlt das Wesen des Vaters von Ewigkeit her die Wesenheit des Sohnes aus.

An dieser tiefsinnigen Formulierung nahm später der alexandrinische Presbyter Arius,*) ein beschränkter Kopf, aber sehr eifriger und tatkräftiger Mann, Anstoß. Seinem flach

---

*) Es ist unmöglich, hier auf die dogmengeschichtlichen Einzelheiten einzugehen. Zwischen Origenes und Arius liegen mehrere Zwischenstationen. Interessierte Leser finden eingehende Belehrung in den Dogmengeschichten von Harnack, Reinhold Seeberg, oder ganz kurz und populär bei Krüger, Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit, Tübingen, Mohr, 1905.



rationalistischen Denken konnte ein so hoher metaphysischer Begriff nicht eingehen. Ewigkeit, so räsonnierte er, kann nur Gott dem Vater zukommen, der Sohn muß in der Zeit, wenn schon vor der Weltschöpfung nicht gezeugt, sondern erschaffen sein, ist also auch kein göttliches, sondern ein endliches Wesen, bestenfalls eine Art Halbgott. Daß diese Lehre in den alten griechischen Polytheïsmus zurückführte, ist klar; daß sie bei der ihrem Empfinden nach meist noch im Heidentum steckenden Bevölkerung des hellenisierten Ostens Anklang fand, ist begreiflich, um so mehr als Arius und seine Anhänger für ihre Sache mit großem Fanatismus Propaganda machten. Nur wenn man diese Umstände in Betracht zieht, kann man der Lebensarbeit des großen Kirchenvaters Athanasius gerecht werden, welcher seine ganze Existenz an die Verteidigung der Homousie (Lehre von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater) setzte. Sein ganzes Denken füllte die Gottmenschheit, die Gemeinschaftssetzung göttlicher und menschlicher Daseinsform aus. „Christus und Mensch," sagte er, „damit wir vergöttlicht würden." Die in Christus erschienene Gottmenschheit soll in allen Christen nachbildlich verwirklicht werden. Dies war aber nur möglich, wenn der Logos göttlichen Wesens und kein Geschöpf war. Die Theologie des Arius hätte den Dualismus verewigt. „Athanasius Bedeutung," sagt Harnack (Dogmengeschichte, Bd. II, S. 26), „für die Folgezeit liegt darin, daß er den christlichen Glauben ausschließlich als Glauben an die Erlösung durch den mit Gott wesenseins seienden Gottmenschen bestimmt und ihm dadurch feste Grenzen und einen spezifischen Inhalt zurückgegeben hat."

Als in den schier endlosen Lehrstreitigkeiten, welche auf das Konzil von Nicaea (i. J. 325) folgten, die Theologen sich genötigt sahen, nach einer der Philosophie entlehnten, festen Terminologie zu greifen, bot sich ihnen als das herrschende System der Neuplatonismus dar und blieb von da an für lange die feste Stütze der dogmatischen Begriffsbildung. So ist die auf dem Konzil zu Konstantinopel (381) aufgestellte Trinitätsformel „eine Substanz in drei Erscheinungsformen" durchaus neuplatonisch. Aber nicht bloß als äußerlich dogmenbildend



erwies sich die alexandrinische Philosophie, sondern ihr Geist drang immer tiefer in das Christentum ein. Dies zeigen uns zwei Persönlichkeiten, welche einen außerordentlichen Einfluß auf die fernere Entwicklung der christlichen Religion und des gesamten Geisteslebens ausgeübt haben: der Verfasser der Schriften des angeblichen Dionysius Areopagita und Augustinus. Hat der erstere mehr die Struktur des Systems geliefert, so stammt von Augustinus der im Innern waltende Geist. Das Lehrgebäude des Pseudo-Areopagiten ist emanatistisch. Von dem Vatergott, dem Urquell der Gottheit, gehen der Logos und der Geist aus, und von dieser Dreiheit erstreckt sich eine stufenweise absteigende Hierarchie bis zur irdischen Welt herunter. Die allursächliche und allerfüllende Wesenheit des Logos ist als Urgestalt und Übervollkommenheit dem Gestaltlosen Gestalt gebendes Prinzip, und wird aus unendlicher Güte und Liebe Mensch, ohne von seiner Überfülle zu verlieren. Eng an Dionysius schließt sich Maximus Confessor, nach welchem der Logos alles Geschaffene aus sich entläßt und wieder in sich zurückführt als Ursprung und Ziel aller Bewegung, so auch die Menschennatur, welche durch die Sünde von ihrem ewigen Grunde sich getrennt hat, durch seine Menschwerdung mit dem göttlichen Ursprunge versöhnt.

Voll größerer Tiefe der Religiosität als das überschwengliche Wortgetöne des Pseudo-Areopagiten ist die Gedankenwelt des großen Afrikaners. Augustin war im Abendlande nicht nur für seine Zeit, sondern für viele Jahrhunderte der größte Kirchenlehrer, ja Harnack sagt in seiner Dogmengeschichte: „Die Kirche hat zwischen Augustin und Luther keinen Genius besessen" (Bd. III, S. 372, Anm.). Das Eigentümliche seiner Persönlichkeit ist die bei ihm zuerst sich zeigende Richtung auf das Innere. Daher ist er in gewisser Hinsicht ein ferner Vorläufer Luthers und des Protestantismus. Seine zahlreichen Werke bilden ein gewaltiges Archiv, in dem die verschiedensten Gedankenkeime bei einander liegen, und die katholische Kirche kann sich in einigen Hauptpunkten mit gleichem Recht auf ihn berufen. Sicher ist aber, während das offizielle Kirchenwesen immer mehr in Äußerlichkeit aufging, eine Unter-



strömung mit unverkennbarer Richtung auf das Innere im Mittelalter auf Augustin zurückzuführen, und Luther konnte augustinischen Geist nicht nur aus den Werken des großen Kirchenlehrers selbst, sondern auch aus der deutschen Mystik, in welche ein Nebenarm dieses Stromes sich ergossen hatte, schöpfen.

Augustin hat seine Lehre in den verschiedenen Perioden seines Lebens mannigfachen Änderungen unterworfen, auf welche wir nicht eingehen können. Stets aber bleibt sein Grundgedanke: Gott und die Seele! In der Seele ist die Wahrheit, das Wissen, darum hat sie teil an der Unsterblichkeit. In der Seele wohnt ein Licht der ewigen Vernunft; kehre dich in dich selbst, da findest du die Wahrheit! Ist deine Natur wandelbar, so strebe über dich hinaus zur ewigen Quelle der Vernunft! Nur in der Stille des Geistes, in der Reinheit des Gemüts suche die Wahrheit zu schauen! Gott lieben heißt ihn erkennen. In der Logoslehre hat sich Augustin, so sehr er in späteren Lebensjahren der Philosophie gegenüber seinen Standpunkt änderte, nie von dem Neuplatonismus entfernt. Gleich in den ersten Büchern, welche er als Christ geschrieben hat, identifiziert er die zweite Person der Trinität mit dem plotinischen Nûs, der intelligiblen Welt, welche als allgemeine Form die Ideen in sich begreift, und noch kurz vor seinem Lebensende predigt er den Logoschristus als das lumen internum (das innere Licht). „Nicht das Hineinleben in den Christus, wie ihn die synoptischen Evangelien zeigen, fördert die Weisheit des Christen, sondern die Erkenntnis des Logos, die visio des Ewigen. Die contemplatio des Verbum macht uns selig." (O. Scheel, die Anschauung Augustins über Christi Person und Werk, S. 447.) (Fortsetzung folgt.)







Wissenschaft contra Theosophie. — In der Beilage des „Berliner Tageblattes" vom 26. September bespricht der Verfasser die wissenschaftliche Erforschung des Okkultismus und verlangt Tatsachenmaterial, besonders Geisterphotographien, indem er den Okkultisten, besonders aber den Theosophen vorwirft, daß sie leere Theorien geben. Wir glauben, daß das nicht nötig ist. Die Theorien der theosophischen Philosophie sind wertvoll geworden für viele Erforscher des Okkultismus und bieten die einzig sichere Führung. Sie sind nicht „leer", sondern von praktischen Okkultisten geliefert, deren Existenz Mr. Sinnett streng wissenschaftlich durch Experimente von ihren wunderbaren Fähigkeiten bewiesen hat, wie dies in dem Buche „Die okkulte Welt" von ihm beschrieben wird. Die Geisterphotographien, die der Autor so sehr verlangt, hat Crookes allen gezeigt, die sie sehen wollten. Ein gutes Medium wie Crookes, das nicht schwindelt, ist selten, und Geisterphotographien sind ebenso schwierig als das Photographieren von Sonnenfinsternissen; denn wenn auch alle Apparate vorhanden sind und man selbst den günstigsten Platz auf der Erde gewählt hat, so mögen dennoch Wolken die ganze Erscheinung verhüllen. Der Weg, den die Theosophie vorschlägt, ist der Weg des Willens, die Erforschung durch Intuition, und jeder, der ihn einschlägt, wird zu viel sichereren Schlüssen gelangen als der intellektuelle Forscher. Aber auch diese werden „getrieben durch die Kraft der Umstände" von außen her die Wahrheiten der theosophischen Theorien bestätigen. Zum Teil ist dies schon geschehen, wenn auch manchmal unfreiwillig, so die Wandelbarkeit der Elemente auf naturwissenschaftlichem Gebiete und das Vorhandensein sogenannter Elementarwesen auf dem Gebiet der psychischen Forschung.

Der Glaube eines Wissenschaftlers. — In seiner Rede zu Edinburgh soll, wie das englische Blatt Daily Graphic berichtet, Sir Oliver Lodge, einer der berühmtesten Physiker Englands, gesagt haben, daß ein Planet eigentlich ein intelligentes Wesen sei, dessen Tätigkeit nicht von der Intelligenz und zufälligen Organisation seiner Einzelteilchen bestimmt wird. Diese Intelligenz baut ihren Körper auf, wie sie ihn braucht, und wenn der stoffliche Körper seinen Dienst getan hat und aufgebraucht ist, zerfällt er. Das Wesen dahinter aber muß bestehen bleiben. — Sir O. Lodge spricht demnach nicht nur dem Menschen, sondern sogar auch den Planeten eine intelligente, unsterbliche Seele zu.

Eine japanische Hellseherin. — Im Feuilleton des „Berl. Tgbl." lesen wir unter dem Titel „Lebende Röntgenstrahlen" einen Artikel, der von den wunderbaren Eigenschaften einer fünfundzwanzigjährigen Dame in Tokio berichtet. Sie besitzt die Gabe, wenn sie sich eine Zeit lang auf einen Gegenstand konzentriert hat, den Inhalt des Gegenstandes erraten zu können. „Es legt zum Beispiel", wie es in dem Aufsatze heißt, „jemand seine Visitenkarte in einem Zimmer, in dem sich Frau Mibune nicht aufhält, in einen Topf, bedeckt diesen sorgfältig und versiegelt ihn mit japanischem Lack. Dann stellt er den Topf in einen Holzkasten, umwickelt ihn sorgfältig mit japanischem Bindfaden und versiegelt die Enden des Fadens. Nach diesen Vorbereitungen trägt er das Kästchen in das Zimmer, in dem sich Mibune aufhält, und diese nimmt es auf ihren Schoß. Nach japanischer Sitte hockt sie auf einer Matte auf dem Boden. Sie schaut jetzt den Kasten etwa zehn Minuten lang unverwandt an, sie richtet ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Ablauf dieser Zeit nennt sie den auf der Karte stehenden Namen. Ein Professor, der sie untersucht hatte, hatte seine Visitenkarte in seiner Wohnung in einen Umschlag getan und ihn nachher auf dieselbe Art behandelt. Auch in diesem Falle erriet die Frau den Namen. Sie errät übrigens auch irgendwelche andere Gegenstände, die während ihrer Abwesenheit in einen Kasten gesteckt werden, und die Augenzahl von Würfeln. Hat sie den Kasten etwa zehn Minuten lang angeschaut, so erscheint ihr der Gegenstand für einen kurzen Augenblick. Sie sieht ihn gewissermaßen mit geistigen Augen. Sofort ist aber der Gegenstand wieder verschwunden." Frau Mibune bildet das Tagesgespräch in Tokio und wird von einem ganzen Professorenkollegium untersucht.

Zur Geschichte des Alten Testamentes. — Die älteste alttestamentliche Handschrift hat jetzt, wie wir lesen, der Abbé Eugène Tisserant im Musée Britannique entdeckt. Es ist das Manuskript eines syrischen Palimpfestes des Zacharias, dessen 51 Blätter in das Jahr zwischen dem 20. Oktober 459 und 19. Oktober 460 zurückgehen. Damit ist das früheste Datum für eine Bibelhandschrift gewonnen. Danach folgt das unvollständige Pentateuch des gleichen Museums aus dem Jahre 464. Der Gießener Privatdozent der praktischen Theologie, Lizentiat Paul Glaue, hat ferner Reste einer in Ägypten angefertigten griechischen Übersetzung des samaritanischen Bibelwerkes entdeckt. Damit ist bewiesen, daß die samaritanischen Gemeinden in Ägypten eine griechische Übersetzung des fünften Buches Mosis besaßen. Die aufgefundenen Bruchstücke, die von demselben Fundort stammen, wie die gotisch-lateinische Übersetzung, werden für die Wiederherstellung des ältesten alttestamentlichen Bibeltextes erhebliche Dienste leisten können.







Der harmonische Mensch. Geistes- und Körperkultur von Oskar Stoll. Preis br. M. 0,60.

Der Verfasser gibt uns mit diesem Buche etwas anderes, als uns die J. P. Müller, Sandow etc. geben konnten. Er hat nicht nur in Sportskreisen einen wohlbekannten Namen, er ist auch einer der tätigsten Mitarbeiter unserer Theosophischen Gesellschaft, und dieser doppelten Richtung seines Wesens entspringt der Grundgedanke seines Buches: „Körperkultur nie ohne Geisteskultur". Am Schlusse der Leitgedanken sagt er: „Bleibt echte Geisteskultur die fundamentale Grundlage der Körperkultur, dann werden wir vor den Entartungserscheinungen bewahrt bleiben, wie sie eine Verehrung und Anbetung des Leibes nach sich zieht. Wir werden mit ihrer Hilfe nur den Tempel aufbauen, in dem der Geist, als der allein anbetungswürdige Herr und König, in seiner weihevollen Schönheit thront. Denn im Dienst des Geistes wird auch die Körperkultur zum Tempeldienst, der dem Dienenden wie der ganzen Menschheit zum Segen gereicht." Für seine Körperkultur stellt Herr Stoll 15 Übungen auf, die durch eingehende Beschreibung und Bilder dargestellt sind. Eine Reihe von unsern Mitgliedern ist schon jetzt mit Freude und Genuß tätig, Geistes- und Körperkultur nach dem Stollschen System zu treiben; hoffen wir, daß die Zahl derselben mit der Veröffentlichung dieses Buches dauernd steigt. Es durchweht dieses Buch ein Lebensmut und eine Daseinsfreude, die viele von uns gebrauchen können.

B.

Theosophischer Kalender für 1911. Preis M. 1,–.

Einen theosophischen Wand-Kalender haben sich wohl viele Theosophen schon lange gewünscht. Herr Ernst John hat die schöne Aufgabe übernommen, einen derartigen Kalender für 1911 herauszugeben. Auf 12 geschmackvoll ausgestatteten Blättern sind eine Fülle der schönsten Gedanken-Perlen der östlichen Weisheit in 12 Hauptthemen für die 12 Monate des Jahres geordnet. Man wandert mit der Sonne durch den Zodiak spiritueller Gedanken, durch 12 Aspekte des inneren Lebens hindurch, seine Seele jedesmal beim Hinblicken auf den Text in der Taufrische geistiger Wahrheit badend und erquickend. Gerade in theosophischen Kreisen dürfte unser Kalender ein passendes, sinniges und willkommenes Weihnachtsgeschenk sein. Der sich ergebende Gewinn wird zum Besten der theosophischen Bewegung verwendet.



Wer sich viel zutraut, der wird viel leisten! Von Orison Swett Marden. Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Gebunden M. 3,50.

Wer die Bücher Ralph Waldo Trines gern gelesen hat, der wird auch für dieses Buch von Marden Interesse finden. Theodor Roosevelt schrieb über dasselbe: „Ich bin so gerührt und erfreut über Ihr Buch, daß ich es Ihnen aussprechen muß. Seien Sie überzeugt, nichts konnte mir eine größere Freude bereiten und mich mehr in dem Streben bestärken, mir die Achtung derer zu erhalten, für die Sie sprechen." Aus dem Inhalt sei hervorgehoben: Selbstvertrauen und Leistungsfähigkeit. – Was die Welt den Träumern verdankt. – Die rechte Auffassung unserer Arbeit. – Verantwortlichkeit macht stark. – Bist du glücklich? Und wenn nicht, warum nicht? usw. B.

Was du tust, das tue recht. Von Orison Swett Marden. Elegant kartoniert M. 1,–.

Den Ausführungen dieses kleinen Werkes gibt der Verfasser das Motto: „Nachlässigkeit und Leichtsinn zerstören Körper und Geist; Fleiß und Gründlichkeit sind die Baumeister von Glück und Charakter". Aus dem Inhalt führen wir an: Arbeit und Charakter. – Menschen, die stets gesucht werden usw. B.

Wir Gelehrten vom Fach. Eine Streitschrift gegen Professor D. von Sodens „Hat Jesus gelebt?" Von Fr. Steudel, Pastor in Bremen. Preis br. Mk. 0,80.

„Wir Gelehrten vom Fach!" so hatte Professor von Soden seine reaktionäre Erklärung bei Gelegenheit des Berliner Religionsgespräches vom Februar 1910 eingeleitet und gleich darauf seine Ansichten in dem Buche „Hat Jesus gelebt?" veröffentlicht. Pastor Steudel weist nun nach: 1. daß für das Leben Jesu keine Zeugnisse aus dem 1. Jahrhundert aufzubringen sind; 2. daß die Evangelien mythischen Charakters sind; 3. daß Paulus keine Gewähr für einen historischen Jesus gibt. B.

Der getreue Eckart. Ein Jahrbuch für denkende Freunde der Natur, der Menschen- und Tierwelt. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Förster. Preis M. 0,20; von 50 Stück an M. 0,15.

Ein hübscher kleiner Kalender, der mit seinen Erzählungen und Gedichten viel Freude bereitet und die weiteste Verbreitung verdient.

Das Unsichtbare. Die Wiedergeburt der Religion aus der Naturwissenschaft. Von O. Praecursor. Preis br. Mk. 5,–, geb. Mk. 6,–.

Den materialistischen Tendenzen der alten Wissenschaft gegenüber sucht der Verfasser aus den neuen Ergebnissen der Psychologie, den immer mehr Anerkennung findenden Phänomenen des Spiritismus etc. eine Zukunftsreligion aufzubauen. Der Verfasser bleibt zum größten Teil wissentlich bei den spiritistischen Theorien stehen; er kann nicht mit Blavatsky den großen Unterschied zwischen „Medium" und „Adept" machen, glaubt auch, daß



viele spiritistische Phänomene durch das Einwirken Verstorbener zu erklären sei etc. M.

Die Lehre von den Gedankenwellen. Von Fritz Giese. Preis br. Mk. 0,80.

Der Verfasser geht den Ähnlichkeiten zwischen Licht, Elektrizität und Gedanken nach, die nach seiner Ansicht durch das Zusammenklingen einer Ur-Energie, des „Undanismus", zu erklären seien. M.

Die Wünschelrute und der siderische Pendel. Ein Versuch zu einer praktisch-wissenschaftlichen Studie, von Dr. Adam Voll. Mit 17 Abbildungen. Preis br. Mk. 1,60; geb. Mk. 2,40.

Der Verfasser gibt in den beiden Teilen des Werkes gute geschichtliche Übersichten der Geschichte der Wünschelrute, wie des siderischen Pendels (von Goethe in den „Wahlverwandtschaften" benutzt); er gibt praktische Anweisungen zu Experimenten, und er gibt endlich für diese Erscheinungen eigene Erklärungsversuche, die er gut zu verteidigen weiß. Er erklärt die Phänomene der Wünschelrute, wie des Pendels durch die Elektronentheorie.

Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits. Von Dr. Karl du Prel. 3. Auflage. Preis br. Mk. 3,—; geb. Mk. 4,—.

„Theosophical Quarterly". Oktober 1910. — Die Arbeiten unserer amerikanischen und englischen Freunde sind von außerordentlichem Wert. Wir wählen wieder einmal ein Heft des „Th. Qu." aus, um durch Besprechung desselben auf diesen Wert hinzuweisen. — Drei Artikel befassen sich mit Orientierung und Kommentaren über die theosophische Bewegung außerhalb der Gesellschaft. Der erste konstatiert, daß das Verhalten des Vatikans den weltlichen Mächten gegenüber durchaus nicht im Sinne Christi ist, der das Erfüllen aller Gesetze der Landesobrigkeit lehrte. Gerade aus diesem unchristlichen Verhalten des Vatikans entspringen die gewaltsamen Reaktionen in Frankreich und Spanien (jetzt in Portugal, d. Verf.). Ein anderes bedeutendes Zeichen der Zeit ist die tolerante Entfernung eines Satzes, der gegen den Katholizismus gerichtet ist, aus dem Krönungsschwur des englischen Königs. Dann spricht der Artikel von der Missions-Konferenz zu Edinburgh, die alle protestantischen Kirchen und Sekten vereinigte und einen entschieden toleranten liberalen Geist bekundete. Es ist sehr bedauernswert, daß weder die griechische noch die römisch-katholische Kirche an der Konferenz anteil nahm; bedauerlich, weil diese beiden Aspekte des christlichen Bekenntnisses sehr wichtig sind und ohne ihr Zugegensein eine Repräsentation der christlichen Kirche unmöglich ist. Dr. Blies machte in seinem Werke die Tatsache bekannt, daß die orientalischen Religionen sich in Amerika gewissermaßen etablieren. Es ist ersichtlich, daß die einzelnen Religionen ihr Geistesleben gegenseitig zu befruchten anfangen. — Auf diesen ersten Artikel folgen in dem Heft Bruchstücke von Cavé. Der Weg des



Schülers, so wird ausgeführt, ist eigentlich reine Freude und kein Dornenpfad. — Erinnerungen an H. P. Blavatsky von Dr. A. Keightley. Mehrere okkulte Begebenheiten, deren Zeuge der Verfasser war, und viele warm und fein geschilderte Charakterzüge H. P. B.'s, die sie als die „große Seele" erkennen lassen, geben auch einen originellen, aber passenden Schlüssel zum anscheinlich widerspruchsvollen Charakter H. P. B.'s, in dem Widersprüche eigentlich nur für Unwissende existieren. Sehr interessant geschrieben. — Die Bedeutung des Modernismus von Louise Edgar Peters. Der Modernismus ist die Reformation des Katholizismus, welche die tiefe Mystik, die leider aus dem Protestantismus beinahe verschwunden ist, bewahrt und den orthodoxen, dogmatischen und gewissenzwingenden Geist der Kirchengewaltigen zurückweist. Diese Bewegung verdient unsere größte Aufmerksamkeit. — Patanjalis Yoga Sutras. Übersetzung von Charles Johnston. Die geistvollen Kommentare erhellen die dunklen Sätze Patanjalis und zeigen uns, nach welchen Gesetzen die Seele in der göttlichen Welt lebt und wächst und durch welche Mittel wir diesem Wachstum helfen können. Es bezieht sich auf das Wichtigste in unserem Leben. — Die Artikelfolge „Theosophie und die weltliche Literatur" von C. gibt in diesem Hefte eine Charakteristik des katholischen Mystikers Pico de la Mirandola, der im 15. Jahrhundert in Italien lebte. — Für Studenten der theosophischen Philosophie ist der nächste Artikel, als erster einer Reihe, die noch folgen sollen, sehr wichtig: „Eine Zusammenfassung der Geheimlehre" von Katharina Hillard. Es ist eine wichtige popularisierte Geheimlehre und macht uns die wichtigsten Gedanken der Geheimlehre leicht faßlich. — Die geistreiche Feder des Verfassers der ständig unter der Unterschrift „Spiegel der Zeit" erscheinenden Artikel, die sich nur mit T. unterschreibt, hat wieder einmal in reiner anmutiger Erzählerart tiefe Wahrheiten, welche im Kleide der lebendigen Wirklichkeit als Tagesereignisse erscheinen, klargelegt. Diesmal gilt es, den wahren Wert der Missionsbestrebungen der christlichen Kirche zu würdigen. Die Moral ist, daß diese Bestrebung den Anhängern des Christentums nur zu Ehren gereichen kann, wenn sie in dem Geiste des Missionärs Stokes sich bewegt, der sich berufen fühlt, den Hindus das Leben eines Nachfolgers Christi vorzuleben. Trotzdem wird das Christentum die Hindus nicht „bekehren", jedoch bewirken, daß diese die bisher unbeachteten Seiten ihrer eigenen Religionen zu würdigen lernen und erst recht sich zur Nachfolgschaft der großen Hindupropheten aufraffen. — Auch der letzte Artikel „Theosophie und christliche Mission" von John Schofield würdigt die aufrichtigen Bestrebungen christlicher Missionen und den liberalen Geist der Edinburgher Missions-Konferenz.







Zweig Berlin. – Nachdem wir im Sommerhalbjahr unsere Tätigkeit in der üblichen Weise eingeschränkt hatten, indem wir monatlich nur einen öffentlichen Vortragsabend veranstalteten, nahmen wir die Winterarbeit mit dem Beginne des Oktobers wieder im vollen Umfange auf.

Die beiden Oktober-Vorträge wurden von den Herren v. Perbandt und P. Krojanker gehalten. Der erste Referent interessiert sich besonders für eine freie Auffassung der Lehre Christi, während der zweite die Neue-Gedanken-Bewegung vertritt. Trotzdem also beide Herren nicht Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft sind, zeigte sich doch eine für uns erfreuliche Übereinstimmung zwischen ihren Ideen und der theosophischen Philosophie. Auch in den übrigen Monaten werden mehrere Vertreter anderer Systeme als des theosophischen zu Worte kommen, damit es den Besuchern der Versammlungen möglich ist, gleichsam auf neutralem Boden die Meinungen verschiedener Geistesrichtungen kennen zu lernen und ihre Ansichten dazu zu äußern. Wie im vergangenen Jahre halten wir am letzten Sonnabend eines jeden Monats einen Mitgliederabend zum Zwecke zwanglosen Ideenaustausches ab. Mehr noch als bisher soll diese Veranstaltung einen tieferen Charakter annehmen, so daß die Mitglieder nicht nur ein paar Stunden angenehm verplaudern, sondern das Bewußtsein mitnehmen, etwas theosophische Arbeit getan zu haben.

Wir hoffen, daß dies helfen wird, die einzelnen noch fester als bisher an einander zu schließen.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Theosophisches Leben.

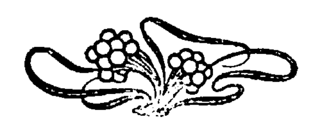
Nr. 10. | Januar 1911. | Jahrg. XIII.

Tolstois letzter Brief.

„Lieber Bruder Iwan Ilitsch! Ich habe Ihren Brief erhalten und mit froher Rührung gelesen. Er ist vom wahrhaft christlichen Gefühl der Liebe durchdrungen, und deshalb ist er mir so wert. Über mich selbst will ich Ihnen folgendes sagen: Es gibt eine arabische Legende: Moses irrt in der Wüste umher und kommt zu einer Herde, deren Hirt zu Gott betet. So lautet das Gebet, das Moses vernimmt: „Herr, wie glücklich bin ich, dein Sklave zu werden. Mit welcher Freude würde ich deine Füße waschen, deine Haare glätten, deine Gewänder reinigen, dein Haus kehren, dir Milch von meiner Herde geben. Mein ganzes Herz strebt nach dir.“ Als Moses diese Worte hört, wird er zornig und sagt zum Hirten: „Du lästerst! Gott ist ein Geist. Er hat weder deine Kleider, noch deine Dienste nötig. Was du sprichst, ist Sünde.“ Und das Herz des Hirten wurde traurig. Er vermochte nicht sich ein Wesen vorzustellen, das keinen Körper und keine körperlichen Bedürfnisse besitzt. Er konnte nicht mehr zu Gott beten und Gott dienen. Er war in Verzweiflung. Da sprach Gott zu Moses: „Weshalb hast du diesen treuen Knecht von mir getrieben? Jeder Mensch hat seinen eigenen Leib und seine eigenen Worte. Was für dich gut ist, das ist deshalb nicht auch gut für einen anderen. Worte bedeuten mir nichts. Ich

schaue in das Herz dessen, der zu mir ruft.“ Diese Legende gefällt mir sehr, und ich bitte Sie, mich als den Hirten anzusehen. Denn so sehe ich mich vor meinen eigenen Augen. Unsere ganze menschliche Auffassung von „Ihm“ wird immer unvollkommen sein. Ich bilde mir nicht ein, daß mein Herz dem des Hirten gleich ist. Das kann ich nicht hoffen, und deshalb fürchte ich mich davor, zu verlieren, was ich besitze, und was mir Ruhe und vollkommenes Glück gibt. Sie sprechen mir von einer Einigung mit der Kirche. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß ich mich niemals mit ihr veruneinigt habe. Nicht mit einer jener Kirchen, welche die Uneinigkeit säen, sondern mit jener, die stets Einigkeit brachte und alle, alle Menschen einig macht, welche aufrichtig Gott suchen, angefangen von jenem Hirten bis zu Buddha, Konfuzius, den Brahminen und vielen, vielen anderen. Von dieser neuen Kirche habe ich mich niemals getrennt, und ich fürchte nichts mehr, als sie zu verlieren.

Ich drücke Ihnen brüderlich die Hand. L. Tolstoi.“

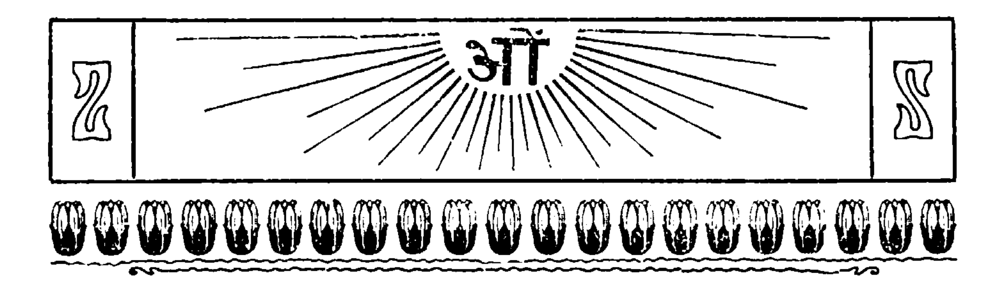


Religion ist eine Sache, die mit unserer Unwissenheit zu tun hat. Sie ist bei allen Völkern der Schleier, der vor das große Geheimnis gezogen ist. Jedes Volk hat seinen Schleier mit einem anderen Muster, dasselbe Geheimnis aber haben wir alle.

Helene Böhlau, „Lebensring“.







Die Theosophische Methode.

Von H. B. Mitchell.

Der offizielle Bericht der am 30. April und 1. Mai 1910 in Cincinnati, Ohio, abgehaltenen Jahreskonvention der Theosophischen Gesellschaft ist von größtem Interesse für alle, die an theosophischer Arbeit teilnehmen, wenn auch der wahre Nutzen der Konvention im offiziellen Bericht keinen Ausdruck finden kann.

Seit 35 Jahren verfolgt die Gesellschaft beharrlich die Zwecke, für die sie anfänglich gegründet war; in ihr und auf ihrer öffentlichen Rednertribüne wurden alle religiösen, philosophischen und wissenschaftlichen Gedanken zu einem Brennpunkt vereinigt. Länger denn drei Jahrzehnte bekundet ihre Geschichte den aufwärtsstrebenden Fortschritt des menschlichen Geistes — und die Schwierigkeiten und Prüfungen, durch die sie gegangen, spiegeln die Hindernisse wieder, die sich jeder menschlichen Seele entgegenstellen.

Ihre Geschichte ist im tiefsten und wahrsten Sinne ein Menschheitsdokument und die Erfahrungen, die sie uns lehrt, sind die Erfahrungen der ganzen Menschheit, nämlich: Befreiung des menschlichen Geistes von Vorurteil, Sektiererei und Widerstreit durch Toleranz und Sympathie; andererseits lehrt sie die Einheit unseres Herzens und unseres gemeinsamen Zieles. Immer wieder wurde uns erklärt, daß die Schwierigkeiten, denen wir begegnen, lediglich ihren Ursprung in uns selbst

Übersetzt aus den „Notes and Comments“ des „Theos. Quarterly“. Vergl. auch „T. L.“, XIII, S. 191.

haben. Alle Vorurteile, Mißverständnisse und Spötteleien, die sich gegen uns wendeten, um unsere Arbeit zu paralisieren und unsere äußere Organisation zu zerstören, wurden durch gemeinsames, entschlossenes Festhalten an den theosophischen Prinzipien überwunden und überlebt; ja, die fortwährende Opposition diente sogar unserer Sache und führte uns immer neue Mitglieder zu. Nichtsdestoweniger fühlten wir oft das scharfe Messer des Chirurgen, – denn die Herren von „Karma", die unser Schicksal leiten, verfehlten nicht, da tief zu schneiden, wo es heilsam war.

Wenn wir nun aber zurückblicken auf den langen Weg, den wir zurückgelegt haben, von der Vergangenheit bis zur Gegenwart des Lichts, und wenn wir ferner in dem äußeren Zustand unserer Organisation einen Hinweis auf unsere innere Gesundheit suchen, dann haben wir alle Ursache zu tiefer Dankbarkeit, zumal auf dieser Konvention keine Meinungsverschiedenheiten inbezug auf innere Arbeit und äußere Organisation und keine Oppositionspartei und Interessenkonflikt war; außerdem verzeichneten die vergangenen Jahre ein ununterbrochenes Wachstum im Geiste der Einheit und schufen so einen festen Bau auf dem konstitutionellen Fundament, dessen Stabilität erwiesen wurde.

Ein weiterer Beweis des Wachstums zur Einheit ist das Verschwinden der früheren nationalen Zweiggesellschaften, deren Auflösung uns der Bericht des Präsidenten des Exekutiv-Komitees und das durch Herrn Paul Raatz übermittelte Begrüßungsschreiben des deutschen Zweiges mitteilte. Ebenso ermutigend sind die Berichte des Sekretärs und des Kassierers. Der eine zeigte das Wachstum in Zahlen und Zweigneugründungen und die zunehmende Verbreitung theosophischer Schriften, der andere wieder die großen, allseitig gemachten Anstrengungen zur finanziellen Fundierung der Gesellschaft.

Obgleich wir nun gesagt haben, daß eine gesunde und einheitliche Organisation etwas Beglückwünschenswertes und ein Beweis von internationaler Harmonie ist, so soll damit doch nicht gemeint sein, daß die Interessen und die Nützlich-



keit der jährlichen Konventionen in der gesellschaftlichen Verwaltung oder in den Berichten der Beamten zu finden sind.

Das wahre Leben der Theosophischen Gesellschaft ist das Leben des theosophischen Geistes, welcher sich manifestiert durch seine autonomen Zweige und der wie Sauerteig wirkt durch Leben und Arbeit seiner Vertreter und durch den Gedanken und Geist des Zeitalters.

Es ist ein Geist, der sich über die Organisation erhebt, obgleich Organisation und Verwaltung zusammenbrechen, wenn seine Gesetze verletzt werden. Er entrinnt der Analyse und Definition, aber er ist geoffenbart in Bruderschaft und Hilfsbereitschaft, in Offenherzigkeit, Toleranz und mitfühlendem Verständnis, sowie in der Erkenntnis der Einheit hinter allen partiellen Wirklichkeiten. Es ist der Geist, der die menschlichen Seelen durch Aspiration zur Zentralwurzel des Lebens zieht; der Geist der Religion und der Wahrheit.

Dieser Geist muß beseelen alles, was mit ihm in Berührung kommt; wir sehen sein Licht brennen, hier dunkel, da leuchtend, in den Herzen unserer Mitbrüder, hier und anderswo. Wir sind deshalb berufen, aufzumuntern und zu unterstützen; wir wollen diesen Geist mit gestärktem Willen kraftvoller in uns zum Ausdruck bringen und ihm gewissenhaft folgen, wohin er führt.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet war die kürzlich abgehaltene Konvention beachtenswert.

Sehr einfach, sehr klar, ohne Anspruch oder Gedanken an das Selbst (ihr Ich) berichteten die Delegierten über die Arbeit ihrer Zweige und unterbreiteten ihre lokalen Aufgaben der Begutachtung ihrer Mitschüler.

Wo Fehler gemacht waren, wurden sie nicht verheimlicht, sondern die Ursachen des Mißlingens gesucht, damit sie nicht wieder vorkommen oder sich in anderen Zweigen wiederholen.

Diese aufrichtigen Diskussionen konnten im offiziellen Konventionsbericht nur wenig Erwähnung finden, aber sie erweiterten die Erfahrungen der ganzen Gesellschaft — und die Erkenntnisfrucht der Jahresarbeit reifte dadurch zu der Fähigkeit, weiser und wirksamer in kommenden Jahren zu arbeiten.



Aus Erfolg und Mißerfolg geht die einfache Tatsache klar hervor, daß die Arbeit immer da gedieh, wo der theosophische Geist aufrecht erhalten, wo er aber vernachlässigt wurde, war das Resultat Öde und Stillstand.

Dieses ist die große Lehre, die jedes Jahr eindringlicher wiederholt wurde, seitdem die Gesellschaft besteht. Aber so endlos sie auch wiederholt wird und so leicht sie auch zu verstehen ist, so schwer ist sie auch umzusetzen in die Praxis. Das liegt nun nicht etwa daran, daß wir Nutzen und Wert des theosophischen Verhaltens nicht verstanden haben, sondern daran, daß wir unsere intellektuellen Vorgänge nicht auf das „Leben in Theosophie" begründet haben; auch besitzen wir noch nicht genügend Selbstkontrolle und das Gleichgewicht, das zur Erhaltung dieses Geistes notwendig ist.

Es ist ebenso leicht, intellektuelle Zustimmung zu geben zu den offenen und sichtbaren Tatsachen, daß jede ehrliche Ansicht und Meinung ihren Ursprung in einigen Aspekten der Wahrheit haben muß, als es leicht ist zu glauben, daß alle Aspekte der Wahrheit von wesentlicher Bedeutung und notwendige Teile eines Ganzen sind. Um aber neue Wahrheiten unsern Hörern mitzuteilen, müssen wir einerseits die Fähigkeit haben, diese Wahrheiten mit den bereits im Verstande des Hörers liegenden zu verbinden, und diese Fähigkeit setzt voraus die elementare Kenntnis der menschlichen Natur und die Psychologie der Wahrnehmung. Aus diesen zwei einleuchtenden Voraussetzungen muß der gesunde Menschenverstand den unvermeidlichen Schluß ziehen, daß, wenn wir von andern lernen und ihnen helfen wollen, wir zunächst den Aspekt der Wahrheit verstehen müssen, den sie besitzen, um ihn dann, soweit wir fähig sind, zurückzuverfolgen zu der Zentralwurzel der Wahrheit, welcher er entspringt. Es ist wirklich nicht schwer, anzuerkennen, daß wir im Umgang mit andern nicht die Irrtümer hervorsuchen sollen, sondern die Wahrheiten, die sie besitzen; wir sollen diese anerkennen und darauf weiterbauen, denn noch niemand änderte seine Meinung, wenn man ihm sagte, daß er im Unrecht sei, es sei denn, sein Irrtum stand im Gegensatz zu seiner eigenen Wahrheit, so daß diese ihn zur Einsicht zwang. Es war auch niemals unsere



Wahrheit, die ihn änderte, sondern seine eigene — und der Anteil, den unsere Glaubensrichtung daran nahm, ist ein Maßstab für unser Verständnis und unseren Appell an die Wahrheiten, zu denen er hielt.

Alles dieses hat jeder von uns klar genug erkannt, aber wir sind noch zu sehr geneigt, es ängstlich im Hintergrunde unseres Bewußtseins schlummern zu lassen, gerade wenn es am nötigsten ist, Wort und Handlung danach zu gestalten. In Diskussionen spielen wir hauptsächlich noch immer Parteigänger, obgleich, wenn wir gefragt werden, wir unbedenklich antworten würden, daß ein Parteigänger nicht Theosoph sein kann. In der Verteidigung unserer persönlichen Meinungen vergessen wir gewöhnlich unsere große Verpflichtung „der Treue“ zu dem theosophischen Ideal von der Einheit der Wahrheit. Dadurch verlieren wir immer wieder unsern Halt am theosophischen Geiste und seiner Methode, obgleich er unser Werk in der Welt nur beleben kann; ja, ein einziger Abend der Vernachlässigung kann unsere seit Monaten und Jahren aufgebaute Arbeit zerstören.

Ein derartiger Fall kam auf der letzten Konvention durch einen Zweigvorstand zur Sprache, als einer jener Fehler, dessen Lehre allen nützlich ist.

Es war ein starker Zweig, der besonders in den frühesten Tagen, als die Gesellschaft noch Gegenstand der Spöttelei und Angriffen aller Art war, gute Dienste geleistet hat durch Verbreitung der Wissenschaft der östlichen Religionen und der von Mme. Blavatsky aufgestellten Lehren von der fundamentalen Einheit und dem gemeinsamen Ursprung aller Glaubensreligionen. Dieser Zweig fand es vielleicht deshalb so schwierig, sich in den veränderten Bedingungen zurechtzufinden, weil er an Opposition und irrtümliche Darstellung gewöhnt war, denn er hatte lange zu kämpfen mit dem Dogmatismus der Vertreter verschiedener christlichen Sekten in seinem Orte. In dieser Gewohnheit, Dogmatismus bei seinen Besuchern vorauszusetzen, selbst sogar, nachdem der Dogmatismus durch den mehr liberalen und echt religiösen Geist der Gegenwart aufgelöst war, liegt sein eigenes Verschulden.



Da diese Zusammenkünfte nun, wie bei allen anderen Zweigen, öffentlich sind, und Einladungen zu diesen Versammlungen weit verbreitet werden, wurden sie von seinen Gegnern gern angenommen, aber nicht um teilzunehmen an den theosophischen Diskussionen im Geiste der Eintracht, sondern um abzurechnen mit Angriffen auf christliche Dogmen und um bei gewissen Mitgliedern Widerstand zu erregen.

Diese Versuchung war zu groß, um widerstanden werden zu können und die Resultate waren deshalb unvermeidlich. Die Besucher verließen am Abend die Versammlung mit dem Entschluß, niemals dieses unangenehme Experiment zu wiederholen, denn sie hatten sich durch persönliche Erfahrung überzeugt, daß die Gesellschaftslehre von Liberalismus und Eintracht nur bloßer Vorwand war. Statt in diesem Falle den theosophischen Geist zu retten und zu schützen, verleugneten die Mitglieder das Vorhandensein der wesentlichsten Prinzipien desselben durch ihr eigenes Verhalten und vernichteten damit die durch beharrliche Anstrengungen erreichten Resultate langer Jahre.

Aber es ist sicher, daß dieselben Mitglieder bei anderer Gemütshaltung und bei weniger plötzlicher Versuchung es nicht zu einer Verletzung der Höflichkeit hätten kommen lassen und das Dogma geistig erklärt hätten. Es blieb tatsächlich kein anderer Weg offen, um mit ihrem persönlichen Glauben, den sie vorgaben, in Übereinstimmung zu kommen. Es wird auch gut sein, diesen Punkt hier dem Inhalte nach nochmals ganz besonders zu wiederholen, wie es auch bereits in der Konventionssitzung geschah.

Eine endlos wiederholte und augenscheinliche Wahrheit ist, daß in der Theosophischen Gesellschaft alle großen Weltreligionen auf gleichem Boden stehen; jede ist Gegenstand ehrerbietigster Forschung und Untersuchung, weil jede eine Erklärung der experimentellen Wissenschaft des Wachstums und Seelenlebens darstellt. Kein Religionssystem ist ausgeschlossen, und niemand kann ein Eigentumsrecht oder Oberherrschaft beanspruchen.

Aber es gibt eine Religion, welche bei offizieller Gleichheit mit allen anderen, mit dem Namen Theosophie und mit



der Theosophischen Gesellschaft besonders verbunden ist; ihr Charakteristikum ist, daß sie alle andern in sich schließt, und daß sie versucht, ihre Zusammensetzung zu formulieren und ihre zentrale Einheit festzustellen.

Es ist das System, welches uns Mme. Blavatsky in fragmentarischer Form brachte als eine Wiederbelebung der uralten Weisheit, als eine erneute Darstellung der Erkenntnis des Pfades, welcher bewußt und schrittweise errungen wurde von jenen Meistern des Lebens, auf deren Geheiß sie schrieb und wirkte.

Jene von uns, die an die große Loge der Bruderschaft glauben, sei es auf Grund persönlicher Überzeugung oder intellektueller Erkenntnis, müssen anerkennen, daß von dieser großen Bruderschaft sowohl die Gründer der großen Weltreligionen, als auch die Impulse zur Gründung der Theosophischen Gesellschaft kamen.

Wir wollen deshalb diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zu bemerken, daß alle Glaubensarten Brüder sind, alle geboren unter demselben Mysterium, alle wurzelnd in der unveränderlichen Wissenschaft der Seele. Wir können aber dem Licht, welches uns gegeben wurde, nicht treu sein, wenn wir seine Führung nicht anerkennen in dem großen System, das vor Jahrtausenden der große Kanal aller Weltaspirationen des religiösen Lebens war. Auch die Meister haben die von ihnen gegründete Gesellschaft nicht verlassen; sie sind unaufhörlich wirkend in den großen Weltreligionen, die sie in der Vergangenheit gegründet haben, und wir können ihre Diener und Schüler nicht werden, ohne Verpflichtung der Treue zu ihren Zielen und ohne aufrichtige Mitarbeit an ihrem Werk.

Theosophie und Christentum, weit entfernt, gegnerische oder getrennte Symbole zu sein, sind unauflöslich verbunden mit ihrer gemeinsamen Quelle, ihrer gemeinsamen Wahrheit und Führung. Von den Symbolen, in denen ihre Lehren niedergelegt sind, haben wir in der Gegenwart andere intellektuelle Vorstellungen als unsere Vorfahren vor tausend Jahren. Aber der Theosoph muß fähig sein, in den Symbolen die Wahrheit zu sehen, die sie darstellen — und er muß aus



eigener Erkenntnis ihren Wert und ihre Wirklichkeit bezeugen. Es gibt kein christliches oder buddhistisches Symbol, das nicht gleichzeitig auch ein theosophisches Symbol wäre. Es gibt auch keinen Artikel des christlichen Glaubensbekenntnisses, von welchem der Theosoph nicht sagen kann: „Ja, daran glaube ich auch". In diesem Grundsatz liegt mehr Wahrheit und ein tieferer Sinn, als man zur Zeit vielleicht wahrnimmt. Gerade in der Überwucherung und Verzerrung lebenslanger Irrtümer können wir den Funken der Wahrheit finden und enthüllen, den sie in sich schließen.

Darin besteht die Verpflichtung des Theosophen, den großen Glaubensbekenntnissen gegenüber — und speziell in unserer Zeit und unserem Lande sind wir es dem Christentum schuldig. Viele Schleier sind vor uns gelüftet worden, aber die Vision, die uns gestattet wurde, muß gebraucht werden, um allen zu helfen, die nach dem Leben der Seele aspirieren. Wir müssen anderen helfen, zu sehen, was wir selbst gesehen haben, nämlich: Den beständigen Ausfluß der Hilfe und Liebe des Meisters und die Gegenwart jenes großen Ordens von Schülern und Dienern des lebendigen Christus, dessen unaufhörliche Anstrengungen auch die christliche Kirche niemals verlassen haben.

Es ist wahr, daß die Welt in den letzten neunzehn Jahrhunderten, seit der Geburt des Jesus, fortgeschritten ist, aber die hebräische Gesetzeslehre verdunkelte zuerst diese Botschaft, und die scholastische Philosophie, die sie formulierte und erhärtete, ist ebenfalls im Zwiespalt mit unseren modernen Gedanken. Deshalb glauben viele, sie wären aus diesen uralten Systemen hinausgewachsen und das Christentum nütze ihnen nichts mehr, weil es ihnen nicht die Nahrung geben kann, die sie benötigen. Sie sind aber nur hinausgewachsen aus der Erklärung der Symbole, und diesen, mehr vielleicht als allen andern, können Theosophen reichlich und dauernd helfen durch tiefere Auslegung ihrer Symbole. Nur auf Grund ihres eigenen Glaubens, der ihnen fast verloren gegangen ist, können wir sie zu der Wahrheit des Geistes zurückführen, nach der sie hungern.

Hier ist die günstige Gelegenheit für unsere Verpflichtung;



das Vollziehen derselben erfordert allerdings mehr als bloße Kenntnis von Theosophie und christlicher Lehre. Wir müssen uns intuitive Sympathie und Verständnis aneignen und eine beständige Selbstkontrolle ausüben, damit wir ein Gleichgewicht erlangen, das durch nichts erschüttert werden kann.

Dies ist keine leichte Aufgabe. — Der Dienst, in dem der Theosoph steht, beherrscht alle Kräfte von Gemüt, Herz und Seele, aber sein Lohn ist groß nur im Dienste des Meisters, und durch seine Hilfe können wir vollbringen, was uns aus eigener Kraft nie möglich wäre.

Wir werden zwar ebenso, wie jener Zweig, dessen auf der Konvention Erwähnung geschah, Fehler machen und kritische Prüfungen zu bestehen haben, das Ideal liegt aber klar vor uns — und in seinem Lichte wollen wir den kommenden Jahren entgegenwandeln.



Lern' ohne Klagen, Herz,
ein brennend Weh ertragen,
Der Kerze brennt der Kopf,
Doch hörst du sie nicht klagen.
Soll rein die Mischung sein,
still brennt sie, bis sie lischt:
Rein ist nicht Wachs noch Docht,
wenn es im Brennen zischt.

Fr. Rückert.







Die Borromäus-Enzyklika und der Modernismus.

(Prof. Dr. Schnitzers Vortrag am 21. November 1910 zu Berlin.)

Der Modernismus ist eine bedeutungsvolle Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirche; so bedeutungsvoll und, um gleich damit herauszutreten, so gefahrdrohend für die unumschränkte Souveränität des Papstes, daß der Papst sich veranlaßt fühlt, die schärfsten Maßregeln gegen diese Bewegung in Anwendung zu bringen. Mußten doch bereits gegen Ende November in Deutschland gegen 200 Geistliche in Köln einen Eid gegen den Modernismus ablegen. Der Wortlaut des Eides ist uns zwar nicht bekannt, aber es ist leicht zu folgern, daß er verpflichtet, gegen die leisesten modernistischen Gedanken als gegen die Angriffe des Satans mit allen Kräften und Mitteln Krieg zu führen.

Am 21. November hielt Professor Schnitzer aus München einen Vortrag in Berlin und führte aus, daß die Borromäus-Enzyklika, in der die Reformation beschimpft wurde, nicht die Absicht hatte, den Protestanten wehe zu tun, obzwar darin Ausdrücke vorkommen, die beschimpfend sind; denn das ist eben der römische Kurialton und für den Papst so selbstverständlich, daß er eigentlich garnicht begreift, wie man sich dabei viel aufregen kann. Die Hauptspitze sei eben gegen den Modernismus gerichtet. Die Enzyklika beabsichtigt, eine Parallele zu ziehen zwischen der ketzerischen Reformation und dem Modernismus. Sie stellt daher die Reformation und ihre Vertreter als schandvoll, verdammungswürdig und scheußlich dar, über die die Schale des Zornes ausgegossen werden muß.



Was damals die Reformation war, das, meint sie, ist heute der Modernismus. Carl Borromäus, das Muster aller kirchentreuer Bischöfe, der die Gegenreformation leitete und mit allen Mitteln gegen die Reformation kämpfte, wird als leuchtendes Vorbild für die heutigen Kämpfer gegen den Modernismus hingestellt. Der Papst fühlt sich gewissermaßen selbst als ein zweiter Borromäus. Soweit Professor Schnitzer über die Enzyklika.

Was ist nun eigentlich der Kern des Modernismus? Ich glaube, der eine Satz, den Professor Schnitzer aussprach, ist es. Er sagte: „Christus hat die weltliche Krone als Versuchung des Teufels zurückgewiesen; wie kommt nun der Papst, der doch Nachfolger Christi sein will, dazu, nach politischer weltlicher Autorität zu streben?“ Tatsächlich ist dies des Pudels Kern. Der Papst will zentrale Autorität in allen kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten sein, während der Modernismus dem niederen Klerus sowohl, als auch dem Laien Teilnahme an der Mitverwaltung der Kirche und auch an ihrer Lehrtätigkeit zugesteht. Der Modernismus tritt also für Individualismus und Gewissensfreiheit ein und für eine dem modernen Geist entsprechende Demokratie. Der Modernismus steht dabei durchaus auf dem Boden der katholischen Religion. Professor Schnitzer zeigte, wie diese Bewegung, welche sich gegen die Unsittlichkeit und den Verfall des katholischen Klerus richtet, in ergebenen Katholiken einzelne Vertreter vor unseren Tagen gefunden hat. Selbst Hadrian VI., der letzte deutsche Papst, tat eine Äußerung, daß der Abfall von der katholischen Kirche hauptsächlich in dem Verfalle des römischen Hofes seine Ursache hat.

Den Redner lohnte reicher Beifall. Es war ein Mann, der nicht deshalb sprach, um zu kritisieren, sondern um zu bessern; durchdrungen von wahrem religiösen Eifer. Die Fresken des Architektensaales mit südlichen Motiven unterstützten den Eindruck der Rede und des Redners, aus dem die Wärme des Südens und der katholischen Frömmigkeit sprach.

Wir möchten noch hinzufügen, daß, wenn es dem Modernismus gelingen würde, die katholische Kirche zu reformieren, die christliche Religion eine neue große Lebenskraft gewinnen



könnte, da der Katholizismus den Sinn und die Kraft zur Mystik bewahrt hat, während sie beim Protestantismus sehr schwach geworden sind. Zweierlei ist nötig, um eine religiöse, d. h. spirituelle Bewegung zu erhalten: freie Individualitäten, die nach eigenem, aus der spirituellen Unterscheidungskraft heraus gewonnenem Ermessen selbständig handeln können, anderseits die Vereinigung dieser zu einem Gruppenbewußtsein. In einem Schreiben an die Konvention der Theosophischen Gesellschaft zu Berlin führte dies Mr. Johnston aus New-York deutlich aus.

Die katholische Kirche, resp. das Papsttum, hat bisher tyrannisch die Entwicklung ihrer Anhänger zu freien spirituellen Individualitäten unterdrückt, andererseits war die protestantische Kirche meines Erachtens nach nicht fähig, seine zu einer gewissen Selbständigkeit gelangten Anhänger in einem Gruppenbewußtsein zu vereinigen. Der Modernismus scheint beiden Erfordernissen gerecht werden zu wollen, weshalb wir ihm besten Erfolg wünschen und ihn dem Interesse aller Theosophen empfehlen zu dürfen glauben.

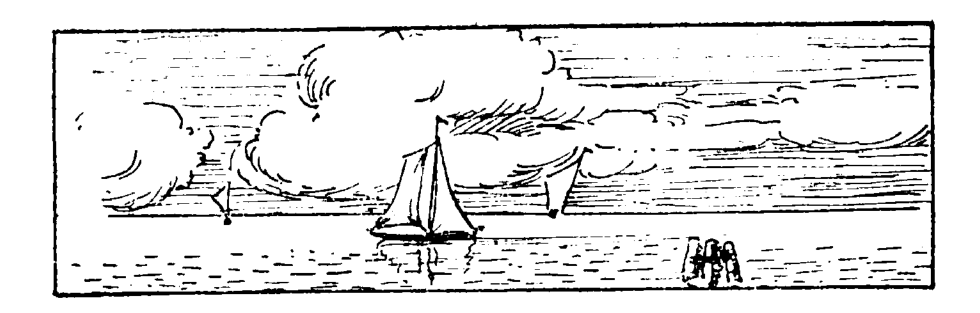
Vitascop.



Geh' mit dir selbst streng ins Gericht,
Und wenn dir's nicht gelingt, von innen
Die Ruh', das Glück dir zu erringen, —
Von außen kommt das Glück dir nicht.

Fr. Bodenstedt.





Die Lehre vom göttlichen Logos.

Von Lic. theol. Karl Paul Hasse.

(Fortsetzung.)

Die Philosophie des Mittelalters stellt sich uns im großen ganzen als eine Mischung von Platonismus, Aristotelismus und Neuplatonismus dar, so zwar, daß in der früheren Periode der Platonismus, in der zweiten der Aristotelismus das Übergewicht hat, und der Neuplatonismus zwischendurch seine von der Kirche nicht gern gesehene Wirksamkeit entfaltet. Gleich die erste bedeutende philosophische Persönlichkeit, Scotus Erigena, zeigt uns seine Abhängigkeit von diesen drei großen Systemen. Bei ihm ist der Neuplatonismus das Hauptmoment, während Platon und der Stagirite seinem Lehrgebäude nur einige Bausteine liefern. Das Lebensziel dieses tiefdenkenden Mannes ging dahin, seine urgründigen Gedanken mit der Kirchenlehre in Einklang zu setzen. Über den Erfolg quittierte ihm die päpstliche Verdammung seiner Werke. Suchen wir in kurzen Worten seine Lehre zusammenzufassen!

Aus Gott, der Natur, welche weder schafft noch geschaffen wird, geht stufenweise das Wesen der Welt hervor, und zwar zuerst die Primordialursachen, d. h. die intelligible Welt, die Ideen, welche von Ewigkeit her in dem Logos, dem Worte Gottes subsistieren. So tritt Gott in diesen Urgründen aus der geheimsten Tiefe seiner Natur, in welcher er sich selber unbekannt ist, heraus, um in den Theophanien aus der unsichtbaren zur sichtbaren Welt absteigend, im Weltwesen in die Erscheinung zu treten und von da aus dann die ganze Kreatur

in einem stufenweise aufsteigenden Prozeß wieder in sich zurückzunehmen, sodaß nach Vollendung des Kreislaufes alles wieder in Gott versinkt, denn Er ist alles, das Übrige nichts.*) Der Logos ist in diesem System das alles erschaffende, selbst nicht geschaffene, sondern gezeugte Prinzip, die Ursache aller in ihm vom Vater erschaffenen Grundursachen, wie Güte, Vernunft, Weisheit, Tugend an sich etc.; kurz, es gibt in der sinnlichen und übersinnlichen Welt keine Substanz, noch Kraft, welche nicht aus ihm hervorginge: er ist die universale Form, durch welche alle Erscheinungsformen bestimmt werden und zu dem alles zurückstrebt. Wie der Logos Träger der primordialen Ursachen für die übersinnliche Welt, so ist der Mensch in seinem Urzustande der alles vereinigende Mittelpunkt für die Erscheinungswelt. Durch seinen Abfall von Gott — hier flieht Erigena die Lehre vom Sündenfall, den er metaphysisch als vorzeitlich faßt, was sich aber mit dem System der stufenweisen Theophanie, dem notwendigen Werden Gottes in der Welt nur gezwungenerweise vereinigen läßt — tritt die Erscheinungswelt zur Vielheit ihrer Formen und Teile auseinander. Ohne die Sünde wäre der Mensch reiner Geist geblieben. Darum ist die Menschwerdung Christi notwendig: der Logos mußte mit seiner Gottheit in die sinnliche Welt hinabsteigen und die menschliche Natur, welche ja ideell die gesamte Kreatur in sich enthält, annehmen, um die durch den Sündenfall entstandene Vielheit zur Einheit zurückzuführen, entsprechend dem Worte Pauli, daß das sehnsüchtige Harren der Kreatur die Offenbarung der Söhne Gottes erwartet (Röm. 8, 19).

Von Scotus Erigena sind trotz des wiederholten päpstlichen Verbotes sogar die Scholastik und die orthodoxe Mystik abhängig. Deutlich tritt dies zutage bei Thomas von Aquino, welcher zwar die stufenweise Emanation überwunden hat, — denn er gesteht der Ideenwelt keinen Bestand außerhalb des göttlichen Intellektes zu — aber in seiner Lehre vom göttlichen

*) Allerdings bemüht sich Erigena in den Stufen der Vollendung die Aufrechterhaltung der Individualitäten, wenn auch in nicht ganz überzeugender Weise, durchzuführen.



Wort erkennbare Anklänge an den Neuplatonismus aufweist. Er faßt den Logos als das Ebenbild der göttlichen Wesenheit und das Abbild aller Dinge, deren Urbild das göttliche Wesen ist.

Von weittragendster Bedeutung bis auf unsere Zeit ist die Gestalt geworden, welche die neuplatonische Gedankenwelt in der deutschen Mystik annahm. Die deutsche Innerlichkeit ist es, welche dieser Bewegung, wie später, gepaart mit dem deutschen Gewissen, der Reformation ihren Stempel aufdrückte. Wohl ist Meister Eckhart durchaus von Dionysius Areopagita, in vieler Hinsicht auch von Thomas von Aquino abhängig, hat auch zugleich das Beste von Augustin herübergenommen; aber es quillt bei ihm alles von innen heraus, manches klingt schon, als hätten es Fichte oder Schelling geschrieben. Wohl kann er ohne die stufenweise Emanation noch nicht auskommen, aber man fühlt: es ist nur äußeres Beiwerk, nicht der Kern seines Systems. Dieser ist: Gott und die Seele! Der Vater hat seinen Sohn nicht nur in der Ewigkeit geboren, sondern gebiert ihn immerfort in der Seele des Menschen, der seiner Leiblichkeit entsunken ist. Die Seele ist das Beste alles Erschaffenen, Gott hat sie sich gleich gemacht und ihr sein Wesen mitgeteilt. Alle Kreatur ist im Menschen einbegriffen, ihn liebt Gott von Ewigkeit her. Um der Seele willen sind alle Dinge geschaffen, in der menschlichen Vernunft verlieren sie ihre endliche Bestimmtheit. Die Seele ruhet nimmer, sie komme denn in Gott. Zwischen dem Sohne Gottes und der Seele ist im tiefsten Grunde kein Unterschied. In Christo sind alle Kreaturen ein Mensch, und dieser Mensch ist Gott.

Trotz der päpstlichen Verurteilung seiner Schriften hatte Meister Eckhart zahlreiche Anhänger. Die Flamme der Wahrheit läßt sich nicht durch Bannbullen, Enzykliken und Syllaben ersticken. Von ihm aus ging zunächst die deutsche Mystik des späteren Mittelalters, doch reicht sein Einfluß noch bedeutend weiter.*) Wir erwähnen hier nur Johannes Taulers

*) Viel gelernt von Eckhart hat auch Nicolaus von Cusa, der größte Gelehrte des 15. Jahrhunderts. Er verband den Neuplatonismus mit der pythagoreïschen Zahlenspekulation und war nicht nur ein bedeutender Philosoph, sondern auch ein großer Mathematiker. Man vergl. den ihm gewidmeten Abschnitt in meinem Buche „Von Plotin zu Goethe".



Predigten und das anonyme Büchlein, welches Luther die „deutsche Theologie“ betitelt hat. Schon bei Tauler beginnt das neuplatonische Schema zu verblassen. Das hellenische Denken ist durchaus plastisch; es muß das Innerliche veräußerlichen, die innere Denkform in die Außenwelt projizieren. Der deutsche Geist verinnerlicht die äußere Vorstellung und vereinfacht das hellenische Bildwesen. Wir können das jetzt schrittweis verfolgen. Tauler kennt wohl noch die stufenweise Emanation, aber sie hat neben dem Grundgedanken „Gott und die Seele“ und dem ethischen Motiv alle Bedeutung für ihn verloren. In Gott ist das ganze Weltwesen. Der Mensch als Individuum kann nicht einmal die ganze Menschheit in sich fassen; aber in Gott erkennt und umfaßt die Seele nicht nur die Menschheit, sondern alle Dinge, denn sie erfaßt sie nach dem Wesen. Der Vater durchschaut sich selber im Abgrunde seines ewigen Wesens, und dieses Verstehen seiner selbst spricht er aus in seinem ewigen Wort, und das Wort ist sein Sohn. Soll die Seele Gott erkennen, muß sie ihrer selbst vergessen; soll Gott reden, muß sie schweigen. Willst du Ein Sohn sein mit Christo, so mußt du Ein ewiges Ausfließen sein mit dem göttlichen Wort. Im Grunde der Seele tragen wir das Bild Gottes, die göttliche Einwohnung. In der „deutschen Theologie“ finden wir dann alle Ecken abgeschliffen. Gott ist alles zumal wesentlich und ursprünglich, und alle Dinge haben ihre Wesenheit wahrhaftiger in ihm, als in sich selbst: Gott wäre sonst nicht das Gute. Alles ist gut, und nichts wider ihn, denn allein die Sünde, d. h. die Abkehr von dem Vollkommenen. Von seinem Fall kann der Mensch nur durch Gott gerettet werden, und Gott wollte es nicht tun ohne den Menschen. Darum nahm Gott menschliche Gestalt an, daß der Mensch vergottet würde. Wo Gott und Mensch zu vollkommener Einheit verbunden sind und doch der Mensch seinem Gott sogar ergeben ist, daß Gott allda selbst ist der Mensch, da ist wahrhaft Christus und sonst nirgends, d. h. in dem vergotteten Menschen, der durchleuchtet und durchglänzt ist mit dem göttlichen Lichte und entzündet und entbrannt von der göttlichen Liebe.



Aus Tauler und der „deutschen Theologie" hat unser großer Martin Luther geschöpft und ist ihnen nie untreu geworden. Auf den Areopagiten hielt er in jüngeren Jahren viel, verwarf ihn aber später; jene beiden echt deutschen und innerlichen Geister konnte er — ein Zeichen seiner Größe — nicht verleugnen. Wie ist Luther mißverstanden worden und wie wird er es immer noch! Flache Köpfe berufen sich bei ihrem Bestreben, die Mystik zu verbannen, auf ihn. Nichts verkehrter als das! Befreit hat er die Christusmystik von allem überflüssigen Beiwerk, gestrichen alles, was nicht wahrhaft christlich ist und wahrhaft innerlich. Nur der innere Weg zu dem Gott, „der allein sich finden lassen will in Christo", durfte übrig bleiben; nur was „Christus treibt", hat Wert in der heiligen Schrift. Weil er von der Christusmystik nicht lassen konnte, ließ er sich nicht bestimmen, seine Abendmahlslehre aufzugeben. Durch seine Reduktion auf die Innerlichkeit und seine Abweisung alles äußerlichen Bildwesens ist Luther der Vorläufer des modernen Idealismus geworden.

Der Leser wird sich fragen, warum wir bisher den Gnostizismus übergangen haben. Wir mußten es, um nicht die Einheitlichkeit unseres Gedankenganges zu zerreißen. Der Gnostizismus ist eine eigene Gedankenwelt, nicht ohne Tiefsinn, doch höchst absonderlich, eine Mischung aus allen möglichen Systemen zusammengetragener religiöser und philosophischer Begriffe, in mythischer Form zum Ausdruck gebracht. Charakteristisch ist hierbei das dialektische Moment, daß vom Urgrunde an jeder Begriff mit einem Korrelat sich paart, um die nächstfolgende Stufe aus sich zu entlassen. Mit dem Bythos war im Uranfang die Sigé, das große Schweigen, (Hegel: Sein und Nichts). Das reine Sein muß zum Dasein werden, sein unfaßbares Wesen sich offenbaren. Das erste Äonenpaar, welches aus dem Urgrunde hervorgeht, ist der Nûs und die Alétheia (die Wahrheit). Alle Äonen zusammen bilden das Pléroma (die Fülle). Die Schicksale der Sophia, des weiblichen Gliedes des letzten Äonenpaares, welche sich abtrennt, um mit dem Stoffe als Weltseele sich zu verbinden, bilden den Kern dieses theosophischen Romans, in den die



Vorstellungen vom oberen und unteren Christus eingesponnen werden. „Jesus der Lebendige ist die Erkenntnis der Wahrheit", das ist die Quintessenz des Valentinischen Systems.

Von der Kirche unterdrückt, lebte die Gnosis im stillen dennoch fort und feierte im 17. Jahrhundert im Geiste eines lutherischen Handwerkers ihre Auferstehung. Jakob Böhme hatte aus Bibel und Erbauungsschriften, aus Mystikern und Naturphilosophen seine Weisheit zusammengelesen und daraus ein originelles und tiefsinniges System aufgebaut. Das Pléroma wurde bei ihm zu den sieben Gestalten der göttlichen Natur, den Quellgeistern. Böhmes System als Ganzes ist zwar ein Rückfall in eine überwundene Stufe; doch hat auch diese seine Dialektik, besonders durch ihren Einfluß auf Hegel, gute Früchte getragen. Liest man seine Werke aber eingehend, so findet man in einzelnen Teilen soviel Tiefe und Innigkeit, solche Kraft der Sprache, wie man sie sonst nur bei Eckhart und Luther bewundert. Hören wir kurz, was er über den Logos zu sagen weiß: „Gott hat aus der Kraft seines Wortes das Mysterium magnum offenbaret, in welchem die ganze Kreatur essentialischer Art gelegen. Das ausgeflossene bildliche kreatürliche Wort ist des ewig sprechenden Wortes Eigentum. Solch Mysterium magnum liegt auch im Menschen als im Bilde Gottes nach Ewigkeit und Zeit, durch welche sich das lebendige Wort Gottes ausspricht." Als das göttliche Wort in Fleisch und Blut Marias einging, begann die Menschwerdung Gottes. Christus ist gekommen, den inneren Menschen aufzuwecken und in seiner Kraft neu zu gebären. Der innere Mensch Christus nahm unsere Sünde auf sich und ließ den Leib, darauf er die Sünde der Menschen gelegt hatte, als einen Fluch Gottes ans Kreuz hängen; so vergoß er im Sterben sein Blut des heiligen Menschen in das Wesen des äußeren Menschen, darin der Tod war. Das Wesen Christi ist in allen Menschen gegenwärtig, nur muß er den Glaubensgeist ergreifen: so blüht und wächst die holdselige Lilie.

Während im Schlesierlande der Philosophus teutonicus über diesen tiefgründigen Spekulationen sein Handwerk vergaß, wuchs in Frankreich ein Mann heran, dessen Lebenswerk den



Ausgangspunkt für die moderne Philosophie bilden sollte. René Descartes' Idealismus ist eigentlich ein Rückgang auf Platon und Augustin, aber er ist in einer so präzisen und originellen Formulierung ausgedrückt, daß seinem Urheber der Ehrentitel eines Erneuerers der Philosophie wohl zukommt. Spinozas Substanzbegriff und Leibnizens Monadenlehre, Berkeleys Idealismus und Humes Skeptizismus sind die Etappen, welche zu unseren großen deutschen Denkern hinüberführen. Den Abgrund, welchen Kant zwischen dem denkenden Subjekt und dem Dinge an sich aufgerissen hatte, suchte Fichte zu schließen, indem er die Polarität von Denkendem und Gedachtem in der Identität des Ich zusammenfaßte, welches sich ein Nicht-Ich entgegensetzt. Schelling fand den Übergang vom endlichen Bewußtsein zum Absoluten im Geniesprung der intellektuellen Anschauung. Die absolute Identität ist die absolute Totalität. Alle Naturgestaltungen sind Stufen der Entwicklung einer und derselben absoluten Organisation. Der Geist soll für sich selbst Objekt werden. Was Objekt ist, ist endlich; der Geist ist, da er nicht ursprünglich Objekt ist, nicht endlich, aber auch nicht unendlich, sondern die ursprüngliche Vereinigung beider. Die Transzendentalphilosophie muß jene Identität der bewußten oder bewußtlosen Tätigkeit in ihrem Prinzip, im Ich nachweisen. Das Ich ist der reine Akt des Selbstbewußtseins oder das sich Objekt werdende Denken und nur in diesem Denken; es ist der Grund und Inbegriff aller Realitäten. Das Sein ist im Wissen gefesselte Tätigkeit, ein Wissen, das zugleich ein Produzieren seines Objekts ist, frei produzierende Anschauung, in welcher das Produzierende mit den Produkten ein und dasselbe ist. Diese Anschauung ist intellektuell und Organ alles transzendentalen Denkens. Das Ich ist ein Objekt, das dadurch ist, daß es von sich weiß, d. h. es ist ein beständiges intellektuelles Anschauen. Hegel, nicht minder genial, ergriff den Gedanken, welchen Schelling konzipiert, aber nicht durchgeführt hatte, daß der Geist nur in seinem Werden aufgefaßt werden kann, daß er ewiges Werden ist, und zerlegte die intellektuelle Anschauung in eine Reihe von Denkstufen (Kategorien), durch welche hindurch



sich der Weltgeist aus seinem bestimmungslosen Urgrunde, dem reinen Sein = dem reinen Nichts zur Entfaltung seiner Wesensformen emporringt. Mittels seiner Methode des Ineinsbildens von Gegensätzen weist er uns diese Formen nach als die Kategorien des logischen Denkens; denn der absolute Geist ist für ihn der Begriff, und zwar des menschlichen Geistes, insofern er seinem Begriff entspricht und deshalb unendlich oder absolut ist. Das ganze Hegelsche System ist eigentlich eine gewaltige von innen heraus entwickelte Logoslehre: die unpersönliche logische Vernunft des menschlichen Geistes wird zum allein wirklichen, dem absoluten Geiste gesteigert. Es ist ein grandioses Ineinsschauen von Gottesgeist und Menschengeist; „die göttliche Natur ist dasselbe, was die menschliche ist, und diese Einheit ist es, die angeschaut wird". Der endliche Geist ist der absolute Geist in seinem Anderssein auf dem Wendepunkt zur Rückkehr in sich selber. „Die Theologie drückt in der Weise der Vorstellung diesen Prozeß bekanntlich so aus, daß Gott der Vater (dies einfach Allgemeine, Insichseiende), seine Einsamkeit aufgebend, die Natur (das Sichselbstäußerliche, Außersichseiende) erschafft, einen Sohn (sein anderes Ich) erzeugt, in diesem Anderen aber kraft seiner unendlichen Liebe sich selbst anschaut, darin sein Ebenbild erkennt und in demselben zur Einheit mit sich zurückkehrt". Schließen wir diesen Abschnitt mit einem Worte Hegels aus seiner „Philosophie der Geschichte", welches er an die Erwähnung der Eingangsworte des Johannesevangeliums anschließt: „Der tiefste Gedanke ist mit der Gestalt Christi, mit dem Geschichtlichen und Äußerlichen vereinigt, und das ist eben das Große der christlichen Religion, daß sie bei aller dieser Tiefe leicht vom Bewußtsein in äußerlicher Hinsicht aufzufassen ist und zugleich zum tieferen Eindringen auffordert."

(Schluß folgt.)







Tolstoi †. Tolstois innere Beziehungen zur Theosophie und Theosophischen Gesellschaft sind viele und große gewesen. Das Ideal der Allgemeinen Bruderschaft beseelte auch ihn, die religiöse und anderweitige Toleranz war seinem Wesen nichts Fremdes; einer der wenigen Gegenstände, die in seinem Zimmer gefunden wurden, soll eine Statue Buddhas gewesen sein; die heutzutage von der christlichen Kirche nicht anerkannten Lehren von Karma und Wiederverkörperung sind öfters in seinen Erzählungen benutzt worden, die Schönheit anderer Religionen hat bei ihm tiefen Anklang gefunden. Wir haben wiederholt im „T. L." Briefe und Reden von ihm wiedergegeben, die seinen religiösen Standpunkt darlegten; der „letzte Brief", den wir in diesem Hefte bringen, ist ein weiteres Dokument; wir möchten endlich noch auf einen Brief an den polnischen Historienmaler Jan Styka hinweisen, der vom August vorigen Jahres datiert ist und vielleicht am unzweideutigsten Tolstois Standpunkt klarlegt. Es heißt dort:

„Ich glaube, daß der Vorwurf, den Sie mir machen, daß ich meine religiösen Überzeugungen auf ein Buch, nämlich das Evangelium, basiere, von einem Mißverständnis herrührt. Sie fragen mich, ob ich wirklich glaube, daß jeder aufgeklärte Mensch keinen andern Weg zur Vervollkommnung besitzt als das Evangelium. Niemals hatte ich eine derartige Idee. Die Lehre Christi ist für mich nichts anderes als eine der großen und schönen Doktrinen, die wir von dem assyrischen, jüdischen, indischen, chinesischen und griechischen Altertum übernommen haben. Das große Prinzip Jesu: der Gottesglaube, das heißt die vollendete Nächstenliebe, und zwar aller Menschen ohne Unterschied, ist von verschiedenen Standpunkten aus von allen Weisen der Erde gepredigt worden, von Krischna, Buddha, Confucius, Sokrates, Plato, Epiktet, Marc Aurel und anderen, ebenso von den Modernen, wie Pascal, Rousseau, Kant, Emerson, Channing und vielen anderen. Die religiöse und moralische Wahrheit ist jederzeit dieselbe; ich versuche, sie mir zu eigen zu machen, überall wo ich sie finde, ohne jede Vorliebe für das Christentum. Wenn ich für die Doktrinen Jesu ein besonderes Interesse hatte, so geschah es, weil ich erstens unter Christen geboren wurde und unter ihnen gelebt habe; zweitens weil ich einen großen geistigen Genuß empfand, die wahre Doktrin, soweit ich es tun konnte, von den verblüffenden Fälschungen zu befreien, die von den Kirchen auf ihr errichtet worden waren." – –



„Wenn Christus nicht gelebt hätte!“ So lautete das erste Thema einer Serie von Vorträgen von Dr. Johannes Müller. – Der Redner ist bekannt, er hat für die Sache des wirklichen Christentums viel getan, indem er dasselbe zu befreien suchte von dem Zwang der Dogmen und vom kirchlichen Ritus, dafür aber die individuelle Entwicklung des Menschen auf Grundlage der Lehren Christi in allen seinen Reden und Schriften mit allem Nachdruck betonte.

Die erste Hälfte des Vortrages war nicht glücklich zu nennen, denn sie enthielt nichts anderes als Kritik gegen alle bestehenden religiösen, wissenschaftlichen und philosophischen Richtungen, Kritik gegen Katholizismus, gegen Protestantismus, liberale Theologie, an der er nichts Gutes ließ, indem er sie ein sich selbst zerfleischendes Etwas nannte. Er kritisierte natürlich in erster Linie die Monisten mit ihrem ersten Religionsgespräch, ebenso auch die Kirche. Diese, so meinte Redner, täte alles, um ihre Anhänger zu halten, da aber die gewählten Mittel unrichtig seien, so würde auch der Zweck nicht erreicht, und die Menschen wenden sich von ihr ab, anderen „dunklen Richtungen und Bestrebungen“ zu. Zu diesen „dunklen Richtungen“ rechnete der Vortragende an erster Stelle die – „Theosophie“, dann Spiritismus, Amerikanischen Psychizismus, Gesundbeter etc. etc.

Durch diese Kritik an der Theosophie gibt Dr. Joh. Müller nur seine Unwissenheit in Bezug auf dieselbe zu erkennen. Diese Unkenntnis ist auch nur zu natürlich bei dem einseitigen Standpunkt der ausschließlich individuellen Entwicklung, den der Vortragende vertritt.

Dagegen war das, was der Redner über das Thema selbst gesagt hat, sehr gut und durchaus zufriedenstellend. Er sagte: „Es ist Sache der Geschichtsforschung, festzustellen, ob der Mensch Jesus Christus gelebt habe oder nicht. Wie immer auch das Resultat dieser Forschung ausfallen möge, für einen wahren Christen, einen Nachfolger Christi wäre es ganz belanglos, denn nicht die Person des Christus macht seinen Glauben aus, sondern das, was er gelehrt hat, und diese Lehre ist enthalten in den Evangelien. Die Gewißheit, daß Christus lebt und existiert, erhält jeder Anhänger in sich selbst dadurch, daß er seine Lehre lebt. Und diese Gewißheit kann keine Geschichtsforschung demjenigen rauben, der sie einmal erfahren hat. — Paradox wie es klingt, so steht doch die Person Jesu manchem seiner Anhänger direkt im Wege, und ist zu einem Hindernis geworden, nämlich dadurch, daß viele an der Person kleben bleiben, und über die Gedanken daran vergessen, den Weg zu wandeln, den der Christus ihnen hat zeigen wollen und vorgelebt hat. — Christus hat selbst gesagt: Ich muß von Euch genommen werden, aber ich werde Euch den heiligen Geist senden, der wird Euch in alle Wahrheit leiten. Diesen Geist hat Christus gesandt, derselbe lebt auch heute noch und kann durch keinerlei Kritik getötet werden; jeder, der Christi Lehre lebt, wird ihn in sich selbst erfahren, und das heute noch ebenso gut als damals.“ – – – Diese Gedanken von



Dr. Johannes Müller werden ein lebhaftes Echo finden in den Gemütern vieler Leser unseres Blattes. P. R.

Zweites Religionsgespräch des Monistenbundes. — Der deutsche Monistenbund veranstaltete am 7. und 9. November in Berlin sein zweites Religionsgespräch. Das Thema lautete: „Der moderne Mensch und die Kirche der Reformation." Als Redner standen sich Vertreter des modernen Monismus und der liberalen Richtung in der protestantischen Kirche gegenüber, deren Ausführungen ungefähr 1000 Zuhörer mit größtem Interesse folgten. Die Vertreter beider Richtungen waren sich darüber einig, daß die Kirche wieder einer Reformation bedürfe. Ob dieselbe aber durch Austritt aller freigesinnten Mitglieder erzwungen werden könne oder durch einflußreiche Mitarbeit derselben innerhalb der Kirche schneller durchzuführen sei, darüber gingen die Ansichten weit auseinander. Dagegen fand die auch von Blavatsky so oft geäußerte Meinung, daß die Sonderstellung des Christentums unter den Weltreligionen unhaltbar sei, keinen Widerspruch. Diese Ansicht wurde besonders durch den Vorsitzenden des Monistenbundes, Herrn Dr. Vielhaber, vertreten, der sich auch scharf über den kirchlichen Jesuskult aussprach und ihn als Götzendienst bezeichnete. Überraschend war die große Übereinstimmung der praktischen Forderungen, die von den Vertretern des Monismus und liberalen Pastoren formuliert wurden. Unter diesen Forderungen standen die Trennungen von Staat und Kirche und von Kirche und Schule an erster Stelle, ferner wurde die Aufhebung des Gotteslästerungsparagraphen und des Apostolikums u. a. m. gefordert. Leider waren fast alle Redner bemüht, mit ihren Ausführungen über Mensch und Welt nicht gegen die augenblicklich in der Wissenschaft vorherrschenden Ansichten zu verstoßen. Sie erkannten nur die sichtbare Welt als die einzig wirkliche Welt an und lehnten auch die transzendente Natur des Menschen ab. Solange diese oberflächlichen Anschauungen in den Gemütern der liberalen Protestanten leben, dürfte eine Reformation der Kirche wenig segensreich ausfallen, ja vielleicht den Untergang derselben bedeuten. Nur durch ein wachsendes Verständnis für die wirkliche Welt und den wahren Menschen, den Christus in uns, kann das Christentum von dem völligen Verfall bewahrt bleiben. Z.

Der Heiler an der Maas. — Unter dieser Überschrift bringt das „B. T." (Nr. 641) einen Feuilleton-Artikel über einen merkwürdigen Krankenheiler. Wir geben folgende Abschnitte wieder:

„Vor kurzem wurde den belgischen Parlamentariern keine geringe Überraschung. Jeder fand auf seinem Pulte ein dickleibiges Buch, und auf dem Deckel stand „Die Offenbarung des Antonius, des Heilers". Die gesetzgebenden Herren hatten keine Zeit, in die Offenbarungen einzugehen, sie erfuhren aber aus einer beigelegten Petition, daß hundertsechzigtausend Menschen darum flehten, daß man ihren neuen Gott als ebenbürtig neben dem alten anerkenne, daß man dem Tempel des neuen Gottes die gleichen Rechte verleihe, wie der alten, allmächtigen Kirche und ihren Kapellen.



Hundertsechzigtausend Menschen hatten persönlich diese Bittschrift unterzeichnet. Das ist schon eine stattliche Zahl im kleinen Belgien. Allerhand Geheimnisvolles, Unklares wurde von dem neuen Offenbarer erzählt. Ich wollte Klarheit und wandte mich um Aufklärung an den Hohepriester des Heilers Antonius. Die Antwort ist nicht ausgeblieben und ich kann jetzt berichten:

‚Lieber Herr, so schreibt mir der Hohepriester, ‚ich habe Ihr Gesuch unserem Vater unterbreitet, der mich ermächtigt, Ihnen folgendes zu antworten: Unser Vater ist vor allem bekannt unter dem Namen ‚Antonius, der Krankenheiler'; denn an den Tagen des Empfanges kommt zu Ihm eine beträchtliche Menge von Leidenden.' Es ist schon hier auffallend, daß mein Briefschreiber von Antonius immer so redet, als wenn er eine Majestät oder ein Gott wäre. Überall da, wo an Stelle des Namens das Fürwort gesetzt ist, steht es mit großen Lettern; wie in Königsurkunden, wie in der Bibel. Das sei erwähnt, um die Form des Briefes zu erklären, in dem es weiter heißt: ‚Einstmals ging Er in seinem Arbeitszimmer mit jedem Kranken persönlich um. Doch heute gestattet seine Macht es Ihm, schon im Tempel mit allen gemeinsam zu verkehren. Der Tempel ist meist überfüllt, obwohl er 1500 Personen fassen kann. Unser Vater heilt dort durch den reinen Glauben, und Seine Macht ist auch in die Ferne zu spüren. Viele Menschen aus der Fremde sind geheilt worden, indem sie nur an Ihn dachten; oder auch, indem Er ihnen nur einen einfachen Brief oder eine Depesche sandte. Daher umgeben treue Schüler unseren Vater. Seine Güte hat uns angelockt und festgehalten, und obwohl wir den verschiedensten politischen Welten, den verschiedensten Kasten und Religionen entstammen, halten wir brüderlich zusammen um Seinetwillen. Keine Beitragssteuer, keine Gesetze unter uns. Allein die Liebe zum Geld zerspaltet die arme Menschheit und läßt sie leiden. Unser guter Vater hat uns wohl gelehrt, das Glück besteht nur in der Enthaltsamkeit von diesen Dingen. Lieber Herr, genehmigen Sie den Ausdruck aller unserer zärtlichen Empfindungen.'

„Mrs. Eddy, die gestorben ist, hat also in Belgien ihren Nachfolger erhalten. Doch während die Amerikanerin sich den Kranken nur für die Vermittlung beim Himmel anbot, geben die Getreuen an der Maas ihren lieben Wunderarzt als einen wirklichen Gott aus. . . ."

In dem Artikel wird weiter angegeben, daß der Mann heute vierundsechzig Jahre alt und ein Vegetarier von Überzeugung ist; ferner daß er **kein** Geld für seine Heilungen nimmt. Über seine Heilkraft soll er gesagt haben, daß er sie aus der Luft auf die Erde herunterhole; er brauche nur die Hände auszustrecken, dann strömten in seine Finger die Ströme der Gesundheit.







Der Narr in Christo, Emanuel Quint. Roman von Gerhart Hauptmann. Preis br. M. 6,–; geb. 7,50.

„Man denke sich den Schäfer Thomas, den Maler Dieffenbach, den armen Peter Hille, einen Vegetarier oder „Kohlrabiapostel", jemanden von der Heilsarmee, Antialkoholiker und Antivivisektoren, Missionare und Sektenbrüder, man denke alles, was sich absondert und doch zur Vereinigung strebt, in einem Kehrichthaufen gesammelt, und man wird von Emanuel Quint und seiner „Gemeinschaft des Geheimnisses" einen ungefähren Begriff erhalten. Zu absonderlich, zu entlegen, zu fremd unsern eigensten Interessen konnte es der gebildete Weltstädter noch vor einem Jahr finden, ja noch vor einigen Wochen. Jetzt kann er es nicht mehr. Gerade jetzt, da sich dieser Roman des „Narren in Christo" an die ganze große Öffentlichkeit wendet, ist diese Öffentlichkeit, wie kaum durch etwas anderes, von Ereignissen bewegt, deren tieferer Sinn oder Unsinn mitten in die Probleme der kleinen Welt führt, die um Emanuel Quint liegt. Diesem schlesischen Romane starb Tolstoi sehr gelegen. Wie vor zwei Jahrzehnten den jungen Schlesier zu seinem sozialen Drama nichts so stark ermutigte, wie das Beispiel von Tolstois „Macht der Finsternis", so ist es jetzt, als legte der abgeschiedene Geist des russischen Urchristenapostels eine heilskräftig segnende Hand auf seinen armen, gleichgestimmten Bruder Emanuel Quint, der das Urchristentum der vier Evangelien und der Apostelgeschichte hienieden verwirklichen will, der bei diesem wunderbaren Unterfangen seiner reinen Seele, mit der Folgerichtigkeit eines umfangenen Geistes dergestalt bis ans letzte Ende geht, daß ihn die Menge einen Narren, einen Toren schilt, gerade so wie der alte, der älteste Tolstoi mit dem Gassenausdruck des Grundwieners „Tepp" genannt worden ist.

„Aber nicht nur die Menge schilt, spottet, tobt oder wehklagt über den Toren und Narren – und diese Menge würfelt sich aus den verschiedensten Elementen zusammen, aus Bauernburschen und adligen Gutsherren, aus evangelischen Pastoren, katholischen Klerikern und manchem selbst ganz wunderlichen Heiligen. Sogar der Dichter gibt sich den Anschein, als sei er vom Narrentum seines Helden, dieses heldenmütigen Dulders durchdrungen. Freilich scheint der Dichter mit künstlerischer Feinheit und Freiheit nicht nur von seinem Dulderhelden, sondern sogar vom Erzähler dieses Dulderheldentums persönlich abzurücken. Es wird nie auf einen



anderen Erzähler hingewiesen, aber aus dem Stile scheint bisweilen ein anderer sprechen zu wollen als der Dichter. Man könnte einen sehr humanen, rationalistischen und doch gefühlsstarken Emeritus imaginieren, der zu seiner eigenen Beruhigung auf die leeren Blätter einer alten Chronik treu und wahrhaftig aufregende, ungewöhnliche Vorgänge aus seiner Gegend verzeichnet, manchmal etwas breit wird und besonders zu liebevoll am biblischen Worte haftet, das im Geist des närrischen Gottsuchers seine tieftragische Parodie findet; dieser imaginäre Chronist steht frei über Quints religiösen Wahnvorstellungen, mitleidig, ohne Eifer, ohne Zorn; hin und wieder flicht er eine mehr oder minder weisheitstiefe Betrachtung ein, im ganzen aber stellt er nur schlicht und sachlich den Tatbestand fest; denn er weiß, daß gerade daraus die bezwingendste und erschütterndste Seelenkraft spricht. Man könnte sich weiter einbilden, Gerhart Hauptmann habe diesen pfarrherrlichen Chronikenbericht gelesen, und weil er selbst davon auf das tiefste ergriffen wurde, in der begründeten Meinung, es könnte auch anderen so gehen, nun der Öffentlichkeit übergeben. Was besonders ihn zu diesem Leben Quints mag hingezogen haben, ist zweierlei: ein rein persönliches Moment und ein anderes, das geeignet wäre, die Gemüter der ganzen Christenheit aufzuwühlen.

„Das persönliche Moment liegt darin, daß der Dichter in Emanuel Quint einen Bekannten aus seiner frühen Jugend wiedererkennt, einen Menschen, der zeitweilig starken Einfluß auf sein Empfinden hatte. Mit besonderer Überraschung wird er entdecken, daß der ehrliche Chronist auch ihn nicht vergessen hat; Gerhart Hauptmann findet sich in einem jungen Landwirt wieder, der hier Kurt Simon heißt, und nimmt mit Erstaunen wahr, wie tief der Chronist das Gefühlsleben seiner jugendlichen „Stromzeit“ durchschaut, die er einst bei Onkel und Tante als Eleve verbrachte; bei Onkel und Tante, die in Frömmigkeit und Güte so hart gegen den „Narrn in Christo“ verfuhren.

„Der „Narr in Christo“ selbst ist das andere, das aufrüttelnde Moment. Gerhart Hauptmann entdeckt – und wir entdecken es mit ihm – daß sich nicht nur die Lehre Christi, sondern fast das ganze Leben Jesu, wie es die Evangelisten überliefern, in Emanuel Quints Walten und Wallen wiederholt. Der vaterlose Tischlerssohn aus Schlesisch-Giersdorf hat sich in den vaterlosen Zimmermannssohn aus Nazareth mit Leib und Seele so innig hineingefühlt, daß ihm die biblische Welt näher rückt als die wirkliche; er redet nicht nur Christi Worte, er zieht nicht nur aus Christi Weisheit die äußersten Konsequenzen, sondern, indem er Christi Wort in Tat, Christi Lehre in inneres Sein verwandeln will, gestaltet sich ihm auch das äußere Erleben nach dem großen Alterego des Neuen Testamentes.“

Wir glauben, unsern Lesern durch Anführung dieser Gedanken Paul Schlenthers, die einem im „B. T.“ erschienenen Aufsatze entnommen sind, am besten zur Charakterisierung des Romans gedient zu haben. Hauptmann hat uns mit ihm ein neues Dokument unserer Zeit gegeben.



Hypnotische und spiritistische Forschungen. Von Cesare Lombroso. Mit 66 Abbildungen. Preis br. M. 5,–; geb. M. 6,–.

Dieses Werk bedarf wohl kaum erst der Einführung. Lombroso legt hier Rechenschaft ab über seine sowohl wie fremde Experimente mit Hypnotismus und Spiritismus. Das Buch zerfällt in zwei Teile: einen über Hypnotismus und einen über Spiritismus, und es enthält des Interessanten genug. Lombroso spricht über Gedankenübertragung, über Hellsehen und Weissagen im Traume, er legt die Versuche mit Eusapia dar, behandelt das Vorkommen von Phantomen, die medialen Fähigkeiten bei den Indern, Japanern, Wilden, bei den alten Griechen, den mittelalterlichen Heiligen etc.; er gibt uns Kapitel über Doppelgänger, Spukhäuser. Und als Ergebnis können seine Worte gelten: „Bekräftigt werden die Tatsachen durch eine Autorität, die aus der allgemeinen Übereinstimmung aller Völker hervorgeht.“

Interessant ist in dem Werk auch das Selbstbekenntnis, mit dem Lombroso beginnt: „Wenn je auf Erden ein Mensch infolge seiner wissenschaftlichen Vorbildung und aus einem fast instinktiven Gefühl heraus dem Spiritismus abhold war, so war ich es. Ich, der ich mir zum Leitstern meiner Lebensarbeit den Satz gemacht hatte: Jede Kraft ist eine Eigenschaft der Materie, die Seele nur ein Gehirnprodukt – ich, der ich so viele Jahre lang über Tisch- und Stuhlgeister gelacht und gespottet hatte. Aber wenn ich auch für meinen wissenschaftlichen Wahlspruch eine große leidenschaftliche Liebe immer gehegt habe, ich hatte eine noch heiligere: die Achtung vor der Wahrheit, vor den objektiven Tatsachen. B.

Religion und Seelsorge als Faktoren der inneren Kultur und allgemeinen Wohlfahrt. Von Dr. Eduard Reich. Zwei Bände. Preis br. M. 25,–; geb. M. 30,–.

Der Verfasser ist ein Vorkämpfer der „Religion“ und als solcher, wie auch sonst, für viele kein Unbekannter. Gegenüber dem Materialismus und Egoismus der letzten Jahrzehnte will er der Religion wieder zu ihrem Rechte verhelfen und er hat schon in einer Reihe von Schriften diesem und ähnlichen Zielen zugearbeitet. So soll auch dieses Werk, wie es im Vorwort heißt, allen denen, die noch nicht wissen oder nicht wissen wollen, sagen, „was Religion ist und bedeutet, und wie schweres Verbrechen die Feinde der Religion tun, wenn sie den größten Schatz, welcher allen Wesen geboten ist, zu vernichten sich bestreben“. „Dieses Werk,“ heißt es an anderer Stelle, „enthüllt und predigt, erstrebt, verwirklicht und verteidigt die großen Gebote der Wahrheit und der Freiheit, Liebe und Güte, Gesundheit und sittlichen Reinheit; es erfüllt seine Aufgabe, indem es von den örtlichen Religionen zu der weltumfassenden, also der Religion der Religionen, gelangt, vom Geiste der Religion zum Werke, von Ausübung der Religion in ihrer wesentlichen Gesamtheit und in Verbindung mit ihren Eidgenossen (Pädagogik, Hygiene und Sozialpolitik der Naturgemäßheit) zu gesunder, beglückender, gleichwie aller Wesen Sein und Tätigsein auf felsenfesten Untergrund stellender Gesittung.“ Mit ungeheurer Gelehrsamkeit, Tatsachen- und Beweis-Material



legt der Verfasser seine Ansichten dar, und es gibt wohl keine religiöse und moralische Frage, auf die er nicht im Verlaufe der Bände zu sprechen käme und die er von seinem Standpunkt aus beleuchtete. B.

Der höchste Standpunkt der Transzendentalphilosophie. Versuch einer Vervollständigung und systematischen Darstellung der letzten Gedanken Immanuel Kants. Von F. Pinski. Preis br. M. 2,–; geb. M. 2,40.

Eine Arbeit über die letzten Gedanken Kants wird allen Freunden desselben willkommen sein. Über das Werk heißt es im Vorwort: „Für eine Vervollständigung und systematische Darstellung der letzten Gedanken Kants erschien es mir zweckmäßig, Zitate aus Kants Manuskript soviel wie möglich zu verwenden. Wo nur irgend zusammenhängende Sätze oder Abschnitte verwertbar waren, ist davon Gebrauch gemacht worden . . . . Dagegen glaubte ich, von anderen Autoren auf dem Gebiete der Kantschen Erkenntnistheorie möglichst absehen zu müssen, weil das Ziel dieser Arbeit lediglich auf eine Sammlung und Ordnung des hinterlassenen Gedankenmaterials hinausgeht."

Illustrierter Deutscher Vegetarier-Kalender 1911. Herausgegeben von Dr. W. Hotz und Ludwig Ankenbrand. Preis M. 0,75.

Der Kalender ist sehr hübsch mit Gedichten, Erzählungen und sonstigen Artikeln ausgeschmückt.

Winterkuren. Von Dr. W. Hotz. 3. Auflage. Preis br. M. 0,50.

Der Verfasser legt die gesundheitlichen Vorzüge von Winterkuren dar.

Deutsches Volkstum. Von Friedrich Ludwig Jahn. Bearbeitet und herausgegeben von E. W. Trojan. Preis br. M. 0,75.

Die schwere Zeit von 1810 war es, als das Werk des alten Turnvaters Jahn zum ersten Mal an die Öffentlichkeit trat. Und heute nach 100 Jahren kann man die neue Ausgabe nur mit derselben Freude begrüßen; denn er hat den Deutschen manche Mahnung zu geben über Kirche, Volkserziehung, Lektüre, Wanderungen etc. X.

Das Rätsel der Religion ist gelöst. Zur Kritik des Noismus. Von H. Gerber. Preis br. M. 0,75.

Lebensreform und Politik. Von Walter Hammer. Preis br. M. 0,40.

Indische Fakir-Lehre. Theorie und Praxis des Fakirtums. Von Peryt Shu. Preis br. M. 1,–.

Die Magie des Willens. Von Peryt Shu. Preis br. M. 1,–.

Der psychische Atem als Schlüssel zur Geheimlehre. Von Peryt Shu. Preis br. M. 1,—.

Sexual-Mysterien in der Religion. Von Peryt Shu. Preis M. 1,–.

Der Verfasser hat eine eigene astrologische Theorie, die er in seinen Schriften vertritt.

Der magische Nachtpol oder: Das Unterbewußtsein des Menschen. Ein Beitrag zum Kampf um die Weltanschauung. Von E. Sychova. Preis br. M. 1,50.

Die Neugedankenlehre. Von E. Sychova. Preis br. M. 1,20.



Okkultistische Bibliothek. Band V: Befähigung zur Chelaschaft. – Mahatmas und Chelas. Von H. P. Blavatsky. Preis br. M. 0,30.

Band VI: Die Haut der Erde. – Der Astralrausch. – Die Täuschungen des Hellsehens. Von W. Q. Judge. Preis br. M. 0,30.





Zweig Dresden. Strehlenerstr. 8, II. – Ein Vierteljahr lang haben wir nun schon wirken können im eigenen Heim und zwar mit einem befriedigenden Erfolge. Die innere Zusammengehörigkeit der Mitglieder ist noch fühlbarer geworden durch das Bewußtsein, ein Heim zu besitzen und durch die allgemeine Beteiligung der Mitglieder zu seiner Errichtung und Erhaltung. Der jederzeit mögliche Zutritt zum öffentlichen Lesezimmer, sowie kleine gesellige zwanglose Zusammenkünfte schaffen manche Gelegenheiten zur allgemeinen Betätigung am Werke in den verschiedensten Richtungen. – Im weiteren Verlaufe unseres Vierteljahrprogramms sprach u. a. Herr Schildbach über „Die Chiromantie nach mittelalterlichen Autoren". Es wurde erwähnt, daß jeder Mensch in seiner Hand fest vorgezeichnete Linien trage, die gewissermaßen sein Karma für dieses Leben erkennen lassen. — Frl. Toepelmann wies an einem anderen Abende auf ein Buch von Dr. F. W. Foerster hin, „Lebens-Kunde" betitelt. Das Buch enthält Besprechungen mit Kindern, um diese bei der Erziehung mehr auf den inneren Menschen aufmerksam zu machen. Drei Abende nahm der Vortrag des Herrn Toepelmann in Anspruch. „Das Geheimnis der Runen" lautete



der Titel. Eine Reihe aufgezeichneter Runenzeichen, sowie ein abgebildeter Alphabet-Stein und ein Runen-Stein erläuterten den Vortrag. Herr Toepelmann zeigte die Runen in einer ganz neuen Beleuchtung, erklärte verschiedene Verse des Eddaliedes und übersetzte zum Schluß die Inschrift eines Runensteines, die mit diesem Schlüssel gelesen eine viel tiefere Bedeutung erhält, als es die bisher übliche, rein äußerliche Lesart bot. Der Vortrag des Herrn Jakubitz füllte zwei Abende aus. Das Thema des ersten Abends lautete: „Gestirne und menschliches Schicksal". Der Vortragende zeigte, nach Erklärung der verschiedenen Gestirne, wie eng der Mensch verknüpft ist mit diesen anderen Weltenkörpern. Es ist unmöglich, den Inhalt des überaus reichhaltigen Vortrages mit kurzen Worten hier anzugeben. Am zweiten Abende sprach Herr Jakubitz über die „Esoterische Bedeutung der astrologischen Elemente und Zeichen". Die Ausführungen waren mit Zeichnungen reich illustriert, die zum leichteren Verständnisse des Gesagten wesentlich beitrugen. – Einige neue Mitglieder traten während dieses Vierteljahres ein. Die Bibliothek wurde teils durch Schenkung, teils durch Ankauf um einige Bände bereichert. K. T.

Quittungen.

In den Monaten November und Dezember sind folgende Beiträge eingelaufen: Von Zweig Berlin 10 Jahresbeiträge = 20 M., von Zweig Dresden 3 Jahresbeiträge = 6 M., von Zweig Westberlin 1 Jahresbeitrag = 2 M.

Für Theosophical Quarterly à 1 M.: Frl. Wieser, Frl. Roschkaln und Herr Moritz.

Notiz: Auf einige Anfragen erwidern wir, daß das Manuskript zu den „Weihnachts-Offenbarungen" von unbekannter und ungenannter Seite eingesandt wurde.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Theosophisches Leben.

Nr. 11. Februar 1911. Jahrg. XIII.

Über Menschenbestimmung.

Groß und edel ist unsere Bestimmung, ihr Menschen! In der Kette der Dinge sind wir an der höchsten Stufe der erschaffenen Wesen auf dieser Körperwelt. Wir grenzen schon an den Engel, und das Gefühl unserer Seele schwingt uns schon zum Geiste empor, wenngleich die schwere Masse des Körpers uns noch zurückhält. Unendlich sind die Fähigkeiten, die in uns liegen; unendlich die Wege des Fortgangs zur höheren Bestimmung — zur Vollkommenheit — zur Ähnlichwerdung der Gottheit. Alles verkündiget uns, daß wir Wanderer hienieden sind und der, der seine Bestimmung fühlt, verweilet sich nicht auf dieser Reise, sondern er eilt fort auf den Wegen, die die Vorsicht ihm vorzeichnete und erwartet den Wink des Ewigen.

Dem Körper nach sind wir Tiere und der Seele nach unsterbliche Geister, Sinnlichkeit und Verwesung sind das Anteil unserer Hülle, die uns umgibt; Freiheit und Unsterblichkeit ist das, was unser Geist erwartet. Je mehr der Mensch am Körperlichen hängt, desto mehr ist er Tier; je mehr der Mensch dem Geistigen nachstrebt, desto mehr nähert er sich dem Engel. Es gibt daher tausend und tausend Gradationen vom Unvollkommensten bis zum Vollkommensten; vom Tiermenschen bis zum Geistmenschen; von dem, der

den Abstand vom Tiere zum Menschen und von dem, der den letzten vom Menschen zum Engel macht.

Fortgang zur höheren Vollkommenheit ist Gutes — wahres Gute — und das wahre Gute unsere Bestimmung. Religion und Offenbarung lehren sie uns kennen. Tugendhaft sein, heißt sich der Gottheit ähnlicher bilden — sich der Menschenbestimmung mehr nähern — mehr zur Einswerdung hinschreiten. —

Hofrat von Eckartshausen.



Geistige Wiedergeburt.

Von C. Schlapal (Suhl).

Wenn sich das unbesiegbar Etwas
Ins Herz versenkt,
Bei Tag, bei Nacht, an dieser Stelle
Geheimnisvoll die Flamme brennt,
Dann spürt der Mensch in und um sich
Ein Weben.
Weiß nicht wie ihm geschieht. —
Muß oft erzittern! oft erbeben!
Und fühlt sich sonderbar durchglüht! —
Ehrfurcht erfaßt mit schauernder Begleitung
Sein Herz.
Dies überläßt sich gern und willig
Unbekannter Leitung.
Zuerst in herbem Schmerz,
Doch zunehmend wird dem Auge
Licht gespendet
Von einem sonn'gen Sein!
Die Seele immer mehr nach oben gewendet,
Entrückt langsam — dem falschen Schein. —
Durch stetig wachsendes Entzücken
Lernt sie auch andere — zu beglücken!





Östliche und westliche Logik.

Von K. S. Uhlig.

Wir kennen alle die Schülerszene aus Goethes Faust und haben uns an dem feinen Humor ergötzt, mit dem Mephisto dem Schüler seine Meinung über die verschiedenen Fakultäten der Wissenschaft sagt. Goethe tut seiner Ironie keinen Zwang an, und weder Philosophie und Theologie, weder Jurisprudenz noch Medizin gehen bei der Verspottung leer aus. — „Es ist ja der ‚Teufel', der so über uns spricht" — trösten sich die Vertreter der verschiedenen Wissenschaftszweige — „folglich ist ja seine Meinung Lüge und trifft uns also nicht." —

Doch hat die Schülerszene noch eine andere Lesart, — nämlich wenn wir sie von ihrer inneren Seite aus betrachten. Der Schüler sucht den Faust auf, dessen große Gelehrsamkeit ihn angelockt und von dem er etwas Rechtes zu lernen hofft, — statt dessen wird er von Mephistopheles empfangen und irr an sich selbst gemacht. Man sieht hier deutlich die Absicht Goethes, den Mephisto als einen Teil Fausts, als dessen niederes Ich und speziell als die intellektuelle Seite seines Wesens gelten zu lassen. Der Schüler sucht nach Belehrung, fällt aber dem Intellekt in die Hände, der ihm herzlos alles zergliedert und zerstückelt und ihn von dem Urgrunde wahrer Wissenschaft abzieht, sodaß er schließlich alle Wissenschaft verneint und nur die Sinnlichkeit, die Mephisto aus der Medizin hervorblicken läßt, bejaht.



Und doch ist alles, was Mephistopheles vorbringt, scheinbar streng logisch. Ja, er mahnt sogar gleich zuerst den Schüler:

> Mein teurer Freund, ich rat' euch drum
> Zuerst Collegium logicum,
> Da wird der Geist euch wohl dressiert
> In span'sche Stiefel eingeschnürt,
> Daß er bedächt'ger so fortan
> Hinschleiche die Gedankenbahn
> Und nicht etwa die Kreuz und Quer
> Irrlichteriere hin und her. –

So wie dem Schüler geht es nun (wie täglich zu beobachten) so manchem Gelehrten, der nur dem Intellekt, nicht aber der höheren, aus dem Herzen sprechenden Stimme Gehör schenkt,

> Er möchte gern, was auf der Erden
> Und in dem Himmel ist, erfassen,
> Die Wissenschaft und die Natur, —

merkt aber nicht, daß er garnicht die Fähigkeit hat, alles zu „erfassen", — wenigstens nicht intellektuell, und gesteht nicht zu, daß er selbst ein anderer werden muß, ehe es ihm gelingen mag, die Wahrheit zu erkennen.

Natürlich kann er es nicht zugestehen, denn er hat ja keine Ahnung von den höheren Kräften, die noch in ihm schlummern, er identifiziert sich ganz mit dem Intellekt; gerade wie Mephisto Fausts Kleid anzieht, so ist seine Persönlichkeit ganz angefüllt von dem gelehrten Verstand, der mit seiner Logik alles zu ergründen versucht, wie Goethe in unserer angeführten Schülerszene sagt:

> Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Teile in seiner Hand,
> Fehlt, leider! — „nur" das geistige Band.

In diesen Worten liegt der Grundirrtum des westlichen Gelehrtentums angedeutet; — es will „was Lebendig's erkennen und beschreiben" — aber erstens fängt es mit dem „beschreiben" an, ehe es „erkannt" hat, und zweitens beruht die ganze Beschreibung des „Lebendigen" auf der Voraus-



setzung, daß das „Lebendige" ein „Totes" sei; — also auf einer falschen Voraussetzung, und die Logik, die auf einer falschen Voraussetzung aufgebaut ist, führt natürlich zu falschen Resultaten.

Ich bin für diese Behauptung Belege schuldig, — denn natürlich wird mir niemand zugestehen, daß dieselbe in ihrer Allgemeinheit und in ihrem vollen Umfange zutreffend sei; — und ich will darum den Versuch machen, Beispiele zu erbringen, an denen ersichtlich ist, daß die westliche Wissenschaft

1. von einer falschen Voraussetzung ausgeht,
2. zugunsten dieser falschen Voraussetzung stellenweise sogar unlogisch wird.

Ein Gelehrter schaut durch sein Mikroskop in die Wunder der Kleinwelt. Die winzigen Geschlechter der Amöben, der Flagelaten, der Sonnen-, Glocken- und Rädertierchen sind ihm wohlbekannt und täglich sieht er ihr Leben und Treiben. — Fast dasselbe Bild entrollt sich ihm bei dem Beobachten der Schwärmsporen gewisser Kryptogamen, — wiederum derselbe bei der Bildung von Kristallen in seinem Versuchsglase, — überall Leben, Bewegung, Werden und Vergehen, und er kommt zu dem Schlusse: Es gibt keine Grenze zwischen Tier und Pflanze und keine solche zwischen Pflanze und Mineral; es ist ein Irrtum, die Natur in drei Reiche zu scheiden, — sie ist eins, — eine Einheit in vielen Formen. Denn wo er hinschaut, von den Grenzen des „organischen" Lebens an aufwärts bis zum entwickelten Säugetier — er beobachtet denselben Trieb der Selbsterhaltung und Arterhaltung, — im Meer, im Wald, im Ameisenhaufen, im Bienenstock, in den Tänzen der Mücken und in den gesellschaftlichen Veranstaltungen des Homo sapiens, — „tout comme chez nous". — Aus dem allen folgert unser Gelehrter streng logisch, daß dieselben Gesetze allen Lebenserscheinungen zugrunde liegen, daß die Verschiedenartigkeit der Formen das Resultat verschiedener Lebensbedingungen im Verein mit dem Triebe der Selbsterhaltung und Arterhaltung seien; — die Reste vorsintflutlicher Tiere und Pflanzen lehren ihn, daß sich eine



Form aus der andern entwickelt hat und lassen ihn die Urform vermuten, deren Abbild er unter dem Mikroskop vor sich sieht, — die Zelle. — Die Zelle ist also die den Formen zugrunde liegende Einheit.

Ein Kollege des erwähnten Gelehrten arbeitet in seinem chemischen Laboratorium. Ungeheuer ist die Zahl der Stoffe, mit denen er zu tun hat; — aber seine Unternehmungen ergaben, daß diese Stoffe nur verschiedene Zusammensetzungen von einigen Grundstoffen seien, die man „Elemente" nannte. Aber sonderbar — die Zahl der Elemente schwankt fortwährend. — Bald entdeckt jemand ein neues Element, — bald jemand anders, daß ein angebliches Element keines war, daß es sich auflösen und auf andere Stoffe zurückführen ließ. Was soll man davon halten? Sind am Ende die Elemente gar keine wirklichen Grundstoffe? — Unser Chemiker experimentiert und experimentiert — da endlich zeigt es sich deutlich in seiner Retorte — er hat ein Element in ein anderes verwandelt und dieser gelungene Versuch läßt ihn ahnen, daß alle Elemente auf einen Stoff zurückzuführen seien — einen Urstoff, aus dem alle anderen sich unter dem Einfluß chemischer Vorgänge entwickelten.

Nun wollen wir annehmen, die beiden Gelehrten vereinigten sich zu gemeinsamem Arbeiten, — oder auch, der Biolog und der Chemiker seien in einer Person vereinigt — so würden sie bald beide vor e i n e r Frage stehen, nämlich vor der Frage:

Wie wurde der anorganische Stoff von Leben erfüllt, daß er sich zu Organismen fügte, dessen geringster schon dem Trieb der Selbsterhaltung folgt, — dessen höchst entwickelter den Problemen der Weltgestaltung nachspürt? Den Übergang von anorganischem Stoff in den organischen kennen beide: die schon erwähnte Bildung der Kristalle. — Fast möchte man (nachdem man sich an den Begriff „Leben" bei Pflanzen gewöhnt hat) von einem „Leben" auch beim Mineral sprechen; — denn alles ist Bewegung und Werden; — Fläche fügt sich an Fläche, Kante an Kante, — der Kristall „wächst" zusehends — doch wenn er vollendet, tritt Ruhe



ein und er ist wieder ein toter Stein, der nur während seiner Bildung „organisch" schien. —

Was aber war es, das diese Bildung veranlaßte? —

„Ein chemischer Prozeß," sagt der Chemiker. „Alsdann," fügt der Biolog hinzu, „war es auch ein chemischer Prozeß, der die erste Zelle bildete, — Kristall oder Zelle, der Unterschied ist nicht groß." — Denn auch der Kristallkörper besteht aus unzähligen gleichartigen Grundformen, man kann ihn zerschlagen soviel man will, immer wieder zeigen sich dieselben geometrischen Formen, — genau entsprechend den Zellen, aus denen der Tier- und Pflanzenkörper zusammengesetzt ist.

Und ist nicht schließlich, so meinen unsere beiden Gelehrten, auch die Befruchtung, die eine ursprünglich vorhandene Eizelle veranlaßt sich zu teilen und so durch immer fortgesetzte Teilung und Neubildung einen neuen Organismus aufzubauen, — ist nicht auch die Befruchtung in der Pflanzen- und Tierwelt ein chemischer Prozeß?

So meinen sie nun, das Weltgeheimnis gelüftet zu haben, — und so sehr sich der dritte „Kollege", der Weise des Ostens, über den an sich richtigen Weg freuen mag, den die beiden westlichen Forscher gingen, so möchte er sich doch wundern über die Beharrlichkeit, mit der man bei dem Entdeckten stehen bleibt, statt in derselben Weise logisch weiter zu folgern. —

Denn setzen wir den Fall, er gesellte sich zu ihnen und sagte: „Gut, — nennt es einen chemischen Prozeß, der den ersten Kristall, — die erste Zelle hervorbrachte, — nennt auch die Befruchtung einen chemischen Prozeß, — aber, da ihr wißt, daß die Befruchtung niemals zufällig geschieht, sondern infolge eines mächtigen Naturtriebes, so frage ich euch, — wo bleibt eure Logik, daß ihr annehmt, die Erzeugung der Urzelle sei zufällig, — ohne bewußten Antrieb, ohne denselben Schöpferwillen geschehen?"

Großer Entrüstungssturm der Herren Professoren: „Solange der Stoff anorganisch ist, ist die Bildung von Formen, — auch die von regelmäßigen Formen, — dem Zufall über-



lassen, — nur in der organischen Welt kann man von Fortpflanzungstrieben reden." —

Nun — was folgt daraus? —

Die Pflanze blüht und bringt Organe hervor, die der Arterhaltung dienen, Staubgefäße, deren Inhalt den embryonalen Samen befruchtet, die feuchtklebrige Narbe, die den Pollenstaub festhält, den süß duftenden Honig samt den bunten Blütenblättern als Lockmittel für die Insekten, die den Blütenstaub befördern; — ein wohldurchdachtes System, dessen sich aber die Pflanze nicht bewußt wird: — sie blüht ganz einfach, weil sie blühen muß. —

Ähnlich geht es dem Tiere. Es sucht das andere Geschlecht seiner Art, — es folgt seinem Triebe, — aber es kennt nicht die Absicht dieses Triebes.

Nur der Mensch versteht den Zusammenhang zwischen Geschlechtstrieb und Arterhaltung, aber auch sein Bewußtsein ist nur halb dabei beteiligt, denn oft gehorcht er blind dem Trieb, ohne sich mit der Absicht der Natur zu identifizieren.

Es existiert also ein durch alle lebenden Schöpfungsformen wirkender Trieb, der die Arten erhalten will; dieser Trieb wirkt in den allermeisten Fällen jenseits des Bewußtseins der Form; folglich ist er nach westlicher Logik vom Zufall abhängig, — nach östlicher aber der Ausdruck eines Gesamt-Naturwillens, — eines Gesamt-Naturbewußtseins. —

Was ist nun logisch? — Man denke nur: Zufällig entwickelt sich an der Pflanze ein Fruchtknoten; — zufällig entwickelt ein anderer Teil der Pflanze einen Staub, — der zufälligerweise den Fruchtknoten chemisch so beeinflussen könnte, daß er sich zur Frucht gestalten könnte, wenn der Blütenstaub mit dem Pistill in Berührung käme. Da wird zufällig eine Biene angelockt, durch die zufällig farbigen und duftenden Blütenblätter, zufällig liebt diese Biene den Duft und die Farbe, — und da sie zufällig auch mit Härchen besetzt ist, so bleibt der Blütenstaub an ihr hängen und da die weibliche Blüte zufällig klebrig ist, so bleibt der Blütenstaub dort wieder haften und kann zu wirken beginnen. Ich möchte



wissen, was ein Jurist sagen würde, wenn ein Angeklagter den Zusammenhang einer gegen ihn vorliegenden Sache mit soviel Zufälligkeiten begründen wollte. Es würde ganz einfach auf „bewußtes Handeln“ „erkannt“.

Warum also nicht in unserem so komplizierten Falle, der sich täglich unzähligemale wiederholt? — Und da die Form selbst nicht bewußt handelt, so muß eben das Bewußtsein jenseits der Form gesucht, aber nicht unlogischer Weise geleugnet werden. — Und weiter, — wenn dies Bewußtsein seinen Willen in Tieren und Pflanzen zum Ausdruck bringt, — warum nicht auch in dem Reiche der Mineralien? — Wenn wir davon sprechen, daß Kristalle wachsen, — warum wollen wir leugnen, daß andere Gesteine wachsen? — Wächst doch auch so manche Palmenart so langsam, daß wir es nicht wahrnehmen, — warum soll eine Metallader in der Erde oder ein Gesteinsblock nicht wachsen?

Doch weiter: Wenn die Befruchtung ein chemischer Prozeß ist und die Bildung der Kristalle, die Gesteinsbildungen, wie auch das Sichzersetzen von Mineralien chemische Prozesse sind, — warum macht dann die westliche Wissenschaft einen Unterschied zwischen organischer und anorganischer Substanz?

Wenn man als „organisch“ jene Körper bezeichnet, die sich ernähren und fortpflanzen, — Ernährung und Fortpflanzung aber auf chemische Prozesse zurückführt, — so müßte man logischerweise auch all' das „organisch“ nennen, was sich unter Mithilfe chemischer Prozesse umbildet und neubildet, — und das sind auch die Gesteine. — Wir sehen, wie hier die westliche Logik wieder zur Seite springt, während die östliche den geraden Weg zur letzten Schlußfolgerung geht.

Ja, die östliche Wissenschaft ist so kühn, zu behaupten, daß den Metallen und andern Mineralien gewisse Schöpfungsideen zugrunde liegen und nennt diese zugrunde liegenden Gedanken die „Seele“ der betreffenden Gesteine.

„Welcher Unsinn!“ — — — — Einen Augenblick, Herr Doktor! — Sie haben doch selbst entdeckt, daß sich alle Stoffe aus einer Ursubstanz entwickelt haben (Häckel meint aus dem Kohlenstoff); — nun also, wenn sich die Mineralien



„entwickelt" haben, ist es da so unlogisch zu denken, daß sie sich auch weiterentwickeln werden zu immer höheren Formen? — Was sich aber entwickelt, nun, — das „lebt" doch. Ich meine, wenn sich das Gestein im Hochofen oder im glühenden Krater eines Vulkans in Metall und Schlacken scheidet, wenn Salzlager sich unter dem Einflusse heißer Quellen auflösen, ist das nicht so eine Art Entwicklung durch Anpassung an veränderte Verhältnisse? —

Möchten uns doch diejenigen, die den Grenzstrich zwischen organischer und anorganischer Substanz gezogen haben, einmal sagen, was eigentlich der Unterschied ist. Was ist überhaupt „lebend", — was ist „tot"? —

Wenn man sagt: „Was sich bewegt, dem Stoffwechsel obliegt und sich fortpflanzt, ist lebend; — so hört nach westlicher Logik das Leben beim Mineral auf, — nicht aber nach östlicher Logik. Denn wir, die wir auf der Haut der Erde leben, können gerade genug beobachten, um auch bei unserem Planeten als solchem Lebenstätigkeit festzustellen. Einige Gelehrte behaupten, daß die Licht- und Wärmemengen, die wir aus Holz und Kohle ziehen, genau der Menge jener Sonnenenergie entsprechen, die seinerzeit von den Bäumen aufgenommen wurde; — und in der Tat ist Sonnenenergie etwas durchaus Reales, — eine Kraft, deren Menge gemessen wird, — eine Kraft, die Wachsen und Blühen, Samentragen und Keimen bewirkt, die sie in Elektrizität und Magnetismus umsetzt, die es allein veranlaßt, daß die Bäche fließen und die Quellen springen. (Denn ohne Sonne wäre das Wasser ein hartes Mineral.) Aber wird uns die westliche Wissenschaft zustimmen, wenn wir das Stoffwechsel nennen? — Nein; — dazu mangelt es ihr an Logik. Denn, obwohl sie weiß, daß auch bei Tieren und Pflanzen der Stoffwechsel gar nicht anders stattfindet, so besitzt sie doch nicht die Konsequenz, diese Logik überall anzuwenden, — weil sie von der falschen Voraussetzung ausging, daß es unbelebten Stoff gäbe. —

Die Zeitgenossen Galileis leugneten die Bewegung der Erde, unsere Zeit leugnet nur noch Stoffwechsel und Fortpflanzung, — oder vielmehr, sie hat nicht den Mut, davon



zu sprechen; denn auch daß Planeten sich vermehren infolge von Teilung wie die Einzeller im Wassertropfen, — das ist ja eine alte Tatsache; — aber man erklärt diese Vermehrung „materialistisch-mechanistisch“, redet von Zentrifugalkraft infolge der Drehung, — vergißt aber, nach der Ursache der Drehung zu fragen. — Und so ist es überall: die westliche Logik geht ein Stück geradeaus und bleibt dann plötzlich stehen oder macht einen höchst unlogischen Seitensprung.

Bezeichnen wir also „lebend“ das, was Organe besitzt, die die Lebensfunktionen besorgen, so können wir auch nicht viel weiter. Schon ein Seestern zeigt uns, daß eine einzige Öffnung an seinem Körper genügt, um alle Funktionen zu verrichten, — eine Amöbe geht noch weiter, — bei ihr ist ihr ganzer Körper ein einziges Stoffwechsel- und Fortpflanzungsorgan (eine Zelle) — gewisse Schwämme sind nichts als unregelmäßige Zellenhaufen, in denen jede Zelle ihr Einzelleben hat; — auf die Ähnlichkeit zwischen Zelle und Kristall habe ich schon hingewiesen, — und sind die anderen Gesteine nicht etwa auch Kolonien von winzigen Gesteinsformen, die man ebenfalls „Zellen“ nennen könnte? Wir sehen, — auch hier ist kein Unterschied zwischen Organismen und Nicht-Organismen zu machen. In diesem Sinne ist selbst ein Leichnam eines Tieres oder Menschen ein Organismenhaufen, denn die chemische Zersetzung ist auch „Leben“ und die Mikroben, in die er zerfällt, sind, wie uns die Bakteriologie lehrt, auch „Lebewesen“. — Ein Leichnam ist gar nichts anderes als eine fertige Kristallbildung. Solange der Körper noch im Aufbau begriffen war, lebte er, hört dieser Aufbau (Stoffwechsel) auf, so ist er eine starre Form, die ihrer schnelleren oder langsameren Auflösung entgegensieht; — ein Leichnam. —

Genau in Übereinstimmung mit Goethes Worten hat die westliche Wissenschaft aus dem lebendigen Kosmos den Geist herausgetrieben, — nun hatte man die schöne Einteilung in Organismen und Nicht-Organismen, — in lebende und tote Substanz, — aber das geistige Band, an dem alle Naturerscheinungen wie Perlen aufgereiht sind, das Einheitsband,



der Nerv, durch den das Leben pulsiert, das jede Form des Weltalls durchflutet, war zerschnitten und dadurch war einerseits dem krassesten Materialismus, — andererseits der ungesunden und unvernünftigen kirchlichen Dogmatik Tür und Tor geöffnet; denn nur, wo der Geist der kosmischen Einheit geleugnet wird, ist Platz für das eine wie für das andere. —

Ein anderes Beispiel für die Unzulänglichkeit der westlichen Logik haben wir in den westlichen Vorstellungen bezüglich des Bewußtseins. — „Cogito, ergo sum", sagt stolz der Mensch von sich, — und daß auch andere Wesen außer ihm ein Bewußtsein haben, das sieht er an dem Hund und dem Pferd, die dem Zuruf des Herrn gehorchen, an dem Kamel, das die ferne Oase wittert, — an dem Reh, das der Knall des Gewehres erschreckt, bis herab zum Regenwurm, der die Weidenblätter in die Erde hereinzieht, um sich von den verfaulenden zu nähren. Wer denkt wie der Mensch, wer hört, versteht und gehorcht wie Hund und Pferd, wer Unterschiede in der Atmosphäre wahrnimmt wie das Kamel, wer erschrickt wie das Reh, — der hat ein gewisses Bewußtsein; der fühlt sich als ein „Ich". Denn, — würde das Reh vor Hund und Jäger entfliehen, wenn es ihm nicht darum zu tun wäre, dieses sein „Ich" zu erhalten? — Und fragen wir weiter: — „Woher weiß es überhaupt, daß ihm die Büchse des Waidmanns Verderben bringt?" So sind wir zu der Annahme gezwungen, daß es Erfahrungen sammelt und verwertet. —

Andererseits beobachtete die Wissenschaft Fälle, in denen man nicht annehmen kann, daß das Handeln der Tiere aus ihren Erfahrungen resultiert. — So z. B. wenn ein Hamster seine Vorratskammern vor Einbruch eines besonders strengen Winters tiefer anlegt als gewöhnlich; — wenn ein Zugvogel, den man im Zimmer hält und der sich sonst recht gut an die Menschen gewöhnt hatte, trotzdem im Herbst fort will; wenn die Mücke ihre Eier ins Wasser ablegt, wo allein sich ihre Larve entwickeln kann; oder, wenn die Larve des Eichenbockkäfers schon vor ihrer Einpuppung Anstalten trifft, daß



der sich aus ihr entwickelnde Käfer leicht den Eichenstamm verlassen kann, in dem sie selbst drei Jahre gelebt, — so sind das Fälle, die zu denken geben.

Es liegt auf der Hand, daß die Tiere in den angeführten Fällen nicht wissen, warum sie so und nicht anders handeln. — Der Hamster müßte zum mindesten den harten Winter ahnen, — der Zugvogel sich an frühere Wanderflüge erinnern, — die Mücke aber legt nur einmal Eier ab und stirbt dann, — sie ist allerdings aus dem Wasser hervorgegangen und es wäre möglich, daß bei ihr eine Erinnerung an ihren Larvenzustand vorhanden wäre (weil die Mücken nicht den unbewußten Puppenzustand durchmachen wie Schmetterlinge und Käfer) — kaum aber dürfte sie über die Bestimmung der Eier, die sie ablegt, orientiert sein. Ganz ausgeschlossen indes ist, daß die Larve des Eichenbockes etwas von ihrem künftigen Zustande weiß; — was ist es also, das diese Tiere veranlaßt, so das einzig Richtige zu tun, während im andern Falle ihre Nachkommenschaft gefährdet wäre? — Das Wort „Instinkt“ soll doch nur der Vertreter eines Begriffes sein! —

Also logisch: Da die Handlungsweise der Tiere eine äußerst vernünftige und zweckmäßige ist, dieses vernünftige und zweckmäßige Handeln nicht dem Bewußtsein des betreffenden Geschöpfes entspringt, — gleichwohl andererseits aber ein Bewußtsein voraussetzt, so muß noch ein anderes, dem tierischen Bewußtsein unbekanntes Oberbewußtsein vorhanden sein, welches die Zweckmäßigkeit der genannten Handlungen kennt und dieselben veranlaßt.

Die westliche Logik reicht in diesem Falle wieder nicht aus, — ein bewußtes, überlegtes Handeln hinter dem Schleier der Erscheinungen zu erkennen; — sie spricht von Kräften und Gesetzen, von Vererbung und Anpassung, kann sich aber nicht zu dem Schlusse aufschwingen, daß eben diese Kräfte nicht durch Zufall gesetzmäßig wirken können, sondern eines Bewußtseins bedürfen, dessen Willensäußerungen sie sind.

Wie liegen nun die Dinge beim Menschen? — Nun, — soweit ist der westliche Gelehrte doch noch nicht gekommen, daß er sein eigenes Bewußtsein ableugnet, — er fühlt sich



(manchmal als ein sehr bedeutendes) „Ich" und behauptet kühn, daß alle seine Handlungen aus diesem, seinem Bewußtsein heraus stattfänden. Beobachten wir den Menschen einmal darauf hin. Das neugeborene Kind fühlt Hunger und schreit. Die Mutter legt es an die Brust und es saugt. Woher weiß es, daß diese Tätigkeit den Hunger zum Schweigen bringt? — Man kann in diesem Falle sagen, daß das Kind noch unvernünftig sei, — daß es also noch mehr einem Tiere als einem Menschen gleiche, und es würde sich dieser Fall dann den vorerwähnten anschließen. Ein anderes Beispiel ist schon komplizierter, — es ist eines, das ich in meinem Berufe täglich beobachte: Es ist nämlich jenes geheimnisvolle Einverständnis, welches zwischen dem Schauspieler und dem Souffleur herrscht. — Wenn ich die Bühne betrete, habe ich im Momente des Auftretens meine Rolle „vergessen", d. h. ich weiß nicht mehr, daß ich Komödie spiele. „Ich erlebe etwas", — das ist alles, was ich von mir weiß, und aus natürlicher Rede und Gegenrede webt sich der Dialog. — Wie kommt es nun, daß ich gerade die Worte des Dichters gebrauche und nicht irgendwelche andere? — Ich muß hier bemerken, daß ich sehr oft nicht Zeit habe, die Rolle so zu lernen, daß ich sie mechanisch hersagen könnte, sodaß man von „unbewußt-mechanischer Tätigkeit der Gehirnzellen" reden könnte. Trotzdem weiß die Souffleuse, daß ich sie kaum brauche und nur ab und zu erreicht ihr Flüsterton mein Ohr. — Aber wehe, wenn einmal aushilfsweise jemand souffliert, der nicht bei der Sache ist, der nur mechanisch liest; — ich mag ihn sogar laut hören und vermag trotzdem nicht ihm zu folgen. Dasselbe ist umgekehrt der Fall. — Wenn ich ab und zu einmal soufflierte und erlebte selbst beim Soufflieren das Stück innerlich mit, so fühlte ich unsichere Stellen bei den Darstellern voraus und verstärkte meinen Anschlag dementsprechend. Wenn ich aber müde und abgespannt oder gelangweilt war und nur Worte, keine Gedanken las, so sagten mir dann meine Kollegen, daß sie mich nicht verstanden hätten. Es werden also auf der Seite des Darstellers weniger Worte als Gedanken aufgefangen und ebenso fühlt die Souffleuse



den Gedankenstrom des Spielenden und die Stellen, wo demselben eine Unterbrechung droht. — Wenn nun der Gedankenstrom der Souffleuse ruhig und ununterbrochen fortfließt, so kommt es dem Darsteller zu keiner Lücke, sie sorgt dafür, daß ihm im richtigen Augenblick das Richtige „einfällt". — Diese höchst okkulte Tatsache ist vielen Schauspielern wohlbekannt, und sie hat wohl auch dazu geführt, daß man im allgemeinen lieber Frauen soufflieren läßt als Männer, weil das weibliche Geschlecht in der Regel intuitiver veranlagt ist als das männliche. Ich führte absichtlich dieses Beispiel an, weil hierbei eine reine Gedankenübertragung (ohne Hypnose) stattfindet, der Mensch also bei seinem vollen persönlichen Bewußtsein ist, trotzdem aber etwas unbewußt vollbringt, — nämlich eben jene Übertragung und Aufnahme der Gedanken.

Also auch der Mensch handelt vernünftig und zweckmäßig ohne Bewußtsein, sowohl im Anfangsstadium seiner Entwicklung auf der Schwelle des Tierreiches, — als auch auf der Höhe seiner Kraft. — Denn dieses Beispiel, das ich anführte, ist nicht vereinzelt; nicht nur der Bühnenkünstler arbeitet mit okkulten, ihm unbekannten Kräften, sondern jeder geistig Arbeitende wird, wenn er ehrlich ist, zugestehen müssen, daß ihm „Gedanken kommen", — nur weiß er nicht woher. Es sprechen viele Gelehrte einem Souffleur nach, den sie nicht sehen und darum — leugnen. — Es gehört eben „westliche Logik" dazu, um aus solchen Tatsachen zu folgern, daß Gedanken aus Gehirnsubstanz und Phosphor entstehen. — Die östliche Wissenschaft, die immer strenger in ihrer Logik war als die westliche, folgerte schon lange, daß ein allumfassendes Bewußtsein in allen Erscheinungen, in Mineralien, Pflanzen, Tieren und Menschen und auch in „physikalischen" Erscheinungen des Weltalls lebt und wirkt und nach Offenbarung drängt. Dieses Drängen der Gottheit nach Offenbarung bedingt allein alles, was östliche und westliche Forscher Entwicklung nannten. Eine Entwicklung vom Leblosen zum Lebendigen, vom Anorganischen zum Organischen ohne diese eine Ursache, ohne dieses alles durchdringende Bewußtsein ist nach östlicher Logik undenkbar. —



Es ist unlogisch zu denken, daß eine Welt, in der alles zweckmäßig eingerichtet ist, als Ganzes als Welt keinen Zweck haben sollte. — Und die Welt hätte keinen Zweck, wenn sie ein lebloser Mechanismus ohne Gesamtbewußtsein wäre, wenn sie sich aus toter Materie entwickelt hätte. „Wie das Leben in die Materie kam", sagen die Gelehrten, „wissen wir nicht." — „Wir wissen es," sagen die Okkultisten, „es war immer darin" — die Annahme einer toten Substanz ist die falsche Voraussetzung, von der die westliche Wissenschaft ausgeht und infolge deren sie mit ihrer Logik Schiffbruch leidet. — Sie würde diesen Schiffbruch aber nicht erleiden, wenn wenigstens die Logik wirkliche Logik wäre, die nicht nur von der Voraussetzung und mit Hilfe des Augenscheins folgert, sondern die auch von den wahrgenommenen Tatsachen aus zurück auf die Voraussetzung Schlüsse zieht, und nachprüft, ob dieselbe auch richtig war. —

Daß dies von Seiten westlicher Wissenschaft nicht geschieht, das beweist allein schon das Wort „Materialistisch-mechanistische Weltanschauung" — ein Wort, das heute von sehr vielen im Munde geführt wird. Wenn man diese Leute näher kennen lernt (ich hatte ab und zu das Vergnügen) so möchte man mit Schiller ausrufen:

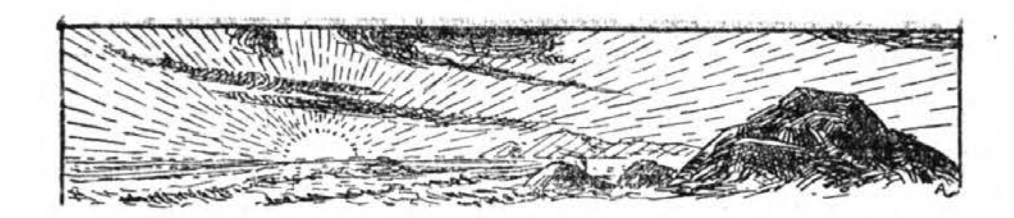
„O, wieviel neue Feinde der Wahrheit! — Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt!"

„Falscher Studiertrieb", — überschreibt der Dichter diese Zeilen; — es ist als hätte er sie auf den Monismus und ähnliche Bewegungen gemacht. — Freilich, ehe die „Eulen" das Licht, das aus dem Osten strahlt, vertragen können, mag wohl noch manches Jahrhundert vergehen, — wenn sie sich aber lustig machen über die Wissenschaft des Orients, wenn sie gar glauben, darüber kritisieren zu können, so möchte man ihnen doch empfehlen, zuerst logisch denken zu lernen!

„Mein teurer Freund, — ich rat' euch d'rum
Zuerst Collegium logicum."







Das Ewigkeitsgefühl und die Kunst.

Von A. Ph. Breling.

Ewig! Ein Wort, das Berge versetzen kann und Meere austrocknen! Schauerlich und erlösend in einem Atem. — Es ist das erste und letzte Ziel des bewußten Hoffens sowohl, als des bewußten Strebens, selbst der kälteste Realist ist mit dem Aufhören seines Selbst nicht wirklich zufrieden und alle Beteuerungen vom Gegenteil bleiben doch schließlich nichts weiter als lächerliche Vertuschungsversuche. Das Streben nach ewiger Fortdauer zeigt sich überall zu deutlich, als daß wir es mit einem spöttischen Lächeln einfach abtun könnten; Pflanzen- und Tierwelt ringt sich durch alle Verwandlungen, die die Zeit bedingt, von Generation zu Generation dem erstrebten Ziel der endlichen Erhöhung entgegen; ein ewiges Vergehen und sich Ergänzen, ein Drängen nach Fortdauer der Rasse oder des eigentlichen Seins, ein Kampf durch Lieben und Vernichten hindurch mit dem Ziel der ewigen Erhaltung! Selbst die unorganische Welt scheint vom Hauch der Ewigkeit berührt und belebt; was wunder, daß der naive Mensch, als er zum erstenmal über sein Selbst nachdachte, sich die Frage vorlegen mußte: Wozu all' mein Streben, mein Hoffen, Kämpfen, Jagen, Lieben und Schaffen, wenn nach dem Tode alles, alles an mir aufhört zu sein? — Bei diesem Suchen nach einer Lösung kam er auf alle möglichen Einfälle, und die Idee der Seelenwanderung und der Auferstehung sind schließlich vollkommen identisch. Je höher ein Volk in seinen ethischen Forderungen ging, um so entschiedener vertrat es die Meinung, daß das Erdendasein nur die Prü-

fungs- oder Vorbereitungszeit vor dem Eintritt in ein besseres Leben, einen höheren Zustand sein könne. Man begrub die Toten in Gräbern, die Jahrtausende der Wartezeit überdauern sollten, und gab ihren, mit unglaublichem Geschicke präparierten Leibern Symbole dessen mit, was im Leben irgend Beziehung zu ihnen gehabt hatte.

Der Wunsch, dieses in allen Menschen Schlummernde, Unfaßbare, unscheinlich Wirkende und doch so sicher Geahnte, vom Auserwählten aber Geschaute, irgendwie der Masse der Menschheit verständlich zu machen, führte zuerst zu Darstellungsversuchen bildlicher und poetischer Art. Es war jedoch nicht leicht; denn die durch Rhythmus oder Farbe beeinflußten Sinne betäubten die erfahrungsweise bedingten Einwürfe des Intellektes. Man fing an zu dichten, zu singen, zu bilden und schuf sich ein Scheinbild des Gewollten. Wie aber alle Kunst nur aus Erschautem schöpft, so mußten es notgedrungen zuerst nach irdischem Vorbilde geschaffene Kunstgebilde werden. So allein entstanden mehrköpfige Gottwesen, das Paradies mit seinem Apfelbaum, Himmelreiche, in denen alles vor Herrlichkeit und Seligkeit überfloß.

Der Künstler, als Dolmetscher der ewigen Weltsprache, befleißigte sich immer mehr größerer Genauigkeit und Wahrscheinlichkeit und vervollkommnete durch die Mühe, die er sich gab, seine Symbole allen verständlich zu machen, auch sein technisches Können immer mehr. Dichtungen von ungeheuerer Kraft der Auffassung entstanden und beeinflußten mit ihrem Rhythmus die musikalischen Talente, mit ihrer Handlung den bildenden Künstler. Eine Venus Genetrix sieht heute noch mit ewigem Lächeln von ihrem Sockel und das Parsival-Motiv drückt den Hörer unter der Wucht der ewigen Forderungen. Alle Erlösungsmöglichkeiten werden hervorgesucht und christallisieren sich schließlich im »Haupt voll Blut und Wunden«, in der Verneinung aller Ichgelüste, in der letzten Selbstaufopferung.

Der bildende Künstler sucht auch dieses darzustellen; er beobachtet alle Leidensäußerungen, die ihre Runen ins Menschenantlitz graben, Verzweiflung, Entsagung und die



endliche Verklärung notiert der Künstler mit kundigem Auge, er skizziert nach dem Leben, seine Studienmappe füllt sich immer mehr. Hohe Dome werden erbaut, die sich in unendlichen Ausladungen mit dem endlichen Ziel der Höhe erheben; in ihnen ertönen feierlich die Chorgesänge der Beter, die Ewigkeitsliebe lodert in den erhabensten Kunstwerken auf.

Bei diesem Suchen, Trachten und Näherbringen der Wahrheit kommt ganz leise das reale Wissen und überflutet mit seinen ausgegrabenen und täglich neu entstehenden Schätzen die nach aufrichtiger Aufklärung hungernde Menschheit. Der Zweifel hält seinen Einzug, die Tatsachen scheinen zu deutlich zu sprechen, die Kunst wendet sich vom Übersinnlichen ab und verwendet ihre Kraft und ihr erworbenes Können auf die Wiedergabe der einfachen Außenwelt. Die Symbolisten werden immer weniger, den Romantikern folgen suchende Realisten. Die Musik stellt nicht mehr das Klopfen des großen Weltherzen dar, wie ein Beethoven es hörte, sondern sucht die alltäglichen Geräusche, die Mensch und Tier, allenfalls noch Wind und Vogelsang verursachen, zu übermitteln oder zu stilisieren. Man freut sich der getroffenen Naturtreue, ohne sich eines Ewigkeitsgefühls bewußt zu sein. Man bewundert einen Rembrandt'schen Bettler, eine Leibl'sche Bäuerin, ein Kuhl'sches Straßenbild, ein Porträt von v. Dyk um seiner Technik, seiner Lebenstreue willen. Über Klinger's Beethoven schreibt man Bände, streitet sich um Material, Auffassung, Ausführung und wälzt sich doch zu gleicher Zeit vor den geräuschvollen Lasterzuckungen einer Strauß'schen Salome in den Staub. Bei den neueren Symbolisten stört trotz aller Tiefe des Sujets entweder eine mißglückte Farbenstimmung, oder sie suchen durch unmögliche Verzeichnungen, Hinweglassung aller Perspektive das große Rätsel zu kennzeichnen, dem sie aber mit offen gelassenen Fragen auch nicht näher kommen. Ich erinnere hier an Böcklin und andere. Vor einigen Dezennien waren es nur Gypsabgüsse und schlechte Marmornachbildungen der in Ton ausgeführten Modelle, welche aus den Werkstätten der Bildhauer hervorgingen; heute befleißigen diese sich endlich wieder, nach



griechischem Muster, der Bearbeitung des Rohmaterials. Auch der Maler sorgt wieder wie einst, für haltbare Leinewand, widerstandsfähige Farben. Das Streben, der Arbeit einen Schutz gegen äußere Einflüsse zu geben, ist offenbar, abgesehen von einer damit Hand in Hand gehenden Anpassung an das Sujet. Die Malereien der alten Ägypter sind heute noch farbig, ihre, ja sogar die Bildwerke noch älterer Völker haben sich bis in unsere Zeit, dank ihres Materials, erhalten. Sie alle schaffen also nicht für heute oder morgen, sondern für eine größere Reihe von Jahren, womöglich für die nächsten Jahrhunderte, Jahrtausende. Denkmäler sind Erinnerungszeichen an eine Begebenheit oder eine hervorragende Persönlichkeit. Indem ich nun eine vor Jahrtausenden gelebt habende Person im Bilde betrachte, oder mich an einer vor Jahrhunderten stattgehabten Straßenszene ergötze, tritt dieses Gewesene zu mir in das Verhältnis des Erschauten, Erlebten. Die Erinnerung ruft aber die hinter uns liegende Zeit zurück; ein Kunstwerk hat demnach die Kraft, die Zeit zum Stillstand zu bringen; sie steht still, solange ich im Anschauen versunken bin. Was heute an »der Natur Abgelauschtem, der Wirklichkeit Entnommenem« entsteht, wird in künftiger Zeit die Nachwelt beschäftigen; wir treten also durch das Kunstwerk in ein direktes Verhältnis zu Vergangenheit und Zukunft. Die Poesie nimmt, sofern sie auf haltbarem Material festgehalten ist, eine ähnliche Stellung ein, sonst muß die Überlieferung das Ihre tun. Zur Gegenwart verhält sich ein gebildetes und gedichtetes Kunstwerk nur seinem ästhetischen und ethischen Wert entsprechend. Man freut sich der im Bilde festgehaltenen Naturwunder, der durch eine Plastik verdolmetschten Menschenschönheit, und die Poesie wirkt durch den Rhythmus ihres Versmaßes und die Wahrheit oder Symbolik ihrer Handlung veredelnd auf uns.

Anders verhält es sich mit der Musik. Die Welt der Töne befaßt sich mit dem, was in uns und der ganzen Welt an Unaussprechlichem und Unbegreiflichem liegt. Sie gleicht in ihrem Tun beinahe einer Somnambule; wirkt sie doch durch ihr direktes Eindringen in uns auf unser Gefühlsleben



ein, welchem wir passiv gegenüberstehen. Es sind nur wenige Menschen, die sich ihrem Zauber entziehen können, indem ihnen das sogenannte musikalische Gehör fehlt. Man fühlt beim Anhören einer Beethoven'schen Symphonie den Atem der Welt, vom Ausdruck ruhiger Behaglichkeit bis zum fieberhaften Toben der Leidenschaften und endlichem Ahnen nie gekannter Seligkeit, und jeder einzelne Zuhörer findet im selben Musikstück die nur für seine augenblickliche Stimmung passende Auflösung. Der Tanz, der durch ein bestimmtes Tempo oft unwiderstehlich hervorgerufen wird, ist ein Beweis für die notorische, ans Wunder heranrückende Kraft, die von der Musik ausgeht. — Sie wirkt also nur direkt, und da man das Tongewirr eines Orchesters, ja nicht einmal die einfache Melodie eines Liedes, in einem Museum festhalten kann und die Töne zur Bildung eines Tonstückes einander folgen müssen, also von der Zeit abhängig sind, so wirkt die Musik nur im Augenblick des Ertönens. Soll ein Musikstück wiederholt werden, so muß mit demselben Aufgebot von Kraft von neuem angefangen werden. Jede sonstige Wiederholung ist eigentlich unethisch; einem bildenden Künstler widerstrebt es, zwei gleiche Hälften machen zu müssen, zu kopieren oder ein fertiggestelltes Kunstwerk wiederholen zu müssen, so ist auch jede rückwärtige Bewegung, sofern sie nicht in anderer Weise ein Vorwärtskommen in sich schließt, unnatürlich, unmoralisch. Die Wiederholung eines Musikstückes jedoch fordert sich von selbst und macht seinen Wert aus; ja einzelne Teile bestimmt schon der Komponist zur Wiederholung. Die Musik ist also bis ins Unendliche wiederholungsfähig. Ihr Ewigkeitswert hängt also von ihrer Wiederholungsfähigkeit ab; ganz so wie es die Außenwelt, die Natur täglich im Großen und Kleinen zeigt.

Angelangt nun da, wo die Künste sich die Hand reichen, um auf alle mögliche Weise die Ewigkeit fühlbar zu machen, sehen wir, wie sie ihre Schöpfer zu ehrlichster Arbeit auffordern, den Empfänger, Genießenden zu dankbarer Hinnahme. Deshalb erfüllt auch der Künstler am besten seine Pflicht, der auf die ihm von der Ewigkeit gegebene innere Stimme



hört, die ihn unfehlbar die richtige Sprache finden läßt, der, frei von allem Zwange, die technischen Errungenschaften seiner Lehrer benutzend, das schafft, was er wirklich sieht und hört. Uns Beschauenden macht das Versenken in das, was dem Genius zu erschauen, aber auch festzuhalten vergönnt ist, sicher eine reinere Freude, als der Freudentaumel, in den uns materielle Genüsse versetzen können, und alle Vorstellungen des Ewigkeitsgenusses decken sich auf dieser Welt mit der Ruhe und Andacht, die uns die beobachtende Hingabe an eine im Kunstwerk ausgedrückte Idee vermittelt.

Über Auserwählte unter den schaffenden Künstlern aber, welche über unser Verstehen hinaus ein innerlich Erschautes, Visionäres festhalten, wollen wir nicht wagen zu urteilen, sondern es einer glücklicheren Nachwelt überlassen, ihr verstehendes Bejahen dazu zu äußern. Uns bleibt nur, unser Haupt zu beugen in inbrünstiger Ewigkeitsliebe.



Du findest in der Ruhe nicht
Den milden Hauch von Gottes Gnaden,
Solang' von deiner Schuld Gewicht
Du willst ein Teil auf andre laden.
Nicht, wenn du das, was dich gelenkt,
Von dem, was du getan hast, trennst.
Dir ist die Schuld nur ganz geschenkt,
Wenn du zur ganzen dich bekennst.

Lenau.







Die Lehre vom göttlichen Logos.

Von Lic. theol. Karl Paul Hasse.

III.

Der Logos als Gottmensch.

Wir haben einen weiten Weg durchmessen. Was ist der Zweck des Ganzen? So wird der Leser fragen. Was sollen wir als festen Besitz daraus entnehmen? An welchen der besprochenen Theologen und Philosophen sollen wir uns anschließen? An Plotin, an Origenes, an Eckhart, Schelling oder Hegel? Nichts liegt uns ferner als Propaganda machen zu wollen für ein bestimmtes abgeschlossenes System. Nicht einengen wollen wir den Geist, sondern frei und weit machen — dazu dient uns die Vorführung aller jener Gedankengebilde —, um ihn dann hinzulenken auf die Eine große Urwahrheit, welche allen erwähnten Systemen zugrunde liegt: Die Ineinsschauung von Göttlichem und Menschlichem. Unsere Betrachtung hat gezeigt, wie von jeher die edelsten Geister gerungen haben, diese Wahrheit zu erfassen, eine Form zu finden, in welcher nicht nur sie selbst und ihre Schüler sie begriffen, wenn möglich, die ganze Menschheit sie aufnehmen und sich aneignen könnte. Doch, o Täuschung! Eine solche feste Form kann der Mensch aus sich heraus nicht prägen. Die Menschheit lebt in Individuen, und jeder selbständige Geist hat seine individuelle Auffassung vom Wesen der Dinge. Individuell und persönlich mußte darum in jedem Denker das Wesen der Gottmensch-



heit sich abspiegeln, bis daß Einer kam, in dem die ganze Fülle der Gottheit wohnte, der von sich sagen konnte: »Ich und der Vater sind Eins; wer mich sieht, der sieht den Vater.« Daß Gott nicht fern von uns ist, ja daß »wir seines Geschlechts sind«, das konnte auch der griechische Dichter ahnen. Eine rein intellektuelle Erkenntnis des Logos wäre vielleicht auch ohne Christus denkbar, als eine organische geistige Vollendung der Menschheit zu immer höheren Stufen. Dies ist ein Problem einer kühlen, gemütleeren Spekulation, die wir verwerfen müssen, weil sie niemanden erwärmen und beseligen kann. Auch ist für uns der Gottmensch nicht derjenige Mensch, in dem geschichtlich das Bewußtsein vom Wesen des Menschen in der Menschheit zum Durchbruch kommt, wie Biedermann wollte. Vielmehr ist die in ihm vollendete ethische Tat das Hauptmoment. Dazu bedurfte es der Menschwerdung Gottes. Darum mußte der Sohn Gottes »seinen Brüdern gleich und unter das Gesetz getan werden«, in der »Ähnlichkeit des Sündenfleisches« auf Erden erscheinen, um die Sünde zu vernichten, d. h. im Prinzip die Werke des Bösen zu zerstören. Was nützte es der armen, im Irrtum dahin tappenden Menschheit, daß der »göttliche« Platon für sich und seine Anhänger die Entdeckung machte, daß die höchste Idee, der Grund aller anderen, also Gott die Idee des Guten sei? Man male sich seine Staatsutopie als Wirklichkeitszustand aus und man wird Schamröte in den Wangen fühlen! Man denke an die kühl berechnende Ethik des Hofmannes Aristoteles, dem die Sklaverei das Selbstverständlichste auf der Welt war. Dann wende man den Blick auf die Gestalt Jesu von Nazareth, die verkörperte göttliche Heilandsliebe, man lausche seiner Predigt, aus der ein Strom übermenschlicher Erbarmung, werktätiger Bruderliebe, unmittelbarster Gotteserkenntnis unversiegbar quillt, man versenke sich in die Bedeutung seines hingebenden Selbstopfers auf Golgatha, — es bedarf keiner Worte, den Unterschied zu kennzeichnen! Wer so die Gottmenschheit in ihrer wahrsten persönlichen Gestalt erkannt und jeden Lebensnerv seines Wesens von ihrem Abglanz hat durchdringen lassen, kann



getrost die Achsel zucken über D. F. Straußens geistvolles Aperçu, »daß es garnicht die Art sei, wie die Idee sich realisiert, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle anderen zu geizen, in jenem Einen sich vollständig, in allen übrigen aber nur unvollständig abzudrücken«, wie über die alte, unlängst wieder aufgefrischte Weisheit, das göttliche Wesen könne sich mit dem menschlichen nicht in der Gestalt der Individualität, sondern nur der Allgemeinheit vereinigen. Die beste Antwort hat schon vor sechzig Jahren J. P. Lange gegeben, nämlich »daß das Wesen des Menschen eben in seinen individuellen und persönlichen Bezügen besteht, und daß mithin die Vereinigung der Gottheit und der Menschheit keine wahre wäre, wenn sie sich nicht in individueller Gestalt, d. h. in der Gestalt der gottmenschlichen Individualität vollendete.« (Philos. Dogmatik, S. 395.)

Wohl haben wir Jesu Person und Lehre nur im Abbilde, welches uns die Urgemeinde überliefert hat; aber dieses Abbild, der historische Jesus der Evangelien, genügt für jeden, der es mit Inbrunst in sich aufzunehmen fähig ist, in seiner Seele den lebendigen Christus erstehen zu lassen. Diese lebendige innerliche Erkenntnis Christi unermüdlich gepredigt zu haben, ist der Kern vom Lebenswerke Martin Luthers. In diesem Sinne sagt er: »Man findet ihrer viel, die da sagen: Christus ist ein solcher Mann, der Gottes Sohn ist, geboren von einer keuschen Jungfrau, ist Mensch worden, gestorben und vom Tode wieder auferstanden, und so fortan; das ist alles nichts. Daß er aber Christus sei, das ist, daß er für uns gegeben sei, ohne alle unsere Werke, ohne alle unsere Verdienste uns den Geist Gottes erworben hat, und gemacht zu Kindern Gottes, auf daß wir einen gnädigen Gott hätten, mit ihm Herren würden über alles, was da ist in Himmel und Erden, und dazu das ewige Leben hätten durch den Christum! Das ist der Glaube und heißt Christum recht erkennen.«

Wohl ist Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, das Bild der leidenden und auferstehenden Menschheit, aber er ist es in geschichtlicher Realität. Er ist als der Gekreuzigte



das Abbild der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit zugleich und bietet im Kreuzesopfer die sublimste Darstellung der Selbstentäußerung in Übereinstimmung mit dem Willen des himmlischen Vaters, er ist als Auferstandener das Symbol der Verherrlichung und Beseligung der Menschheit in Gott, Endziel und Krone des Strebens zur Gottvereinigung. Aber ohne die menschliche Erscheinung Jesu wäre dieses Symbol den Erdbewohnern nie kund geworden.

Es war ein Mißverständnis, wenn Strauß in Hegels Sinne zu denken vermeinte, als er schrieb: ›Die Idee der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur wäre nicht vielmehr in unendlich höherem Sinne eine reale, wenn ich keinen einzelnen Menschen als solchen aussondere? Eine Menschwerdung Gottes von Ewigkeit wäre nicht eine wahrere als eine Menschwerdung in einem abgeschlossenen Punkte der Zeit?‹ Hegel sagt in seiner Philosophie der Geschichte*) ausdrücklich: ›Beim Beginn des Kaisertums, dessen Prinzip wir als die zur Unendlichkeit gesteigerte Endlichkeit und partikulare Subjektivität erkannt haben, ist in demselben Prinzip der Subjektivität das Heil der Welt geboren worden; nämlich als ein dieser Mensch, in abstrakter Subjektivität, aber so, daß umgekehrt die Endlichkeit nur die Form seiner Erscheinung ist, deren Wesen und Inhalt vielmehr die Unendlichkeit, das absolute Fürsichsein ausmacht.‹ Es ist eine ähnliche Mißdeutung, wenn E. v. Hartmann und seine Anhänger in Hegel einen Vorläufer ihrer Philosophie des Unbewußten sehen. Der Schein spricht allerdings für diese Auffassung; der tiefer Schauende aber erkennt, daß Hegel unter seiner Idee ganz das Gegenteil von einem abstrakten Unbewußten versteht, nämlich das ursprüngliche Ur- oder Überbewußtsein, die lebendige Substanz als das erkennende und im Erkanntwerden zu sich selber kommende Sein, die aktiv sich offenbarende Realität. Dieses unendliche Urbewußtsein benötigt durchaus

*) Durch die Reclamausgabe jedermann zugänglich. Unser Zitat findet sich dort S. 407. Es wäre wünschenswert, daß auch von anderen Werken Hegels billige Neuausgaben veranstaltet würden, besonders von der Religionsphilosophie.



nicht der endlichen Bewußtseinsformen (oder Bewußtseine, wie E. v. Hartmann sich so klassisch schön ausdrückt), um seiner bewußt zu werden, sondern diese werden von ihm begründet und durchdrungen. Zwar hat nichts ein wahres Sein außer Gott, aber Gott ist unendlich viel mehr als die Summe alles endlichen Seins. Durch die Abhängigkeit der Einzelwesen vom Urwesen wird — um in Leibnizens Terminologie zu sprechen — weder die Persönlichkeit der Einzelmonaden noch der Urmonas aufgehoben. Ebenso wenig ist an ein völliges Versinken im Absoluten mit gänzlicher Aufgabe der persönlichen Individualität zu denken, wenn dem religiösen Menschen zugemutet wird, »sein schlechtes Ansichselbstsein aufzuheben«, vielmehr bedeutet dies: indem der Mensch sich recht bewußt wird, daß er die wahre Wurzel seiner Existenz in Gott hat, fühlt er sich gerade durch seine freiwillige Unterordnung als freies und selbständiges Werkzeug Gottes.

Von seinem Verständnis der Religion aus machte Hegel sehr energisch Front gegen eine verschwommene Gefühlstheologie. Die bitterste Ironie entband er gegen Schleiermacher. Er wußte wohl, daß die Religion den ganzen Menschen durchdringen müsse, folglich dem Gefühl nicht fremd sein dürfe; aber der Hauptsache nach war sie für ihn denkende Vernunft. Das Gefühl, meinte er, habe der Mensch auch mit den Tieren gemein, doch »der Geist in seiner Freiheit ist nicht im Kreise der Beschränktheit; für ihn als denkend, rein wissend, ist das Allgemeine Gegenstand, — dies ist die Ewigkeit. Die Sache ist überhaupt diese, daß der Mensch durch das Erkennen unsterblich ist; denn nur denkend ist er keine sterbliche, tierische Seele«. (Religionsphilosophie Bd. II, S. 220). Wir sind heute wohl darüber einig, daß die Religion alle drei Seelenvermögen in Anspruch nimmt: Denken, Fühlen und Wollen; doch der Primat kommt dem Intellekt zu. Dies widerspricht durchaus nicht der Lehre Jesu. Er strahlte sein Wesen aus durch ethische Tat, welche wir erfassen durch den geistigen Akt des Glaubens, an dem Gemütsregung und Willensentschluß unmittelbar teilnehmen. Das Christentum



ist durchaus geistige Religion. »D. h. Gott selbst und nichts außer Gott wird im Christentum als das höchste Gut erkannt und erstrebt.« (Kaftan, Dogmatik, 1909, S. 45.) Im Glauben tritt der Mensch aus dem Brodem der Welt des Scheines und der Erscheinung heraus in die Sonnenhöhe, wo er das Ewige ergreift durch Berührung mit der göttlichen Wahrheit. Der Glaube ist ein durch das Gemüt bestimmter Erkenntnisakt, welcher grundverschieden ist von der Erkenntnis der Erscheinungswelt, weil er auf die göttliche Offenbarung gerichtet ist. »Offenbarung und Glaube gehören zusammen. Mit der Offenbarung ist es auf den Glauben abgesehen, und Glaube im religiösen Sinne kann nur da entstehen, wo wirklich oder vermeintlich eine Offenbarung Gottes gefunden wird. . . . . Nun ist christlicher Glaube da vorhanden, wo ein Mensch die Erfahrungen macht, die sich — kurz zusammengefaßt — um die beiden Tatsachen der Versöhnung und des Reiches Gottes bewegen. Aus diesen Erfahrungen erwächst ihm die Erkenntnis Gottes, seines Wesens und Willens.« (Kaftan, ebenda S. 53.) Nur durch die Innerlichkeit der Glaubenserkenntnis können wir den in Jesus Christus offenbarten göttlichen Logos erfassen. Es ist das unvergängliche Verdienst unseres großen Luther, daß er, als die römische Kirche auf dem Höhepunkt der Veräußerlichung angekommen war (Glaube = Fürwahrhalten der Dogmen und Gehorsam gegen die Kirche), uns diese Auffassung gelehrt hat: »Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal drüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und voller Lust gegen Gott und alle Kreaturen: das macht der heilige Geist im Glauben. Daher wird der Mensch ohne Zwang willig und voller Lust, jedermann Gutes zu tun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lob, der einem solche Gnade erzeigt hat. Daher ist es unmöglich, Werk und Glaube zu scheiden, ja so unmöglich, wie Brennen und Leuchten vom Feuer nicht geschieden werden kann.« (Vorrede zum Römerbrief, 1522.)

Daß für uns Menschen der Bringer dieser Gotteserkenntnis

und Frohbotschaft der Erlösung Jesus Christus ist, darüber sind sich alle Christen einig, ganz gleich, welcher Richtung sie angehören. Vernehmen wir, was Jean Réville als den Kern der christlichen Religion angibt: »Gott und Mensch verhalten sich nicht so, daß der Mensch in Gott aufgeht, noch daß Gott sich vom Menschen fernhält, sondern sie einen sich in lebendiger Gemeinschaft, so daß die Abhängigkeit des Menschen von Gott nichts von einem Zwang an sich hat, sondern den Charakter einer freien und freudigen Ergebung trägt, und andrerseits die souveräne Herrschaft Gottes über den Menschen nicht als Tyrannei, sondern als geliebte und gesegnete Macht empfunden wird. . . . . Was als der echte Kern des Evangeliums geblieben ist und bleibt, ist das, was an ihm im eigentlichen Sinne die — von der Lehre unabhängige — Religion und die — von den Sakramenten und Einrichtungen unabhängige — Moral ausmacht: Gott der himmlische Vater, was für eine philosophische Vorstellung man auch von dem göttlichen Wesen haben mag; — die Menschen Kinder Gottes und folglich untereinander Brüder, was für einen philosophischen Begriff man auch von dem Wesen der Menschen haben mag; — also das, was das Evangelium selbst uns als seinen eigentlichen Kern angegeben hat in dem Wort: »Du sollst lieben den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Denken; du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst. Und diese zwei Gebote sind eins!« (Modernes Christentum. Autoris. Übers. v. Buck, S. 49—50.) Mit diesen Zeilen grenzt der gewiß freie französische Forscher die Quintessenz des Evangeliums gegen Buddhismus und Islam ab. Den Gottes- und Menschheitsgedanken hat in dieser Reinheit und Wahrheit zugegebenermaßen außer Jesus kein Weiser noch Religionsstifter jemals ausgesprochen. Nichts in aller Welt kann uns also hindern zu verkünden, daß in dem Bringer dieser Lehre der göttliche Logos Fleisch geworden ist, und wenn wir erfahren haben, daß dieser Einzige um seiner Liebe willen den Kreuzestod erlitten hat, zu bekennen: »Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den



Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, als ein Zeugnis zur rechten Zeit!« (1. Timoth. 2, 5—6.)



Gauss über das Spirituelle.

Es gibt Fragen, auf deren Beantwortung ich einen unendlich viel höheren Wert legen würde, als auf die mathematischen. Z. B. über Unsterblichkeit, über unser Verhältnis zu Gott, über unsere Bestimmung und unsere Zukunft. Es ist uns gleichgültig, ob der Saturn fünf oder sieben Monde hat. Es gibt etwas Höheres in der Welt. Ob die Seele achtzig Jahre oder achtzig Millionen Jahre lebt, wenn sie einmal untergehen soll, so ist dieser Zeitraum doch nur eine Galgenfrist. Endlich würde es vorbei sein müssen. Man wird daher zu der Ansicht gedrängt, für die ohne eine streng wissenschaftliche Begründung vieles andere spricht, daß neben unserer materiellen Welt eine zweite, rein geistige Weltordnung existiert, mit eben soviel Mannigfaltigkeiten als die, in der wir leben — ihr sollen wir teilhaftig werden.

Carl Friedrich Gauß
(der „Fürst der Mathematiker").





Gegen den Impfzwang! — Unter dem Titel „Anti-Vaccivator" wird ein illustriertes Jahrbuch des internationalen Impfgegner-Bundes herausgegeben von Prof. Dr. H. Molenaar. Der erste Band für 1911 enthält in Wort und Bild eine ausgezeichnete Propaganda für den Impfgegner-Bund. Ein Aufsatz von Sanitätsrat Dr. Bilfinger endigt mit den Worten: „Je mehr und eingehender man sich mit der Impfung beschäftigt, desto grauenhafter erscheint diese ganze unglückselige gesetzliche Impf-Zwangs-Einrichtung. Sie ist unhygienisch, sie ist gesundheitsgefährlich, sie steht in Widerspruch mit der gesetzlich gewährleisteten Gewissensfreiheit und sie widerspricht jedem gesunden vernünftigen Denken. Darum fort mit der Impfung! Vor allem aber fort mit dem Impfzwang, sobald als irgend möglich, denn Dr. med. Oidtmann-Linnich hatte mit seiner Behauptung ganz recht: „Der Impfzwang ist nichts anderes als der gesetzgeberische Ausdruck für die gesundheitliche Verwahrlosung des Volkes!" Ein Aufsatz des Herausgebers, in dem auf über hundert Impfkrankheiten hingewiesen wird, sagt im Eingang: „Seit der höchst fragwürdigen „Erfindung Jenners haben sich einsichtige und ehrliche Ärzte bemüht, die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit dieses angeblichen Schutzes an der Hand zahlreicher Fälle und Statistiken darzutun — umsonst. Der Aberglaube, der über hundert Jahre lang die Taschen der Ärzte füllte (einmal durch das Impfgeschäft selbst, dann durch die Krankheiten, welche dieser „Schutz" im Gefolge hat), herrscht auch heute noch bei der weit überwiegenden Mehrzahl derer, die berufen wären, die Gesundheit des Volkes zu fördern, vielfach aber das Gegenteil tun. Die Impfgegnerliteratur wird systematisch totgeschwiegen und selbst das kaiserliche Reichsgesundheitsamt erdreistet sich, in seiner offiziellen Denkschrift über „Blattern- und Schutzpockenimpfung" S. 105, viermal hintereinander von „angeblichen" Impfschädigungen zu sprechen. Das Jahrbuch ist zum Preise von M. 1,— zu beziehen.

Ein wandernder Felsblock. In der Nähe der belgischen Stadt Dinau hat, wie das „B. T." berichtet, sich ein Riesenfelsblock, dessen Gewicht 40000 Kilogramm beträgt, in Bewegung gesetzt. Der Block stand auf abschüssigem Gelände und kam vor kurzem plötzlich ins Rutschen. Die Bevölkerung, die dem Schauspiel zusah, war auf das höchste erschreckt und glaubte, daß die ganze Berglandschaft einstürzen würde. Ein alter Mann



von 73 Jahren war so ergriffen, daß er ohnmächtig zu Boden sank und jetzt auf den Tod krank liegt. Der wandernde Block drückte sechs Häuser nieder, die auf dem Abhange erbaut waren, und kam dann plötzlich wieder zum Stillstand. Die Geologen haben keine Erklärung für die Erscheinung. Man vergleiche den Aufsatz im „T. L.", S. 77.





Flugblätter. – Ein neues Flugblatt Nr. 4, „Inneres Leben", ist eben erschienen. Von Flugblatt Nr. 1, „Aus den Lehren der Theosophie", ist eine neue Auflage hergestellt worden. Die Flugblätter Nr. 1–4 sind zu dem Preise von M. 0,50 für 100 Stück durch den Schatzmeister Herrn Ernst John, Berlin N 39, Pankstr. 89 zu beziehen.

Quittungen.

Es sind vom 15. Dezember bis 15. Januar folgende Beträge eingegangen: Von Zweig München 50 M.

Für Quarterly: Von Zweig Westberlin 6,30 M., von Herrn Martzahn 5 M. Mit bestem Dank quittiert

der Schatzmeister Ernst John.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.



Theosophisches Leben.

Nr. 12. | März 1911. | Jahrg. XIII.

Judge über die Bhagavad Gita.

. . . . Nach der Meinung des Herausgebers kann das Gedicht in vielen verschiedenen Arten gelesen werden. Jede hängt von dem Gesichtspunkt ab, den man einnimmt, d. h. ob es in seinen Beziehungen zum Individuum betrachtet wird oder zur Kosmogenesis, oder zur Evolution der astralen Welt, oder den Hierarchien in der Natur, oder zur moralischen Natur usw.

. . . . Die feindlichen Heere, die sich auf der Ebene der Kurus entgegentreten, sind diese beiden Arten von menschlichen Fähigkeiten und Kräften, — die einen, die uns herabziehen wollen, die anderen, die nach spiritueller Erleuchtung streben. Die Schlacht bezieht sich nicht nur auf den großen Kampf, den die Menschheit als Ganzes führt, sondern auch auf das Ringen, das unvermeidlich ist, sobald irgend ein Einzelglied der menschlichen Familie seiner höheren Natur erlauben will, über ihn zu herrschen. Daher . . . sehen wir, daß Arjuna nicht nur den Menschen als Rasse darstellt, sondern auch jedes Individuum, das sich der Aufgabe unterzieht, seine bessere Natur zu entfalten. Was in dem Gedicht von ihm

Obige Gedanken sind aus der Einleitung zu Judges Gita übersetzt und sollen an den Todestag Judges, 21. März 1896, erinnern.



erzählt wird, das wird jedem solchen Individuum zustoßen. Widerstand von Freunden und all den erworbenen Gewohnheiten, Widerstand auch von den ererbten Anlagen wird ihm begegnen, und ob er siegt oder fällt, wird davon abhängen, wie er Krischna lauscht, dem im Innern strahlenden und sprechenden Logos. . . .



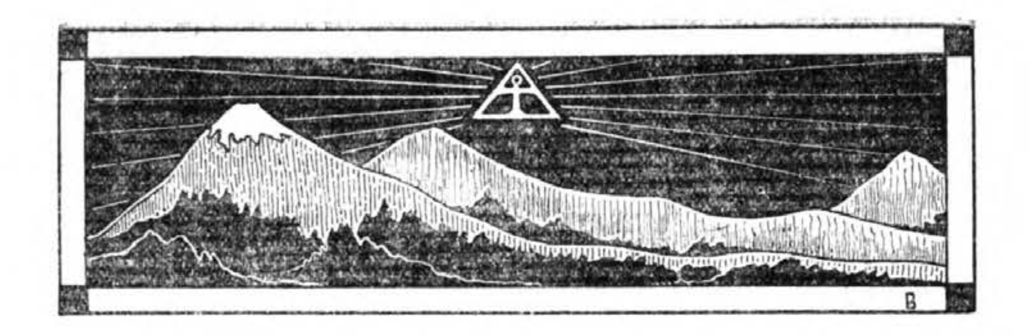
Trag' nur dein Leid auf die Berge . . . .

Von Kath. Toepelmann.

Trag' nur dein Leid auf die Berge,
Du Menschenkind.
Da nimmt es auf seine Flügel
Der starke Wind.

Er trägt es weit über die Höhen
Bis in den Himmel hinein,
Dort bleibt es wohlverwahret
Und tauscht dir Freude ein.





Die Bedeutung der Meister der Weisheit.

Von Paul Raatz.

Wenngleich die Bewohner des Westens der gleichen Rasse angehören wie die Bewohner des Ostens, nämlich der Arischen Rasse, so besteht doch ein gar großer Unterschied zwischen ihnen, ganz besonders auf dem Gebiete des Wissens. Der Westen beschäftigt sich hauptsächlich mit der Erforschung der sichtbaren Natur und seiner Gesetze, während der Osten speziell die intellektuelle und die geistige Seite der Natur erforscht hat und es noch tut. Ebenso verschieden wie die Forschungsgebiete sind auch die Art und die Methoden. Der Lehrer des Westens ist gewohnt, seine neuen Entdeckungen der Welt bekannt zu geben und möglichst zu verbreiten, während der Lehrer im Osten sein Wissen nur solchen Personen anvertraut, welche fähig sind und würdig, das Wissen zu empfangen. Ein anderer großer Unterschied besteht darin, daß der westliche Lehrer sein Wissen durch Beweise und logische Schlußfolgerungen dem Schüler erklärlich zu machen trachtet, während der östliche Lehrer dem Schüler die Lehren einfach als Tatsachen hinstellt und es dem Schüler überläßt, entweder durch seine Intuition dieselben anzunehmen, oder aber durch eigene persönliche Erfahrungen die Wahrheit der Lehren zu erproben. Man kann sagen, dieser Unterschied kommt daher, weil der Westen nur äußeres Wissen, während der Osten inneres, das heißt Geheimwissen lehrt. — Aber ich tue vielleicht nicht recht, die Lehrer der Geheim-

wissenschaft ausschließlich nach dem Osten zu verlegen, denn im Laufe der Zeit kann man beobachten, und ganz besonders in jüngster Zeit ist es durch die Gründung der „Theosophischen Gesellschaft" zu bemerken, daß die Lehrer der Geheimwissenschaft das Feld ihrer Tätigkeit nicht blos auf den Osten beschränken, sondern sogar das Hauptgewicht auf den Westen verlegen; denn es ist nicht schwer zu beobachten, daß die theosophische Bewegung, die ja von jenen Lehrern des geheimen Wissens, der theosophischen Philosophie, ins Leben gerufen worden ist, viel mehr Anhänger im Westen gefunden hat, als im Osten. — —

Es gibt viele Namen, mit welchen jene Lehrer bezeichnet werden, z. B. Rishis, Adepten, Meister, Mahatmas, ältere Brüder usw., die letztere Bezeichnung ist sehr zutreffend, denn sie sind in der Tat unsere Brüder, nur daß sie uns in der Entwicklung voraus geeilt sind und daher als ältere Brüder angesprochen werden können. Das Wort Mahatma ist zusammengesetzt aus Maha = groß und Atma = Seele, und da alle Menschen „Seelen" sind, so liegt der ganze Unterschied zwischen ihnen und uns nur in der Größe der Seele. Betrachtet man das Schülerverhältnis, in welchem wir zu jenen „großen Seelen" stehen, so ist der Ausdruck „Meister" wohl der geeignetste, denn, wie ich später ausführen möchte, können wir keine Fortschritte in der Erforschung der göttlichen Weisheit machen, ohne die Hilfe und Führung jener Meister. Aber bevor ich von ihrer Bedeutung als Führer spreche, möchte ich einige Worte über das Wesen jener, uns in der Entwicklung weit voraus geschrittener vollkommener Menschen sagen, wobei ich mich besonders auf die Gedanken von W. Q. Judge im „Meer der Theosophie" beziehe. —

Die Theosophie lehrt, daß ebenso wie es Intelligenzen und Wesen gibt, die tief unter dem Menschen stehen, im Tier- und Pflanzenreich und so weiter, es auch Wesen gibt, die hoch über ihm stehen. Theosophie lehrt ferner, daß der Mensch vor undenklichen Zeiten auch einst sein Bewußtsein in den niederen Naturreichen gehabt hat, und daß er im Laufe der Zeit auch die Stufe der Vollkommenheit er-



reichen wird, auf der jetzt die höheren Wesen, unsere Meister und älteren Brüder stehen. — Jene vollkommenen Menschen (Adepten und Mahatmas genannt) bilden eine große Körperschaft, welche die „große Loge“, oder auch die „weiße Loge“ genannt wird. Sie kennen sich alle unter einander, gleichviel auf welchen Teilen der Erde sie sich auch befinden mögen, ob in Europa, Amerika, Asien, Afrika oder sonstwo. Aber alle arbeiten sie für das Wohl der Menschheit und zwar in der verschiedensten Weise. Die einen sind große Philosophen und Ethiker, die anderen Astrologen, wieder andere Alchemisten usw. Aber man darf nicht denken, daß sie zu ihren Forschungen Apparate und Instrumente benützen, wie unsere Wissenschaft sie gebraucht, auch studieren sie die Gesetze der großen Natur nicht, um sie, wie unsere Gelehrten, bloß zu klassifizieren und in Systeme zu ordnen, sondern sie benutzen ihr Wissen ausschließlich zum Wohle der Menschheit, ganz besonders zu der geistigen und moralischen Entwicklung des menschlichen Geschlechts. In einem jeden Menschen liegen die göttlichsten und geheimsten Kräfte verborgen, aber erst bei einem Adepten sind diese Kräfte zur Entwicklung gelangt. Wenn ein solcher Adept feststehende Gegenstände bewegen kann, ohne sie zu berühren, so geschieht es, weil er die Gesetze der Anziehung und Abstoßung kennt, und wenn er imstande ist, den Kohlenstoff, der ja, wie wir wissen, unsichtbar in der Luft enthalten ist, aus derselben herausziehen und in auf Papier geschriebene Sätze formen kann, so geschieht dies infolge seiner Kenntnis der geheimen höheren Chemie und infolge des Gebrauches der Formen bildenden Kraft, die ein jeder Mensch besitzt.

Die christliche Kirche lehrt uns von einem solchen Gottmenschen, einem Meister, namens Jesus, irrtümlicherweise lehrt sie jedoch, daß es nur einen solchen Meister gäbe, während in Wirklichkeit ihre Zahl in die Tausende geht. — Sämtliche Religionen sprechen von diesen Eingeweihten, den Gottmenschen. Die indische Literatur ist voll von ihnen, bei den alten Ägyptern waren die Könige die Eingeweihten. Den Mohamedanern war Mohamed der Prophet und Vermittler



zu Gott. Die Griechen hatten ihre Mysterien, und Plato und Pythagoras waren z. B. Eingeweihte derselben. Endlich hat auch die der christlichen Religion so nahestehende jüdische Religion im alten Testament eine Literatur, die von vielen, vielen Gottesmännern und Propheten spricht. Von Abraham wird gesagt, er sei der Freund Gottes; Moses hat in beständigem Verkehr mit Gott gestanden, er sah ihn im feurigen Busch und sprach mit ihm auf dem Berge Sinai usw. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu greifen, das ganze Leben des Apollonius von Tyana ist nichts anderes als ein Beweis für zukünftige Generationen, daß ein Mitglied jenes Ordens der weißen Loge unter einer Rasse auftrat, die den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits überschritten hatte und im Absterben begriffen war. — Selbst in der neuesten Zeit bis in die Gegenwart können wir die Verbindung jener Körperschaft von Adepten, große Loge genannt, beobachten, wie sie durch gewisse Personen, ihre Agenten arbeitet. Personen wie Theophrastus Paracelsus, Jacob Böhme, Graf St. Germain, H. P. Blavatsky und W. Q. Judge waren menschliche Kräfte, welche von der großen Loge ausgingen und jeder hatte eine bestimmte Aufgabe unter den Menschen auszuführen, jeder derselben hinterließ der Menschheit entweder neue Lehren oder machte große Entdeckungen. So führte Paracelsus unter anderem eine Revolution auf dem Gebiete der Arzneikunde herbei; Jacob Böhme, ein sogenannter „Feuerphilosoph", lehrte die göttliche Philosophie, Mesmer war der Wiederentdecker des Magnetismus, St. Germain bereitete das Erscheinen von H. P. Blavatsky vor und diese endlich brachte unserer westlichen Rasse das größte Geschenk, indem sie uns einige der zwar uralten, aber seit vielen Jahrhunderten vergessenen Geheimlehren wiederbrachte, natürlich hauptsächlich die Lehren von der Einheit des Universums, von Karma und Reinkarnation, Lehren, die dem denkenden Menschen Aufschluß geben über so manche Rätselfragen des Lebens, die uns die Fragen beantworten: Woher das viele Elend in der Welt kommt, und gleichzeitig uns Mittel an die Hand geben, wie wir das Elend bessern können.



Wir sehen also, die Menschheit ist zu keiner Zeit verlassen und ohne Hülfe gewesen, sondern die Körperschaft jener vollkommenen Menschen (Adepten und Meister) hat immer und immer wieder ihre Agenten gehabt, welche die Verbindung unserer Welt mit der großen Loge aufrecht erhielt, und alle die Personen, die ich genannt habe in dem Altertum sowohl, wie in der neuen Zeit, sind die äußeren Vertreter jener „Weißen Loge“, die für die Menschheit tätig ist.

Aber, so wird man fragen, wenn die Mitglieder der Weißen Loge so vollkommene Kenntnis der Naturgesetze haben und über so große Kräfte verfügen, warum treten sie dann nicht öffentlich auf, und schaffen mit ihrer großen Willenskraft alles Böse aus der Welt, und machen ein Paradies aus der Erde? — Als Antwort hierauf muß vor allen Dingen gesagt werden, daß gerade ihre Kenntnis der Gesetze es ihnen verbietet, direkt in das Karma des Menschen einzugreifen. Das Karmagesetz verlangt, daß ein jeder Mensch durch eigene Anstrengung und eigene Erfahrungen das Böse in sich kennen lernt und überwindet; kein Meister, auch der allergrößte nicht, kann dies für ihn tun; es gibt hier keine stellvertretende Erlösung, jeder Mensch ist sein eigener Erlöser, er ist sich selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ein Paradies kann durch keine Gewalt, auch durch keine göttliche Gewalt hergestellt werden, sondern es entsteht von selbst, wenn alle Menschen durch eigene Kraft, ein jeder für sich, Herr geworden ist über das Böse. — Und doch, so widerspruchsvoll es auch klingt, die Meister sind denn doch die eigentlichen Erlöser der Menschheit, denn ohne ihre indirekte Hilfe könnte kein Mensch Fortschritte machen auf dem Pfade der Selbsterkenntnis. Wenn die Meister auch nicht direkt in das Karma der einzelnen Menschen eingreifen dürfen, so bildet doch ein jeder Adept einen Mittelpunkt, von dem aus unaufhörlich Ströme der Weisheit, Liebe und Erkenntnis ausgehen. Jeder Mensch, der in Berührung mit diesem Strom kommt, kann aus demselben nach freier Wahl das entnehmen, was ihm gut dünkt, aber kein Adept darf es ihm aufnötigen. Die Haupttätigkeit der Adepten ist auf der inneren unsichtbaren



Ebene; ungesehen arbeiten sie für die geistige Erleuchtung und Vervollkommnung der Menschheit.

Aber wenn in irgend einem Lande zum Beispiel eine Teuerung ausgebrochen ist, könnten da nicht die Meister eingreifen und den verhungernden Menschen Brot machen? — Die Fähigkeit freilich haben sie dazu, es wäre ihnen ein kleines, im Handumdrehen eßbares Brot zu machen, oder das Getreide zu vermehren, aber Karma verbietet es ihnen! Ganz besonders unsere Staatsgesetze im Westen. — Was würden wir zum Beispiel mit einem Menschen machen, dem durch Hilfe eines Adepten die Quantität seines Vorrates an Korn verdoppelt würde? Würde der Staatsanwalt ihn nicht auf die Anklagebank ziehen und ihn wegen Betrug oder gar wegen Diebstahl verurteilen?

Und würde der Staatsanwalt nicht auch selbst den Urheber dieser Korn-Vermehrung, den Adepten und Wohltäter, ins Gefängnis bringen lassen, wegen einer unrechtmäßigen Handlung? Also wir selbst sind es und unsere Gesetze, die ein direktes Eingreifen der Adepten und ihre Hilfe verhindern.

Auf die Frage: Wenn die Meister das alles sind, was sie behaupten, warum haben sie dann kein Merkmal in der Geschichte hinterlassen, oder Anhänger gefunden? antwortet einer jener Adepten selbst folgendermaßen:

„Wir wollen zuerst, wenn es Ihnen angenehm ist, die Frage beantworten, warum die „Bruderschaft“ kein Merkmal in der Geschichte hinterlassen hat. Nach Ihrer Idee sollten sie mit den außerordentlichen, ihnen eigenen Vorteilen imstande gewesen sein, in ihren Schulen eine beträchtliche Anzahl der mehr aufgeklärten Geister jeder Rasse heranzubilden. Woher wissen Sie denn, daß dieses nicht der Fall war? Sind Ihnen alle ihre Anstrengungen, Erfolge und Mißerfolge bekannt? Haben Sie irgend einen Grund der Anklage gegen sie? Wie könnte Eure Welt Beweise erlangen über das Tun und Treiben von Menschen, welche unablässig bemüht sind, jede Türe verschlossen zu halten, durch die sie von den Neugierigen belauscht werden könnten? Ihr ganzer Erfolg hing davon ab, daß sie niemals überrascht oder gehindert wurden. Was sie getan haben, die Mitglieder der Bruderschaft, das wissen sie; alles was jene beobachten konnten, die außerhalb ihres Kreises lebten, waren nur die Wirkungen von Ursachen, welch letztere ihnen aber verschleiert blieben. Um diese Ursachen zu erklären, haben viele in den verschiedenen Zeitaltern Theorien erfunden, die auf



Einwirkungen von Göttern, besonderen Vorsehungen, Fatum, dem guten und bösen Einfluß der Sterne, basieren. – Es gab niemals eine Zeit, weder in noch vor der sogenannten geschichtlichen Periode, wo unsere Vorgänger die Ereignisse vorbereiteten und „die Geschichte machten", deren Tatsachen später, und ohne Ausnahme, von den Geschichtsschreibern verdreht wurden, um zeitgenössischer Vorurteile willen. Sind Sie ganz gewiß sicher, daß die sichtbaren heroischen Gestalten in den sich folgenden Weltdramen nicht oftmals nur Puppen in unsern Händen waren? – Wir haben niemals behauptet, imstande zu sein, die Menge der Nationen zu dieser oder jener Krisis hinziehen zu können, dem allgemeinen Drang entgegen, den die kosmischen Beziehungen der Welt ausüben. – Die Zyklen müssen ihren Kreislauf vollenden. Perioden von geistigem und moralischem Licht und Dunkel folgen sich gegenseitig wie der Tag der Nacht. Die größeren und kleineren Yugas (Zeitalter) müssen vollendet werden, der eingerichteten Ordnung der Dinge gemäß. Und wir, die wir auf der mächtigen Flut fortgetragen werden, können nur einige ihrer kleineren Strömungen beherrschen und leiten." – –

Soweit die Antwort des Adepten selbst, die wir in dem Buche: „Okkulte Welt" veröffentlicht finden. Dieselbe gibt uns Aufschluß über manche Punkte.

Die Adepten, unsere „älteren Brüder" arbeiten auf der inneren, uns unsichtbaren Ebene. Dort schaffen sie die Ursachen, deren Wirkungen im Laufe der Zeit auf unserer physischen Ebene in die sichtbare Erscheinung treten. Sie erzeugen gewissermaßen Unterströmungen, voll von Kraft und Liebe, für das Wachstum der Menschheit. Und wo immer ein Mensch in der Welt auftritt mit genialen Ideen, mit wohlwollenden Gedanken und mit Liebe für seine Mitmenschen, da können wir mit Bestimmtheit sagen, daß dieser Mensch ganz oder teilweise in Berührung gekommen ist mit einem der geistigen Ströme, die von der großen Loge, von der „Bruderschaft der Adepten" ausgeht. —

Bisher habe ich die Bedeutung der Meister nur von einer Seite betrachtet, und zwar von der allgemeinen Seite, ich habe gezeigt, wie die Meister die Menschheit als Ganzes leiten und unterstützen, und wie sie die eigentliche Ursache aller menschlichen Fortschritte sind. Aber es gibt noch eine andere spezielle Bedeutung dieser Wesen, und diese bezieht sich auf ihr Verhältnis zu dem einzelnen Individuum.



Gerade wie unsere physische Wissenschaft ihre Schulen hat, so hat auch die geheime Wissenschaft unserer Meister ihre Schulen mit Lehrern und Schülern. Und ebenso wenig wie die Theosophische Gesellschaft niemandem den Eintritt verhindern darf, so steht auch der Eintritt in die Schule der Meister offen für einen jeden, der die Bedingungen in rechter Weise erfüllt. Ein Adept schreibt über diesen Gegenstand in „Okkulte Welt" folgendes:

„Es ist richtig, daß wir unsere Schulen und Lehrer, unsere Neulinge und höhere Adepten haben, und die Türe ist immer geöffnet für den rechten Mann der anklopft. Auch heißen wir jeden willkommen, nur gehen wir nicht zu ihm, sondern er hat zu uns zu kommen. Ja noch mehr, so lange er nicht jene Stufe im Okkultismus erlangt hat, von welcher eine Umkehr dadurch unmöglich wird, daß er sich unwiderruflich zu unserer Verbindung bekennt, besuchen wir ihn – ausgenommen im äußersten Notfall — niemals, und überschreiten auch nicht die Schwelle seiner Türe in sichtbarer Erscheinung. – – Ist einer von Ihnen so begierig nach dem Wissen und den wohltätigen Kräften, die es verleiht, daß er seine Welt verlassen und in unsere kommen möchte? Dann lasset ihn kommen, aber lasset ihn unter allen Umständen kommen, wie der Schüler zu seinem Lehrer kommt, ohne irgend welche Bedingungen; oder sonst lasset ihn warten, wie so manche andere es getan haben, und befriedigt sein mit den Krümchen des Wissens, die ihm in den Weg fallen."

Das erste Erfordernis, um in die Schulen der Meister einzutreten, ist der Wunsch dazu, wer diesen Wunsch nicht nur mit Worten äußert, sondern im Herzen fühlt, der hat schon den ersten Schritt diesen Meistern entgegen getan. Doch der bloße Wille genügt durchaus nicht; es sollte jeder Mensch, ehe er den Entschluß faßt, sich selbst auf seine Motive hin prüfen, weil er sonst großer Gefahr entgegengeht.

Für uns Abendländer ist das Erfüllen der Bedingungen ganz besonders schwierig; es sind vor allen Dingen zwei Klippen, an denen wir gar leicht zerschellen können. 1. Wir müssen bedingungslos kommen. Das scheint leicht, aber das bedeutet, daß wir alles, was wir besitzen an intellektuellen und physischen Reichtümern aufgeben müssen, der Gedanke, daß wir irgend welche Kenntnisse besitzen, muß für immer beseitigt sein, kurz, wir müssen kommen wie unwissende Kinder. Das ist es auch, was Jesus meint, wenn er sagt:



„Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen.“ An einer anderen Stelle sagt Jesus: „Es ist eher möglich, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt.“ Unter den Reichen sind hier alle diejenigen gemeint, die sich für weise und klug dünken, und die nicht „bedingungslos“ kommen wollen oder können. 2. Die andere zu beachtende Klippe ist die Selbstsucht. — Wir sind geneigt zu glauben, daß wir selbstlos sind, wenn wir unsere Ausgaben für unsere Persönlichkeit auf das geringste Maß herabsetzen und von unserm Einkommen ein gut Teil den Armen geben und zu wohltätigen Zwecken verwenden. In den Augen der Welt gilt dies zwar für „selbstlos“, nicht so aber in den Augen der Meister, bei ihnen hat das Wort „Selbstsucht“ eine viel ernstere Bedeutung. Ich möchte zitieren, was ein Adept hierüber in einem Briefe schreibt:

„Uns erscheinen diese Motive, obgleich sie aufrichtig gemeint und vom weltlichen Standpunkte aus wirklich ernsthafter Betrachtung würdig sind, selbstsüchtig. Sie sind selbstsüchtig, weil Sie nicht vergessen dürfen, daß der Hauptzweck der „Theosophischen Gesellschaft“ nicht so sehr darin besteht, individuelle Bestrebungen zu befriedigen, als vielmehr unseren Mitmenschen zu helfen, und die eigentliche Bedeutung des Wortes „selbstsüchtig“, das in Ihren Ohren einen Mißton hervorruft, hat bei uns eine ganz besondere Wichtigkeit, die es bei Ihnen nicht haben kann. – Vielleicht werden Sie uns besser verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß nach unserer Ansicht selbst die höchsten Bestrebungen zum Wohle der Menschheit mit Selbstsucht vermischt sind, wenn in dem Gemüte des Menschenfreundes auch nur der Schatten eines Wunsches für den eigenen Vorteil oder eine Neigung zu unrechtem Tun versteckt ist; selbst wenn dies ohne ein Wissen der Fall sein sollte. Sie aber haben immer die Idee der „Allgemeinen Bruderschaft“ und den Nutzen derselben in Zweifel gezogen und den Rat gegeben, die „Theosophische Gesellschaft“ in ein Kollegium für das besondere Studium des Okkultismus zu verwandeln!“

Hat jemand diese beiden Punkte, die „Bedingungslosigkeit“ und die „Selbstlosigkeit“ inbetracht gezogen und verbleibt dennoch bei dem inneren Wunsche, einzutreten in die Schule des Meisters, so tritt man dadurch in das Verhältnis eines Schülers, und der Meister übernimmt an dem Betreffenden die Rolle eines Führers. Es ist nicht nötig, daß man einen



bestimmten Meister kennt, sondern durch die Äußerung des Wunsches zieht der Mensch ohne weiteres die Aufmerksamkeit desjenigen Meisters auf sich, der ihm am nächsten steht, und dieser Meister ist dann der für ihn passende. — Durch Aufrechterhaltung des Wunsches tritt der Schüler in den Strom ein, der ihn am Ende zur Adeptschaft führt. Aber es gibt manche Schwierigkeiten für ihn zu überwinden. Nur wenn er vollkommene Ergebenheit in seinen Führer zeigt, und wenn seine Bestrebungen wirklich selbstlos sind, kann er hoffen, Fortschritte zu machen. Ist irgend etwas Selbstsüchtiges in ihm zurückgeblieben, wenn auch ihm selbst unbewußt, so wird diese Selbstsucht immer stärker werden und ihn ohne allen Zweifel ruinieren, körperlich sowohl wie seelisch. —

H. P. Blavatsky sagt, daß sie ihr ganzes Wissen und alles, was sie vorstellte und konnte, ausschließlich ihrer unbedingten Ergebenheit zu ihrem Meister zu verdanken hatte. — —

In ihrer Eigenschaft als Führer liegt die andere spezielle Bedeutung der Meister, und kein Mensch kann hoffen, in das Reich des Bewußtseins der Unsterblichkeit einzudringen, ohne die Führerschaft und Unterstützung derselben.

Inbezug hierauf möchte ich auf den Brief eines Meisters verweisen, den ich in „Okkulte Welt“, Seite 84 bis 86 nachzulesen bitte.

Endlich möchte ich noch einige Worte über die Art der Belehrung unter der Führerschaft eines Meisters sagen: Vor allen Dingen ist der Unterricht ein durchaus unentgeltlicher. Die geistige Wahrheit läßt sich niemals durch Geld erkaufen. Wo immer also ein Mensch auftritt mit der angemaßten Rolle eines mystischen Führers, und er läßt sich seinen Unterricht bezahlen, da sollen wir von vornherein wissen, daß dies kein Adept ist, und folglich auch kein wahres Wissen lehren kann. Die göttliche Weisheit ist umsonst, frei für jedermann, der die Kraft hat, dieselbe sich anzueignen. — Ferner würden wir irregehen, wollten wir annehmen, daß in der Schule eines Meisters dem Schüler okkulte Rezepte mitgeteilt würden, etwa wie Eisen in Gold

verwandelt werden könnte, oder etwa wie okkulte Phänomene zuwege gebracht werden könnten. Nein, dies geschieht ganz gewiß nicht, sondern an der Hand der theosophischen Philosophie wird dem Schüler der Weg gezeigt, den er zu wandeln hat, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen. Der Meister zeigt den Weg, der Schüler aber muß ihn allein und selber wandeln, kein Meister kann für ihn den Weg gehen.

„Du kannst den Pfad nicht wandeln, wenn Du nicht selbst dieser Pfad wirst", heißt es in „Stimme der Stille". Ein alter Lehrsatz der Geheimlehre heißt: „Der Adept wird, er wird nicht gemacht". Man kann diesen Satz verdeutlichen durch Vergleichung mit einer recht gewöhnlichen Leibesübung. Jedermann, der über gesunde Gliedmaßen verfügt, ist zum Schwimmen befähigt. Wer aber nicht schwimmen kann, wird im tiefen Wasser sich abmühen und ertrinken. Die Art und Weise die Gliedmaßen zu bewegen, ist kein Geheimnis. Aber wenn der Schwimmer, indem er die Gliedmaßen bewegt, nicht den vollen Glauben hat, daß solche Bewegung den erforderlichen Erfolg zuwegebringt, wird dieser Erfolg eben nicht hervorgebracht. — So verhält es sich auch mit dem Geheimschüler; der Meister zeigt ihm die Bewegung zum Schwimmen, aber schwimmen muß er selbst lernen, wenn er nicht in seinem Streben nach Wahrheit untergehen will, und dies, das Schwimmenkönnen, geschieht durch Erfahrung und durch Vertrauen auf die in ihm ruhende göttliche Kraft. Der Meister kann den Schüler nicht bei der Hand oder ins Schlepptau nehmen und ihn ans Ziel führen, sondern er steht neben dem Schüler und warnt ihn bloß, wenn er im Begriff steht, einen Fehltritt zu machen.

Wir Menschen auf dieser Ebene erkennen uns als Persönlichkeiten, und unser Bewußtsein ist das persönliche Bewußtsein. Unser Ziel ist: das „Allbewußtsein". Wir müssen unser persönliches Bewußtsein aufgeben, oder richtiger, wir müssen es umwandeln in das höhere Bewußtsein, das Bewußtsein der Unsterblichkeit, und dies geschieht durch das göttliche Feuer in uns.

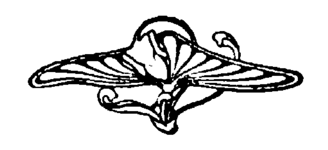
Gleich einem Bergbesteiger, der bei jedem Schritt nach oben einen freieren Ausblick bekommt und dessen Gesichtskreis



an Umfang zunimmt, ist es auch mit dem Geheimschüler; bei jedem Schritt vorwärts kommt er seinem Meister näher, das begrenzte Bewußtsein seiner sterblichen Persönlichkeit verläßt ihn allmählich und es wird ersetzt durch das unbegrenzte Bewußtsein der Unsterblichkeit. Auf dieser Stufe angekommen, hat der Mensch sein Ziel, die Vollkommenheit, erreicht; er hat das verwirklicht, was Jesus sagt: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist." Er hat dieselbe Stufe dann erreicht, auf der Jesus stand, wenn er sagt: „Ich und der Vater sind eins". —

Niemand sollte sagen: Das Ziel ist noch zu hoch für mich, ich kann noch nicht anfangen danach zu streben, ich muß warten, bis meine Verhältnisse sich für das Streben günstiger gestalten. So zu denken wäre unrecht, denn je eher wir anfangen, umso früher erlangen wir das Ziel, und erst durch den Entschluß danach zu streben, fangen wir an, unsere Verhältnisse für das Streben zu bessern. Wenn wir aber warten wollen mit dem Anfang, bis die Umstände von selbst günstig geworden sind, dann werden wir sicherlich lange warten müssen und vielleicht nie den Anfang finden. —

Kurz zusammengefaßt besteht die Art der Führung des Meisters darin, daß er dem Schüler den Pfad zeigt, den er betreten muß, um sich selbst, sein eigenes göttliches Ich zu erkennen. In demselben Sinne sagt ein Chela: „Folge dem Pfad, den ich und die Meister, die hinter mir stehen, zeigen, aber folge nicht meinem Pfad".







Ist das „Die Lehre vom göttlichen Logos“?

Eine Erwiderung an Lic. theol. Hasse.

Von Sandor Weiß.

Herr Hasse hat in einigen Nummern des „Theosophischen Lebens“ eine von großer Belesenheit zeugende Wanderfahrt durch die Systeme fast aller großen Geister, die irgendwie über den Logos spekuliert haben, gemacht, um schließlich zum alten orthodoxen Standpunkte Martin Luthers als dem (seiner Meinung nach) einzig richtigen mit großer Zufriedenheit zurückzukehren.

„Nord und Süd, de Welt is wiet, Süd und West, to hus is best“, das ist die Moral des Weitgereisten, der aber in der Seele keinen Augenblick von der Heimat abwesend war, der niemals zweifelte, irgendwo etwas besseres zu finden, als die orthodoxe Lehre Luthers ist.

Die Art und Weise, in der Herr Hasse seinen Standpunkt klar machte, war so ruhig, so friedlich, daß wir ihm dankbar sein müssen, uns Gelegenheit gegeben zu haben, mit ebensolcher Besonnenheit und Toleranz zu ihm Stellung zu nehmen. Aber nicht nur zu ihm, sondern zur liberalen und orthodoxen Theologie können wir nun Stellung nehmen, um auf jene Logoslehre hinzudeuten, die nach meiner Meinung die wirkliche Logoslehre ist. Weil die christliche Theologie diese nicht akzeptiert hat, ist sie in sich selbst zerrissen und im inneren Gegensatz mit allen anderen großen Religionen.

Wir ahnen, daß Herr Hasse, während er seine Artikel schrieb, an die liberale Richtung des Protestantismus dachte, für



den das Johannesevangelium eine unangenehme Verquickung griechischer Spekulation mit dem Christentume ist. Sie wollen von dem Logos nichts wissen, und bedenken nicht, daß ohne die Logoslehre das Christentum nur eine Ethik wie die anderer Religionen ist, bar aller Metaphysik. Das ist vielen Theologen ja ganz angenehm. Sie stehen auf dem Standpunkt der südlichen Buddhisten, die auch nur eine Ethik besitzen, und lassen dadurch die orthodoxe Erlösungslehre durch den Tod des Jesus ruhig fallen.

Herr Hasse meint: „Wir sind heute wohl darüber einig, daß die Religion alle drei Seelenvermögen in Anspruch nimmt: Denken, Fühlen und Wollen; doch der Primat kommt dem Intellekt zu. Dies widerspricht durchaus nicht der Lehre Jesu."

Wenn das wahr wäre, dann hätten die schärfsten Intellekte, Haeckel, Herbert Spencer, Eduard von Hartmann, Nietzsche, die größten Heiligen sein müssen; aber gleich hinterher fügt er hinzu: „Der Glaube ist ein durch das Gemüt bestimmter Erkenntnisakt, welcher grundverschieden ist von der Erkenntnis der Erscheinungswelt, weil er auf die göttliche Offenbarung gerichtet ist. . . . Nun ist christlicher Glaube da vorhanden, wo ein Mensch die Erfahrung macht, die sich — kurz zusammengefaßt — um die beiden Tatsachen der Versöhnung und des Reiches Gottes bewegen. Aus diesen Erfahrungen erwächst ihm die Erkenntnis Gottes, seines Wesens und Willens." Nur durch die Innerlichkeit der Glaubenserkenntnis können wir den in Jesus Christus offenbarten göttlichen Logos erfassen.

Herr Hasse stellt nun selbst über den Intellekt, der doch nur auf die Erscheinungswelt gerichtet sein kann, das mystische Organum der Glaubens-Erkenntnis, eine Fähigkeit, grundverschieden von der Erkenntnis der Erscheinungswelt. Man kann an Stelle des Wortes Glaube Gott setzen, und dann ist diese intuitive höhere Erkenntnis Theos- (Gott) Sophia (Erkenntnis). Dasselbe was der Apostel Paulus lehrte: „Wir sprechen von der verborgenen Weisheit Gottes Theosophia." Diese intuitive Schauung ist die Gnosis.



Wenn nun die Glaubens-Erkenntnis nur nach innen gerichtet ist, dann kann man damit auch nur einen inneren Christus erfassen, aber keinen historischen Jesus, der doch nur Gegenstand der Erscheinungswelt ist und dessen Geschichtlichkeit mit dem Intellekt erfaßt wird, wenn der Intellekt derartige Tatsachen findet. Der christliche Glaube kann demnach nur mit dem geistigen Logos sich befassen, den wir in uns erkennen, hat aber mit einem historischen Jesusglauben, wie Luther ihn predigt, logischerweise nichts zu tun. In dem Augenblick, wo der historische Jesus berührt wird, wechseln wir das Erkenntnisinstrument und verlieren den Logos — Christus aus den Augen.

Wenn nun der Logos innerlich erfaßt werden muß, was bekümmern wir uns um den Menschen Jesus der Erscheinungswelt, von dem uns ein bodenloser Abgrund geschichtlicher Dunkelheit trennt? — Wenn der Logos durch innerliche Glaubens-Erkenntnis erfaßt wird, dann haben alle heidnischen Philosophen, die vom Logos zeugten, den Logos innerlich erkannt und standen demnach Christus viel näher als jene, die an ihn nur seiner Wunder willen und der Wunder und Predigt der Apostel willen geglaubt haben. Daß die anderen großen Religionen den Logos erfaßt haben, beweisen ihre Systeme; am klarsten der Vedanta. In der Bhagavad Gita spricht die Verkörperung des Logos Krischna dieselben (und noch mehr) erhabene Lehren, die Christus sprach. Die Geschichtlichkeit Krischnas und Ramas, der Avatare des Vischnu, d. h. Verkörperungen des Logos, ist ebenso real oder unreal wie die des Jesus. Für den Hindu atmet die Beschreibung der Leben Ramas und Krischnas ebensoviel reales Leben, wie für den Christen das Porträt der Evangelien.

Man kann deshalb selig werden, wenn man an Rama, Krischna oder Buddha (als die Verkörperung Avalokiteschvaras) glaubt, als Symbole des Logos.

Die menschliche Natur ist in ihren Grundzügen in Indien dieselbe wie in Europa, und wenn für den Vedantisten aus den Worten nicht die Kraft der ethischen Tat hervor-



strömen würde, dann würden ihn diese Worte ebensowenig anfeuern wie den Europäer.

Der Glaube an die periodische, sich öfter erneuernde Verkörperung des Logos, das ist es, was der christlichen Theologie fehlt. Damit aber fällt die Lehre der Erlösung durch das Blut Christi ganz weg; eine Lehre die durchaus nichts mit der Logoslehre zu tun hat. Nicht dadurch haben die Verkörperungen des Logos der Welt genutzt, daß sie auf dieser Welt starben, sondern vielmehr, daß sie gewissermaßen während ihres irdischen Lebens eine Weile, bis das Gottesbewußtsein wieder erwachte, für die göttliche Welt gestorben waren. Es wäre Zeit, wenn man beachten würde, daß die Auferstehungslehre und die Lehre von der Wiedergeburt, wie Jesus sie dem Nikodemus lehrte, identisch sind. Diese Erde ist das Totenreich, und aus diesem Leben, während des zeitlichen Lebens, sollen wir auferstehen. Deshalb sagte Christus zum zögernden Jünger: „Laß die Toten ihre Toten begraben, du aber folge mir nach." Ja, Christus ging so weit, daß er die Lehre von der Erlösung durch die Wiedergeburt als etwas bekanntes voraussetzte. Im Ev. Joh. zu Nikodemus: „Du willst ein Rabbi sein in Israel und weißt nicht einmal dies?"

Man braucht keinen deutlicheren Beweis, daß die Erlösung schon vor dem Leben Jesus erlangt wurde und auch immer nur erlangt werden kann durch die mystische Wiedergeburt.

Freilich vielen Theologen ist das Johannes-Evangelium unangenehm; gerade das einzige Evangelium, das die Logoslehre klar verkündet und deshalb für Herrn Hasse maßgebend sein muß. Es wird als zu gnostisch (?!) verschrien.

Hier wäre es Zeit, auf die Gnosis überzugehen, doch wir wollen noch vorher über das von der periodischen Wiederkehr der Verkörperung des Logos Gesagte Beweisstützen aus dem Christentum selbst liefern.

Melchisedek.

Das alte Testament berichtet, daß Abraham, als er die Könige geschlagen hatte, von dem Priester des höchsten



Gottes Melchisedek gesegnet wurde. Paulus erklärt den Hebräern die Bedeutung des Melchisedek und sagt von ihm, daß er „ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, ein Abbild des Sohnes Gottes, Hohepriester in Ewigkeit ist". (Hebräer 7, 3.) Jesus aber war „Hohepriester nach der Ordnung des Melchisedek". (Hebr. 7—21).

Der Sohn Gottes war nicht Jesus, denn dieser war nur einer aus dem Orden des Melchisedek. Melchisedek selbst nur ein Sammelname für die Representanten des Sohnes Gottes, des Logos. Wir sehen, Paulus selbst zeigt, daß Jesus selbst nur als ein Aspekt, eine Verkörperung des Logos aufgefaßt werden kann, der den Logos ebensowenig erschöpft wie der Sonnenstrahl die Sonne. Wenn er sich doch so gibt, als wäre er der ganze Logos, so ist das deshalb, weil im Göttlichen keine Trennung, sondern nur ein Einheitsbewußtsein herrscht. Auch Krischna spricht so vom Logos in der Bhagavad Gita.

Gnosis.

Jesus selbst sagt in der Pistis Sophia, einem gnostischen Manuskript, zu seinen Jüngern:

„Obgleich er in der Welt ein Mensch ist, so ist er doch höher als die ganze Region des Schutzes und soll über denselben erhöht werden. . . . . Amen ich sage euch, dieser Mensch bin ich selbst und ich bin dieser Mensch. . . . . Und beim großen Vollbringen werden alle diese Menschen meine Mitkönige sein und in meinem Königreiche mir zur Rechten und Linken sitzen. Amen ich sage euch, diese Menschen sind Ich selbst und Ich bin diese Menschen."*)

Dies zeigt, daß Jesus nicht seine begrenzte Persönlichkeit meinte, wenn er von „Ich" und „sich" sprach.

Es ist nun höchst verwunderlich, warum Herr Hasse die Lehren der Gnostiker bei seiner Untersuchung des Logosgedankens ganz beiseite läßt. Behauptet doch die liberale

*) „G. R. S. Mead, Fragmente eines verschollenen Glaubens." Jedermann, besonders Christen wärmstens empfohlen.

Theologie, daß der Logosgedanke rein gnostisch, und der Verkünder des Logos, das Johannesevangelium, gnostische Umarbeitung des griechischen Logosgedankens sei. Aber freilich, Herr Hasse mußte das tun, da er sonst zwischen zwei Ketzereien wählen müßte. Entweder er erkennt an, daß die Gnostiker durchaus nicht zu verwerfen sind, und sie durchaus keinen überwundenen Standpunkt in der christlichen Kirche bedeuten, sondern im Gegenteil die Hauptstützen einer der fundamentalen christlichen Gedanken sind. Dann muß er auch ihre sonstigen Lehren beachten und muß die Stelle aus dem Timotheusbrief als eine Fälschung streichen: „Hüte dich vor den Antithesen der Gnostiker". Dies würde für die Orthodoxie nicht nur eine Ketzerei, sondern das Chaos bedeuten. Oder aber er erkennt die Gnostiker und das Johannesevangelium nicht an und streicht die Logoslehre. Dann ließe er die stellvertretende Sühne durch den Tod Jesu fallen, wie die liberale Theologie es tut. Und das wäre für die Orthodoxie wieder das Chaos. Aber früher oder später wird die Orthodoxie diesem Problem nicht ausweichen können.

Die Universalität der Logoslehre.

Es ist kein geringes Verdienst des Herrn Hasse, uns gezeigt zu haben, daß der Logosgedanke im Herzen der Besten gelebt hat; und dadurch gewissermaßen bewiesen hat, daß wie der Glaube an Unsterblichkeit und Gott, auch der Logosgedanke Gemeingut des Menschen war und deshalb auch wahr sein muß. Das Gehirn, wenn es denkt, denkt gemäß dem Schema Raum, Zeit und Kausalität. Wenn die religiöse Intuition im Menschen erwacht, arbeitet sie gemäß dem Schema Unsterblichkeit, Ewigkeit und Logos. Denn der Logos ist ja nichts anderes als die Liebe, eine Eigenschaft Gottes, jene Eigenschaft, die uns zu Gott in Totalität hinzieht. „Keiner kommt zum Vater denn durch mich." Aber da der Logos nur „innerlich durch den Erkenntnisakt des Glaubens erfaßt werden kann", wie Herr Hasse sagt, müssen jene Heiden (?), die über den Logos gesprochen haben, ihn so

erkannt haben und dadurch erlöst worden sein. Sagt doch der Logos selbst: „Abraham freute sich, meinen Tag zu sehen“, — und mit Abraham auch Plato und alle Hindus. Ja sie waren die rechten Gläubigen, denn sie „glaubten ohne zu sehen“.

Es ist daher sehr bedauerlich, wenn die liberale Theologie den Logosgedanken ganz fallen läßt. Sie läßt damit die ganze Mystik fallen, Gichtel und Jacob Boehme, ja alle Metaphysik, und verflacht zu einer trockenen Sozialethik, die das Himmelreich auf dieser Welt sucht.

Auf der anderen Seite erstarrt die Orthodoxie in dem Dogma, daß der Mensch Jesus der Logos sei, wird zum Papsttum und hat kein Recht mehr auf den Namen Protestantismus.

Die christliche Kirche ist in einem Zustande des inneren Aufruhrs. Ihre Seele will sich befreien von den Fesseln des Buchstabens, der Vorurteile und der Tyrannei.

Getrieben von dieser inneren Stimme, wird sie allmählich einsehen, daß Theologie durchaus nicht gleichbedeutend ist mit Christentum und Christentum durchaus nicht das Wesen der Religion erschöpft. Ein christlicher Prediger, Ralph Waldo Emerson, hat dies schon vor Jahrzehnten ausgesprochen. So wie er, wird die ganze Christenheit, wenn sie nicht an sich selbst verzweifeln will, gezwungen sein, just zu den Heiden, die das Christentum bekehren wollte, zu pilgern, um von ihnen in Demut sich Belehrung über Religion zu holen.





Gehorsam.

Von E. M. S.

In der herrlichen Stadt, die auch die Stadt der brüderlichen Liebe heißt, stand ich in einem Vorzimmer im Palast des erhabenen Königs, wartend bis an mich die Reihe sei, vorgelassen zu werden. Und dann fand ich mich in seiner Gegenwart, Angesicht zu Angesicht mit dem geliebten Herrscher. Von weit her war ich gekommen, ihn zu sehen, und mich vor ihm niederwerfend, harrte ich seiner Stimme.

Und sie erklang, süß und ernst, jedes Wort ein Lied: „Freund, was wünschest Du von mir?"

„Herr," erwiderte ich, „ich komme aus der Ferne, denn ich hörte von Deiner Größe und Weisheit, über armselige und öde Wege wanderte ich, mit dem einzigen Verlangen, Dein Antlitz zu sehen und die Gnade zu erbitten, daß ich Dir dienen darf."

„Wie willst Du mir dienen, Freund, und was vermagst Du zu tun?"

„Nur wenig, o Herr, ich habe nur wenig Gaben und meine Kraft ist gering! Alle Liebe meines Herzens, alle Hingabe, deren meine Seele fähig ist, — das ist alles, was ich geben kann, und wenn Du dies brauchen kannst, dann wahrlich werde ich fühlen, daß ich nicht umsonst gelebt habe."

Gedankenvoll und gütig blickte der erhabene König auf mich herab. Sein Schweigen erfüllte meine Seele mit strahlender Freude, mit unaussprechlichem Frieden. Dann sprach

---

Aus dem „Theos. Quarterly" übersetzt.



er langsam: „In den Stadtmauern gibt es ein kleines Tor, welches noch ohne Hüter ist. Wenige mögen den Posten haben, denn er ist einsam, liegt ferne der Stadt, und sein Hüter muß einsam leben und vergessen von den Menschen. Seit Jahren ist dies Tor verschlossen gewesen, niemand kam oder ging hindurch, vielleicht wird es nie wieder benutzt werden und dennoch sollte es nicht ohne Wächter sein. Willst Du es hüten, wenigstens für diese Nacht? — denn morgen habe ich vielleicht andere Arbeit für Dich. Willst Du es bewachen, mit Deinem Leben, wenn es sein muß, und niemandem erlauben einzutreten oder hinauszugehen, es sei denn, er käme auf meinen Befehl?"

„Ja, Herr, ich will!" erwiderte ich freudig.

„So gehe denn sofort auf Deinen Posten und harre dort aus über Nacht. Wenn der Tag anbricht, so will ich einen meiner Boten senden, daß er Deinen Bericht höre und Dir weitere Befehle gebe."

Noch einmal bezeugte ich meine Ehrfurcht, und eilig verließ ich seine geheiligte Nähe.

Außerhalb des Palastes machte ich halt, denn mir fiel ein, daß ich den Namen meines Tores nicht wisse, noch wo es zu finden sei. Ich wandte mich zur Seite und bat einen der Wachehabenden um Auskunft; er aber schüttelte den Kopf und sagte, daß er nie von einem solchen Tore gehört habe. Er sagte mir, er kenne jeden Zoll breit der Stadtmauern, kenne jedes Tor, jeden Posten und auch die Männer, die Wache stünden. Nicht ein einziges Tor sei je auch nur eine Stunde unbewacht gewesen, denn feindliche Volksstämme umgäben die Stadt und griffen sie nicht selten an. Ich müsse mich irren, sagte er, müsse des großen Königs Wort mißverstanden haben, — und er gab mir den Rat, in den Palast zurück zu kehren und um eine Erklärung zu bitten. Aber ich wußte, daß ich mich nicht irrte, darum lächelte ich zu seinen Worten und ging hinaus auf die Straße.

Die Schatten des Abends sanken herab und die Straßen waren erfüllt von einer ruhelosen Menge, die eifrig ihren Freuden oder Geschäften nachgingen. Bald hier bald da



fragte ich nach dem Wege zu meinem Tor. Niemand kannte es. Einige antworteten höflich, andere ungeduldig, und eine Schar Soldaten, die ich fragte, trieb sogar ihren Scherz mit mir. Sie lachten und schrieen, sie riefen den Leuten zu, ich sei irre geworden und brauche selbst einen Wächter. Als ich endlich ermattet und mutlos in eine enge Seitengasse geriet, sah ich dort in einem Torweg einen sehr alten Mann; auch an ihn stellte ich die Frage, die bisher so ohne Auskunft geblieben war. Er sann ein Weilchen nach und erwiderte dann, daß er vor Jahren von einem solchen Tor gehört habe, doch sei es seit langem verlassen, vielleicht sogar zugemauert. Wenn ich es jedoch wünsche, so wolle er mich zu jenem Teil der Stadtmauern führen, wo wir das Tor — wenn es überhaupt noch vorhanden sei — finden könnten. Ich sprach ihm meinen Dank aus und wir gingen weiter.

Straße auf Straße durchwanderten wir, sie schienen mir endlos, endlich aber, fern vom Palast, fern vom Markt und den belebten Straßen, kamen wir an einen Teil der großen Stadtmauern. Grimmig und drohend strebten sie empor, mit Epheu dicht bewachsen. Mein Führer erzählte mir, daß dieser Teil der Mauer wenig Wächter bedürfe, denn er baue sich über einem steilen Abhang auf und von dieser Seite sei kein Angriff zu befürchten. Zu bestimmten Zeiten käme eine Wache hier vorbei, aber zwischen den Runden ließe sich niemand sehen und die Leute mieden den Platz, besonders zur Nachtzeit. Doch es sei spät, fuhr er fort, und er müsse eilends umkehren und mir die weitere Suche allein überlassen.

Fast noch während er sprach war er gegangen und ich blieb allein. Ich blickte empor zu den drohenden Mauern und ein Gefühl unendlicher Verlassenheit beschlich mein Herz.

Die Sonne sank; ich durfte keine Zeit verlieren, wenn ich vor Anbruch der Dunkelheit das Tor finden wollte. Es schien ein hoffnungsloses Bemühen, denn weit und breit war die Mauer mit Efeu bedeckt, der offenbar seit Jahren wucherte. Doch an einer Stelle erschien er weniger dicht; hastig, mit zitternden Händen riß ich die klammernden Ranken



fort und endlich sah ich mein Tor, das Tor, welches der erhabene König mir zu verteidigen befohlen hatte und sei es mit Einsetzung meines Lebens!

Der letzte goldene Sonnenstrahl streifte es und zeigte den Staub und Moder von Jahren; Spinnweben bedeckten jeden Winkel und die Riegel waren eingerostet. Ich versuchte mit aller Kraft, einen davon herauszuschieben, doch keines Menschen Kraft hätte ihn zu bewegen vermocht. Ich kletterte an dem Efeu empor und spähte durch eine der Schießscharten hinaus; da sah ich, daß draußen die Felsen schroff herabfielen, kein Fuß hätte in ihren Schründen halt gefunden. — Weiter blieb mir nun nichts zu tun. So zog ich denn mein Schwert und begann langsam vor dem Tore auf und ab zu gehen.

Fast schien sie mir wie ein Hohn, diese meine Wache, dies Hüten eines Tores, durch das niemand hindurch konnte; aber der große König hatte den Befehl gegeben! An seiner Weisheit konnte ich nicht zweifeln. Meine einzige Sorge war, daß ich mich seines Vertrauens unwürdig erzeigen könnte, denn schon war ich sehr müde und fragte mich, ob es mir möglich sein würde, die ganze Nacht hindurch aufmerksam Wache zu halten.

Die Dunkelheit sank schnell herab, ein Stern nach dem anderen tauchte auf, ein scharfer Wind fegte um die Mauern und machte mich zittern, so daß ich den Mantel fester um mich zog.

Noch niemals, schien mir, hatte ich mich so verlassen gefühlt, so gänzlich erschöpft. Bleiern waren meine Glieder, die Augenlider schwer, und doch hatte die Nacht kaum begonnen. Doch mit kraftvoller Anstrengung raffte ich mich auf, ich schritt rascher aus, spähte aufmerksam die lange Straße hinab, lauschte, ob Schritte sich näherten und da ich wohl wußte, daß ich sowohl mein Denken als auch meine Glieder beherrschen müßte, damit mich die zunehmende Müdigkeit nicht überwältige, so zwang ich jetzt meine Gedanken, die Vergangenheit noch einmal zu durchleben.

Ich dachte an mein fernes Heim, an den Tag, wo ich



zum ersten Mal von dem großen König, von der wunderbaren Stadt, die er beherrschte, hörte; dachte an das glühende Verlangen, welches mich ergriff, ihn zu sehen, fähig zu sein, ihm zu dienen!

Ich dachte an meine lange mühselige Reise, an die Kameraden, die ich gefunden, mit denen ich gewandert war bis an das Tor des Palastes. Alle hatten früher als ich Einlaß gefunden, und auf meinen Wanderungen an diesem Tage hatte ich gehört, daß der König ihnen große Ehren erwiesen und ihnen wichtige Posten in der Feste anvertraut hatte. Sicherlich waren sie eben jetzt, da ich im Sternenschein auf und ab wanderte, mit einander versammelt, um sich ihres Glückes zu freuen. Ich begann zu glauben, daß man mich hart behandele! Ich fand es ungerecht, daß meine Kameraden mit Gunst überschüttet wurden, indessen mir, der ich weiter gewandert war als sie, mehr gelitten hatte als sie, nur eine undankbare und nutzlose Aufgabe zufiel.

Eine mächtige Woge von Mutlosigkeit und Erschöpfung flutete über mich hin, als ich mit plötzlichem Schrecken erkannte, welche Untreue gegen meinen König solche Gedanken enthielten; mit heißer Scham raffte ich alle meine Kraft zusammen. Eine ferne Glocke kündete mir die Stunden und meine Gedanken wanderten nun in die große Stadt, die zu meinen Füßen schlief, meine Wanderungen durch ihre Straßen hatten in mir ein Gefühl der Ernüchterung, der leisen Enttäuschung zurückgelassen. Fast eben so sehr wie ihrem Herrscher, hatte mein Verlangen ihrem Anblick gegolten, denn ich hatte von ihr gehört als der größten wunderbarsten und weisesten aller Städte, und ich hatte geglaubt, ihre Einwohner als Untertanen des erhabenen Königs müßten sehr verschieden von anderen Menschen sein.

Heute hatte ich das Gegenteil erfahren. Durch die Stadt schlendernd, hatte ich die Leute ihrer Arbeit oder ihren Freuden nachgehen sehen, wie auch die Leute in meiner Heimat. Ich fand Glück und Unglück, Armut und Reichtum, Krankheit und Gesundheit; ja die Männer und Frauen, deren Gewänder mich streiften, schienen keineswegs anders zu sein



als die Leute außerhalb dieser Stadt. Doch schon, indem ich so grübelte, erkannte ich, daß ich mich irrte, daß in irgend einer seltsamen, unbeschreiblichen Weise die Menschen sich doch von anderen Menschen unterschieden, ihre Stadt von anderen Städten. Armut schien hier weniger bitter, Reichtum weniger materiell, und sicherlich war die Sorge weniger hoffnungslos, die Freude nicht so selbstsüchtig als in der Welt jenseits der Mauern. In jedem Antlitz, unter dem verschiedensten Ausdruck verschleiert, hatte ich doch den gleichen Blick gefunden, in den verschiedensten Stimmen doch den gleichen Ton gehört, und wie ein Blitz durchzuckte es mich, daß alle diese Untertanen des großen Königs ein wenig von seinem Glanze widerspiegelten. Wie groß und wunderbar mußte dieser Meister sein, dessen demütigster und armseligster Diener doch einen Funken seines Glanzes in sich trug! Meine ganze Seele flog ihm entgegen in inbrünstiger Liebe und unaussprechlicher Hingabe und so, mein Denken ruhend in ihm, rannen die langsamen Stunden schneller dahin und ich vergaß meine Müdigkeit. —

In jener dunkelsten Stunde, der Stunde des Schweigens, die der Dämmerung vorangeht, ward mir der Klang nahender Schritte bewußt. Langsam und sicher kamen sie näher, und ich ging ihnen einige Schritte entgegen. Im nächsten Augenblick bog eine dunkle hohe Gestalt um die Ecke der Mauer, ich rief ihr ein Halt zu, aber achtlos, allem Anschein nach nichts hörend, kam sie näher. Im schärferen Tone rief ich noch einmal und fragte nach ihrem Begehr; keine Antwort — doch die Gestalt hielt an und ich fühlte, wie ihr Blick auf mir ruhte. Ich sprang einen Schritt zurück und es durchzuckte mich, daß ich diese hohe majestätische Gestalt, dieses edel getragene Haupt kenne — wahrlich es gab nicht Seines Gleichen! Wieder erklang mein Ruf, eifrig bat ich den Fremdling zu sprechen, seinen Begehr zu nennen, er schwieg noch immer! War es nicht meine erste und einzige Pflicht, das Tor zu hüten? So sprang ich vor mit dem Schwerte in der Hand, fest entschlossen, zu enträtseln, wer vor mir stände; doch im gleichen Augenblick entschwand er vor meinen Augen und



ich stand allein, bestürzt in die leere Luft starrend. So stand ich einen Augenblick, mich fragend, ob alles ein Traum sein könne. Dann wandte ich mich rasch dem Tore zu und siehe, es stand offen, weit offen und jenseits erblickte ich den Himmel, vom ersten dämmernden Strahl gerötet. —

Mit einem Schrei sprang ich auf das Tor zu und versuchte, es zu schließen; mit voller Kraft warf ich mich dagegen, aber vergebens, nichts vermochte es zu bewegen. Ich rief laut um Hilfe, doch niemand antwortete. Mich hinaus beugend, sah ich mit Entsetzen, daß ich mich geirrt hatte, als ich glaubte, diese Felsen könnten nicht erklettert werden. Ja, gerade zu meinen Füßen war ein Pfad, der ins Tal hinab führte, wohl sehr schmal und schwer zu ersteigen, doch nicht völlig unzugänglich, und gerade jetzt stieg eine Schar von Leuten diesen Pfad hinan, einer nach dem anderen — wahrlich, da erfüllte Verzweiflung mein Herz und ein lähmendes Gefühl der Niederlage.

Ich war verwirrt, betäubt, und unfähig zu verstehen, was eigentlich geschehen war, nur eines fühlte ich, daß ich elend, jämmerlich unterlegen war, daß ich unwürdig war des Vertrauens meines Meisters. —

Wilde Gedanken durchjagten mein Gehirn; sollte ich in die Stadt stürzen, die Wachen alarmieren, die Bewohner wach rufen. Wehe, es war zu spät, zu nahe schon war das nahende Heer dem Tor, alles, was mir zu tun blieb, war, jetzt nur auf meinem Posten zu verharren und mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Ich faßte Posten im Tore. Doch mit Staunen sah ich nun, daß es kein Kriegsheer war, welches dort herauf klomm, sondern nur eine Schar von Männern und Frauen, einige sehr alt, andere fast noch Kinder, alle erschöpft, bestaubt und in Lumpen. Ich starrte noch hinab, als schon ihr Führer herankam; wohl hob ich die Hand auf, daß er stehen bleibe, doch gebieterisch, mich zur Seite schiebend, schritt er hindurch, und in diesem Augenblick fielen die Lumpen von ihm ab, und ich sah ihn gekleidet in strahlend weiße Gewänder. Verstummt, bestürzt, verwirrt klammerte ich mich an das Tor. Einen nach dem anderen



sah ich eintreten, sah im wachsenden Lichte die wunderbare Veränderung, die mit jedem Pilger vorging, der die Schwelle überschritt, ich sah ihre Lumpen sich verwandeln in fleckenlose Gewänder, die Müdigkeit von den Gesichtern verschwinden, ihre schleppenden Schritte sich wandeln in einen rhythmischen Marsch. Ja, ich erkannte einige von ihnen, alte liebe Freunde aus meiner Heimat — andere, die mir bekannt schienen, von denen ich wußte, daß ich sie früher gesehen hatte, wenn ich auch nicht wußte wo! Keiner sprach zu mir, keiner beachtete mich, keiner schien mich auch nur zu sehen. Endlich endete sie, diese lange, langsame Prozession, endlich stand der Torweg leer und drüben sah ich die Sonne in voller Glorie emporsteigen, die Welt mit Licht erfüllend und mein Herz mit seltsamem Frieden und Freude. —

Eine Stimme unterbrach das Schweigen, sie rief mich beim Namen und ich sah, wie der letzte der Pilger noch dort stand und mir winkte.

Ein Schritt vorwärts, — die ersten goldenen Strahlen zitterten auf Seiner Gestalt und mit einem lauten Schrei des Entzückens warf ich mich vor Ihm nieder, zu den Füßen meines Herrn und Meisters, des großen Königs. —



Die Macht kennt keine Grenzen und Schranken,
Mit der manches Wort in die Seele greift;
Ein gutes Wort bewegt alle Gedanken,
Wie der Wind, der über ein Kornfeld streift.

Frida Schanz.





Die Flöhrcke'sche Prophezeiung auf Wilhelm I. – Wir lesen in der „Neuen metaphysischen Rundschau:

Die Flöhrcke'sche Prophezeiung auf den Glanz des Kaisertums Wilhelms des Großen I., sei an dieser Stelle der Vergessenheit entrissen, gerade jetzt, da die Quatrains des Nostradamus zum Tagesproblem geworden sind. Die Prophezeiung weist übrigens annähernd auf die Stelle des jetzigen Kaiser Wilhelm-Denkmals hin. Die Prophezeiung wurde bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Berlin aus im Buchdruck verbreitet. Sie lautet:

„Der Domküster Andreas Otto zu Berlin hatte in der Osternacht 1620 zwischen 2 und 3 Uhr im Traume eine Entzückung, die er nachher seiner Schwester Mann, dem Hainno Flörcke, erzehlet, wie er dem damahligen Ministerio zu Berlin den andern Tag darauf die gantze Vision von Folge zu Folge hat erzehlen müssen und selbiges dem Archiv beigelegt. Dieser Flörcken hat sie von Wort zu Wort aus dem Munde des Dom-Custodis aufgeschrieben, und ist nachhero von dem damahligen Poeten Barthold Ringwald in Verse gebracht worden, welche auch 1620 in der damahligen Rungischen Druckerey zu Berlin, im grauen Kloster genannt, in Reimversen gedruckt worden.“ Der Küster aber gab zu Protokoll:

Ein „altbelebter“ Greis habe ihn geweckt und „da er mich zum Altan der ersten Ecke (des Berliner Schlosses) geführet, die nach der breiten Straße zu geht, mich an das Fenster führete und dasselbst mir anzeigte, dabei auch sagte: Das was du in den vier Ecken des Altans wirst sehen, wird in Zeit von zweihundert Jahren erfüllet werden.“ Dem Küster werden sodann an den vier Ecken des Altans wechselnde Bilder aus der Baugeschichte Berlins, das Aufblühen der Stadt, der zeitweilige Niedergang infolge der Napoleonischen Wirren, das Stocken des Verkehrs usw. gezeigt. Zuletzt aber erblickt er „die Magnifizenz und Herrlichkeit, welche im vollen Glanz wieder hervorbrechen wollte, daß auch alles Volk sich munter regte und bewegte, die Gemüter in vergnügter Ruhe und Zufriedenheit lebten und alles in vollkommenem Flor sich zeigte. Dies Alles betrachtend ersahe der Domküster in einem Blitze eine große Krone über dem Palaste (Berliner Schloß) schimmernd schweben und neun kleinere um derselben herum, so gleichsam tanzend sich bewegten mit der Schrift, die ein großer schwarzer Adler über der Krone schwebend, im Munde führte, auf welchem einen „esto fidelis“ und auf dem andern „manebit“ stunde. Sodann sahe der Domküster ein großes „W“ über der Petrikirche am Himmel. Darauf erwachte er.“



Magdalene Boldt †.

Am 18. Februar d. J. verließ Frau Boldt im 37. Lebensjahre diese irdische Welt; ihre Seele trat die Rückreise an in die wahre Heimat der Seelen, in die spirituelle Welt, um dort für einige Zeit auszuruhen von der irdischen Tätigkeit und sich zu stärken für eine zukünftige Arbeitsperiode. Sie war ein langjähriges, treues Mitglied der Theosophischen Gesellschaft. Mit großer Aufopferung arbeitete sie für dieselbe, hielt viele Vorträge, die stets zum Gemüt und zum Herzen sprachen, da sie vom Herzen kamen. Sie war auch Mitarbeiterin vom „Theosophischen Leben", in welchem Blatte manche ihrer Vorträge erschienen sind; besonderen Beifall fand ihr Artikel über „Karma" in den „Theosophischen Strahlen" Nr. 11. Frau Boldt war eine treue Gattin und zärtliche Mutter, denn die Verwirklichung der Theosophie im täglichen Leben war ihr aufrichtigstes Bemühen und sie begann zuallererst damit: die Theosophie in der nächsten Umgebung, in der eigenen Familie zu verwirklichen. Ihre Bemühungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, sondern sie hat für manche ein gutes Beispiel hinterlassen. Sie gewann während ihres Lebens die Sympathie von einem jeden, der sie näher kennen lernte, und um wieviel inniger und fester werden die sympathischen Bande jetzt werden, da sie als Seele zu den Seelen der Zurückgebliebenen sprechen kann! — Der Segen der Meister der „Weißen Loge", an die sie geglaubt hat, wird sie jetzt und auch in alle Zukunft begleiten!

Konvention der Theosophischen Gesellschaft.

Die diesjährige Konvention der „Theosophischen Gesellschaft" findet zu New-York in Amerika statt, am 29. und 30. April cr. Die deutschen Zweige werden gebeten, rechtzeitig die Wahl der Delegierten vorzunehmen und eventuell ihre Stimmen durch jemand, der an der Konvention teilnimmt, vertreten zu lassen.

Paul Raatz.



Konvention der „Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft".

Das Exekutiv-Kommittee hat beschlossen, daß die diesjährige Konvention der „Vereinigung" am 13. und 14. Mai in Dresden stattfinden soll. Zu dieser Konvention sind nicht nur Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft, sondern alle Freunde der Theosophischen Bewegung herzlichst eingeladen. Das ausführliche Programm wird den Mitgliedern so bald als möglich zugehen und auch der nächsten Nummer des „Theosophischen Leben" beigelegt werden.

Paul Raatz,
Vorsitzender des Exekutiv-Kommittee.

Die General-Versammlung der „Theosophischen Gesellschaft, Zweig Berlin"

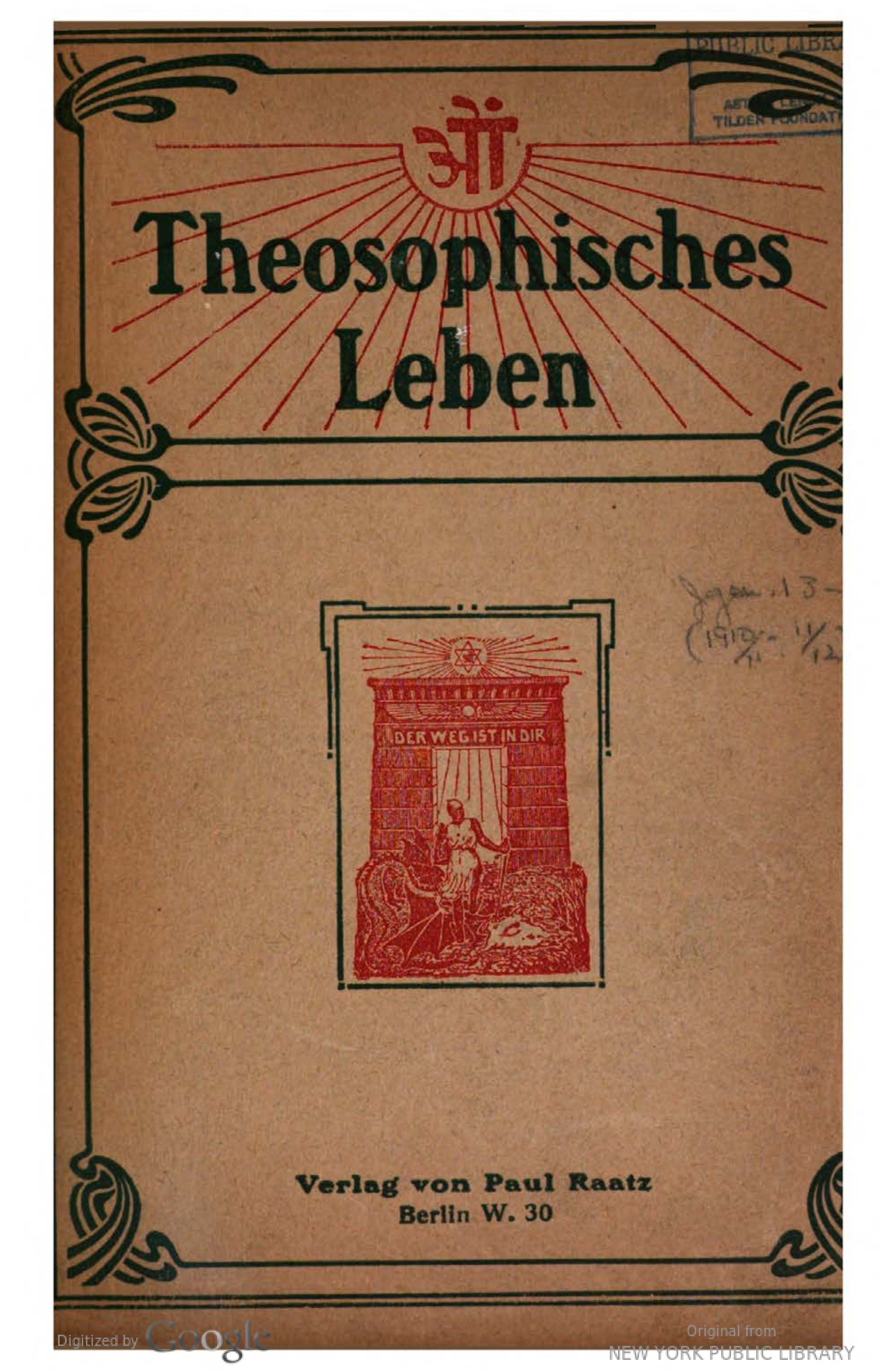
wird am Sonnabend, den 25. März cr. in den Gesellschaftsräumen, abends 8½ Uhr abgehalten werden. Der im Programm angesetzte Mitgliederabend fällt daher aus. Der wichtigste Punkt der Tagesordnung wird sein: Die Wahl der Delegierten für die Konvention der Theosophischen Gesellschaft und für die diesjährige Konvention der „Vereinigung", die in Dresden abgehalten wird.

Die Mitglieder werden gebeten, recht zahlreich zu erscheinen, oder im Verhinderungsfalle ihre Stimme bestimmt durch ein anderes Mitglied vertreten zu lassen.

Notiz. — Allen Mitgliedern und Freunden der Theosophischen Bewegung möchten wir nochmals den hübschen theosophischen Wandkalender in Erinnerung bringen, von dem noch einige Exemplare übrig sind; Preis M. 1.—. Erstens ist er eine schöne Anregung zur täglichen Meditation und zweitens hilft er der Bewegung, da der Überschuß dafür verwandt wird.



Druck von E. R. Herzog in Meerane i. S.


ओं
Theosophisches
Leben
DER WEG IST IN DIR
Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben"

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher als die Wahrheit." 

Organ der „Theosophischen Gesellschaft in Deutschland".

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

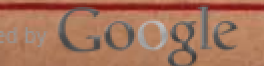
„Theosophisches Leben" bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben" ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit.“ * 

Organ der „Theosophischen Gesellschaft in Deutschland“.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.
„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



August 1910. Jahrg. XIII. Nr. 5.





Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30



„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit.“ * 

Organ der „Theosophischen Gesellschaft in Deutschland“.

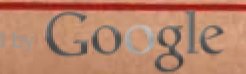
Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.
„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



September 1910. Jahrg. XIII. Nr. 6.



Theosophisches Leben



Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30



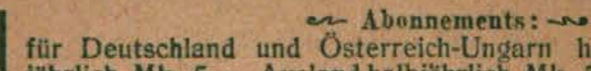
„Theosophisches Leben"

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit." * 

Organ der „Theosophischen Gesellschaft in Deutschland".

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben" bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft. 

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben" ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



Oktober 1910. Jahrg. XIII. Nr. 7.



Theosophisches Leben



Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.


„Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit.“ *


Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:

Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



November 1910. Jahrg. XIII. Nr. 8.



Theosophisches Leben



Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben"

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.


„Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit." *


Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

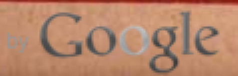
Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben" bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.
„Theosophisches Leben" ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:



Dezember 1910. Jahrg. XIII. Nr. 9.

ओं

Theosophisches Leben



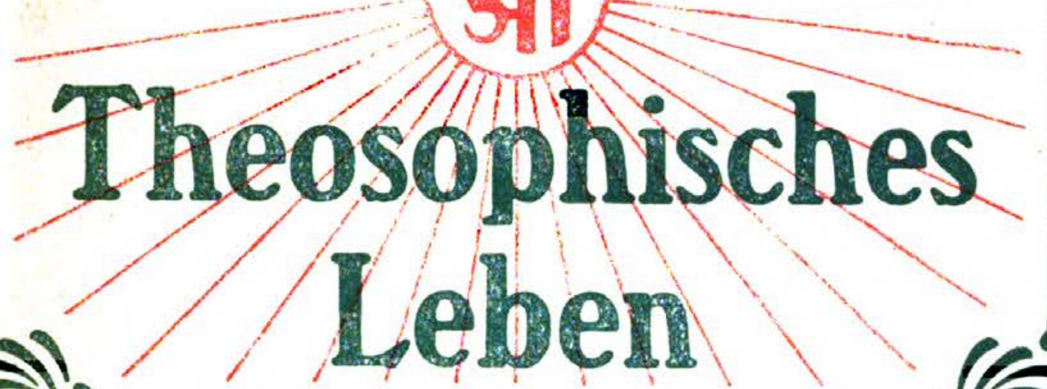
Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30



Inhalt:



Januar 1911. Jahrg. XIII. Nr. 10.





Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit.“ * 

Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

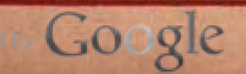
„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

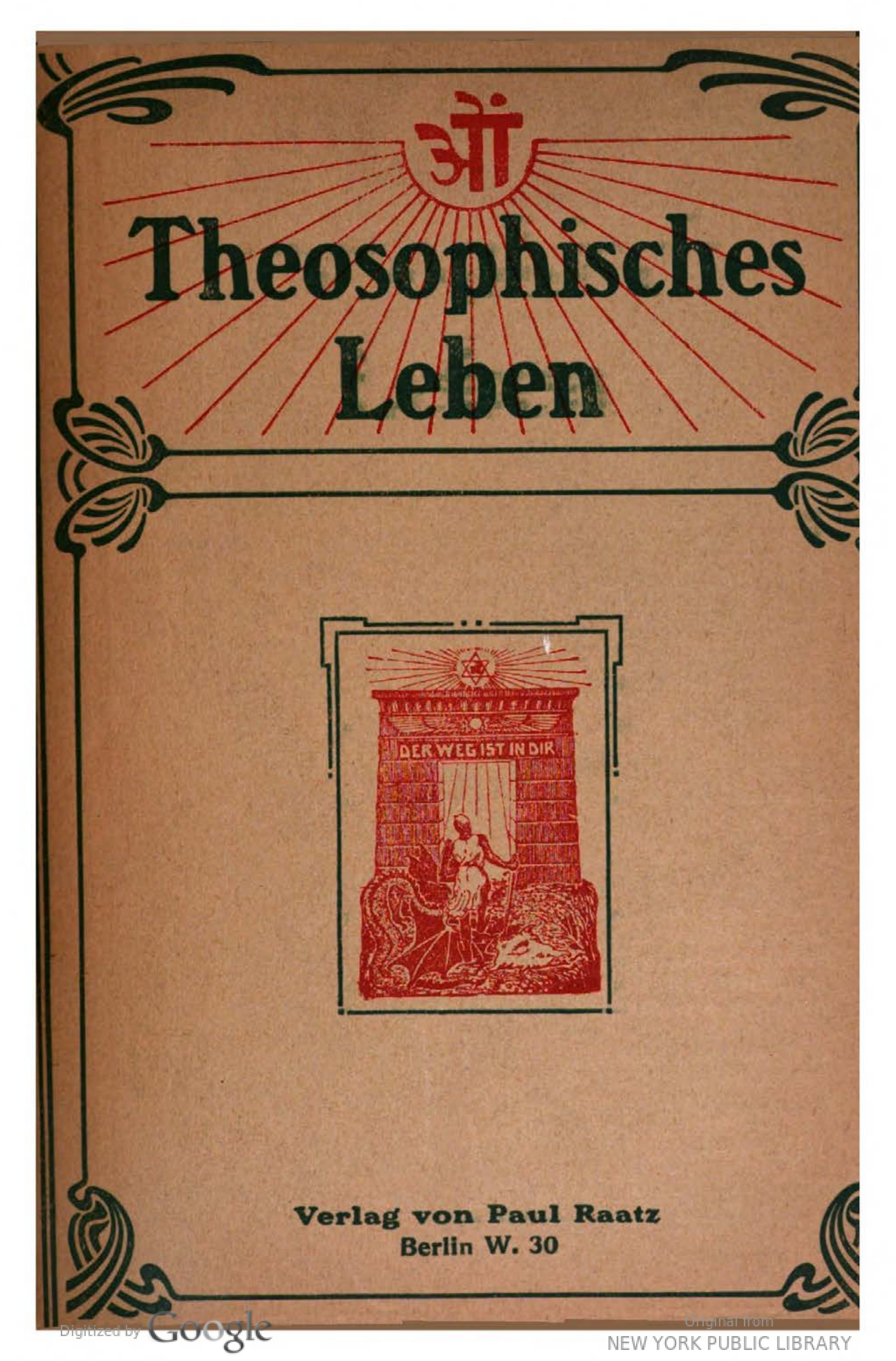
Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 5,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

„Theosophisches Leben“ ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:




ओं
Theosophisches
Leben
DER WEG IST IN DIR
Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben"

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher
* als die Wahrheit." * 

Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.

„Theosophisches Leben" bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz; vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

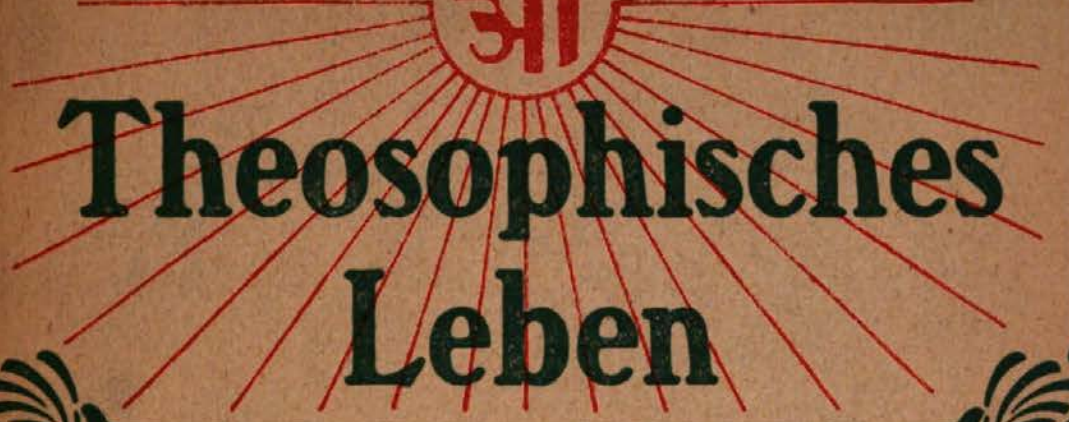
Abonnements:
für Deutschland und Österreich-Ungarn halbjährlich Mk. 2,50, jährlich Mk. 5,—. Ausland halbjährlich Mk. 3,—, jährlich Mk. 6,—.

Probenummern gratis.

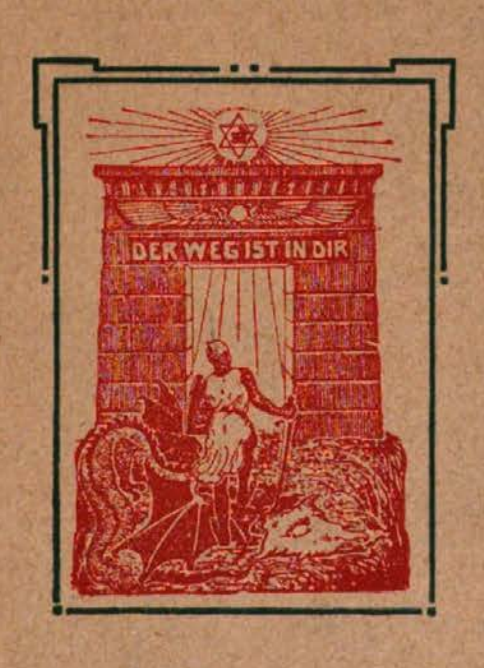
„Theosophisches Leben" ist am besten direkt zu beziehen von dem Herausgeber:
Paul Raatz, Theosoph. Verlag, **Berlin W. 30,**
Starnbergerstr. 3.

Inhalt:

März 1911. Jahrg. XIII. Nr. 12.



Theosophisches Leben



Verlag von Paul Raatz
Berlin W. 30

„Theosophisches Leben“

Gewidmet der
Theosophischen Bewegung und dem Studium
von Philosophie, Religion und Wissenschaft.

 „Keine Religion ist höher als die Wahrheit.“ 

Organ der Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

**Die Theosophische Gesellschaft als solche ist nicht verantwortlich für irgend eine in dieser Zeitschrift geäußerte Ansicht, sondern nur für die in ihren offiziellen Dokumenten gegebenen Erklärungen.
Für die Artikel sind die betreffenden Autoren individuell verantwortlich.**

„Theosophisches Leben“ bezweckt die Befreiung der menschlichen Gemüter von Dogmatismus und Intoleranz· vergleichendes Religionsstudium, Vereinigung von Religion und Wissenschaft, Verwirklichung des Ideals der Allgemeinen Bruderschaft.

Inhalt:



Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft.

Geschäftsstelle: **Berlin SW., Wilhelm-Str. 120.**

„Theosophische Gesellschaft Zweig Berlin.“ Vorsitzender: Paul Raatz, Berlin SW., Wilhelm-Str. 120. Öffentliche Sitzungen jeden Mittwoch Abend 8 1/2 Uhr in den Gesellschaftsräumen Wilhelm-Str. 120 I.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Nordberlin.“ Vorsitzender: Ernst John, Berlin N., Pank-Str. 89. Öffentliche Sitzungen jeden Montag Abend 8 1/2 Uhr in den Gesellschaftsräumen Pank-Str. 89 I.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Westberlin.“ Vorsitzender: Willi Boldt, Berlin-Schöneberg, Gustav Müller-Platz 8. Öffentliche Sitzungen jeden 1. und 2. Freitag abends 8 1/2 Uhr im Restaurant in Schöneberg, Kolonnen-Straße Nr. 51, pt., Nähe Schöneberger Ringbahnhof.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Neusalz.“ Vorsitzender: Conrad Frink, Neusalz a. d. Oder, Margarethen-Str. 2. Öffentliche Sitzungen jeden Dienstag Abend daselbst.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Suhl.“ Vorsitzender: Max Kolb, Suhl i. Thür., Schmücke-Str. 50. Öffentliche Sitzungen jeden Mittwoch Abend 9 Uhr in den Gesellschaftsräumen ebendaselbst.

„Theosophische Gesellschaft Zweig München.“ Vorsitzender: Georg Kohl, München, Georgen-Str. 110. Öffentliche Sitzungen jeden Sonntag und Donnerstag Abend 8 Uhr in den Gesellschaftsräumen Karls-Str. 42.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Dresden.“ Vorsitzender: Adolf Zippel, Dresden-A., Strehlener Str. 8. Öffentliche Sitzungen an jedem Montag Abend 8 1/2 Uhr in den Gesellschaftsräumen Strehlener Str. 8 II.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Flensburg.“ Vorsitzender: Christian Martens, Flensburg, Bauer-Land-Str. 13. Öffentliche Sitzungen jeden Mittwoch Abend 9 Uhr in den Gesellschaftsräumen, Angelburger-Str. 43 I.

„Theosophische Gesellschaft Zweig Südende.“ Vorsitzender: Leo Schoch, in Berlin-Lankwitz, Haupt-Str. 4. Öffentliche Sitzungen in Steglitz-Südende, Stephanstr. 23, p., in Privaträumen, jeden Dienstag abends 8 1/4 Uhr pünktlich.



Für den Büchertisch.

Unter dieser Rubrik erfolgen regelmäßig Anzeigen der besten theosophischen und verwandten Literatur.

Die Yoga-Aphorismen des Patanjali.

Herausgegeben von W. Q. Judge. Brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Ein Schlüssel zur Beherrschung der höchsten Geisteskräfte. Wer ein Meister der Lebenskunst werden will, für den ist das Werk unschätzbar, ihm stehen alle Kräfte der Natur zur Verfügung, wenn er diesen Lehren lebt.

Der Weg z. Adeptschaft (Das Lebens-Elixir).

Von einem Geheimschüler. Brosch. 1,50 Mk., geb. 2,25 Mk.

Das Werk ist von großem Wert für jeden, der die göttlichen Kräfte im Menschen kennen lernen will. Eine Reihe praktischer Winke, welche die Überzeugung geben, daß es ein Lebenselixir gibt.

Das Lied des Lebens.

Von Charles Johnston, M. R. A. S. 2. Auflage, broschiert 1 Mk., gebunden 1,75 Mk.

Was der Wille ist, wie und wann er im Menschen zur Tätigkeit und Macht erweckt wird, darüber gibt das Buch vorzüglichen Aufschluß.

Praktische Winke fürs theosophische Leben.

2. Auflage. Preis 50 Pfg.

Das Büchlein enthält tiefe Gedanken für jeden Tag der Woche. Es gibt die Fähigkeit, im Getriebe des Lebens den Halt am Göttlichen nicht zu verlieren.

Meer der Theosophie.

Von W. Q. Judge. Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Wenig Werke geben eine so logische und klare Darstellung der theosophischen Philosophie, und eignen sich zum Studium wie dieses Buch.

Offener Brief an die christliche Kirche.

Von H. P. Blavatsky. Preis 50 Pfg.

Ein äußerst wertvoller Beitrag zur Unterscheidung zwischen wahrem und falschem Christentum. Der Erzbischof von Canterbury, an welchen dieser Brief gerichtet ist, nahm später an allen Vortragsabenden H. P. Blavatskys teil.

Die Esoterik der Evangelien.

Von H. P. Blavatsky. Preis 50 Pfg.

Auf den Ursprung der Evangelien eingehend, beweist H. P. Blavatsky, daß sie der Treffpunkt der Esoterik zweier Weltreligionen sind. Das Buch eröffnet weite Perspektiven und ist sehr zu empfehlen.

Haben die Tiere Seelen?

Von H. P. Blavatsky. Preis 1 Mk.

Diese Frage wird hier in erstaunenswert genialer Weise gelöst. Es zeigt, welche Stellung jeder Mensch zu der Antivivisektionsbewegung einnehmen muß.

Licht auf den Weg.

Niedergeschrieben von M. C. Dem wahren Autor, dem Inspirator dieses Werkes gewidmet. Preis brosch. 1,20 Mk., eleg. geb. 2,20 Mk.

Eine Schrift zum Frommen derer, welche unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit unter deren Einfluß treten wollen. Das Buch ist ein Quell der Weisheit.

Die Stimme der Stille.

Von H. P. Blavatsky. Preis 3 Mk.

Eine praktische Anleitung und Hilfe und geradezu unentbehrlich für jeden Schüler des „Geheimen Pfades".

Briefe, die mir geholfen haben.

Von W. Q. Judge an Jasper Niemand geschrieben. Preis 2 Mk.

Diese Briefe enthalten praktische Anweisungen für den Schüler im Okkultismus nebst Aufklärungen über psychische und okkulte Gesetze. Sie erörtern die den Strebenden im Anfang seiner Laufbahn begegnenden Erscheinungen und sind deshalb äußerst wertvoll.

Die theosophische Bewegung.

Von Thomas Green. Preis 50 Pfg.

Bisher anerkannt das beste Buch zur Einführung.

Die Fragen des Königs Menandros.

Aus dem Pāli übersetzt von
Dr. phil. Otto Schrader.
Preis brosch. 5,— M.; eleg. geb. 6,— M.

Mit diesem zum ersten Mal von einem hervorragenden Kenner des Buddhismus in eine europäische Sprache übersetzten Werk ist der Öffentlichkeit ein Buch von unschätzbarem Wert übergeben.

Das Werk, welches einzig in der Weltliteratur dasteht, und von Professor Rhys Davids als „das Meisterstück der indischen Prosa" bezeichnet wurde, ist unentbehrlich für jeden Gelehrten und Freund indischer Religionsgeschichte. Es bildet eine Quelle der Weisheit, und in seiner praktischen Nutzanwendung einen sicheren Weg zur inneren Erkenntnis der großen Wahrheiten.

Ein Umriss der Geheimlehre.

Von Charles Johnston, M.R.A.S.
Preis brosch. 1,50 Mk.

Die abstrakten metaphysischen Gedanken der Kosmogenesis (Band I der Geheimlehre) werden durch Zuhilfenahme anschaulicher Vergleiche dem Fassungsvermögen so nahe gebracht, als dies nur möglich ist. Das Werk ist deshalb besonders als Einführung in das Studium der Geheimlehre sehr empfehlenswert.

Durch das goldene Tor.

Von M. Collins. Gedankenbruchstück über den Weg zur Unsterblichkeit. Zweite Auflage. Preis 1,50 Mk., eleg. gebd. 2,50 Mk.

Dieses Buch ist von äußerstem Werte für jeden, der den Weg zur Unsterblichkeit nicht nur als eine hübsche Theorie betrachtet, sondern den Wunsch hegt, ihn noch in diesem Leben zu betreten. Das Buch wird ihm den Schlüssel liefern zum Durchgang durch das „Goldene Tor", das in das Reich der Unsterblichkeit einläßt, und ihm das Geheimnis der Kraft enthüllen.

Wille und Liebe in der Lehre Buddhas.

Von Dr. phil. Otto Schrader.
Zweite Auflage. Preis 80 Pf.

Diese Schrift, eine Einführung in den Buddhismus, zeigt diesen von einer bisher noch nicht betrachteten Seite indem gezeigt wird, daß der Buddhismus den Begriff der positiven Liebe (Nächstenliebe) kenne. Für Theologen und Laien ist die Anschaffung des kleinen Werkes eine Notwendigkeit.

Schlafende Sphären

oder: Das Leben der Seele nach dem Tode. Eigene Erfahrungen eines Gestorbenen und ins Leben Zurückgekehrten. Von Jasper Niemand.
Preis 1 Mk., eleg. geb. 1,75 Mk.

Noch niemals ist ein gleich wertvolles und interessantes Werk über dieses Thema veröffentlicht worden, da es nicht, wie alle bisher erschienenen, auf unkontrollierbaren Mitteilungen Verstorbener oder auf Hypothesen und Spekulationen basiert, sondern die tatsächlichen Erfahrungen eines noch heute lebenden bekannten und sehr geachteten Okkultisten schildert.

Östliche und westliche Physik.

Von T. E. Willson. Mit einer Vorrede von Charles Johnston, M.R.A.S.
Preis 2,50 Mk.; geb. 3,50 Mk.

Das Buch eröffnet jedem Leser, ob Theoretiker oder Praktiker, die weitesten Perspektiven, und es wird die Grundlage bilden für manche ungeahnte Erfindungen. Es vergleicht das physikalische System des alten Indiens mit dem modernen europäischen.

Maya-Lehre und Kantianismus.

Von Dr. phil. Otto Schrader. 80 Pfg.

Diese Schrift behandelt das allgemeine Verhältnis der Vedanta-Philosophie zu dem kantischen und nachkantischen Idealismus.

Bonifacius,

der Apostel der Deutschen.

Von Aug. Schmitz. Preis 75 Pfg.

Ein Drama, welches den Kampf des Heidentums mit dem sich verbreitenden Christentum schildert.

Des Dichters Liebe.

Von Aug. Schmitz. Preis 75 Pfg.

In der Form eines Dramas sucht der Verfasser den Begriff der Liebe zu vertiefen.

Sämtliche Bücher sind portofrei zu beziehen durch
Paul Raatz, Berlin W. 30, Starnbergerstr. 3.

Pa



„Die Theosophische Gesellschaft"

Hauptquartier: **New-York City,** Post Office Box 1584

(gegründet von H. P. Blavatsky in New-York im Jahre 1875).



Die „Theosophische Gesellschaft" behauptet nicht, imstande zu sein, ohne weiteres unter den Menschen eine „Universale Bruderschaft" einführen zu können, sondern sie strebt nur darnach, den Kern einer solchen zu schaffen. Viele Mitglieder glauben, daß die „spirituelle Identität aller Seelen mit der Weltseele", welche die Grundlage für eine wahre Bruderschaft bildet, der gemeinsame Hauptgedanke aller Religionen ist, und daß deshalb ein näheres Studium der Religionen und Philosophien aller Zeiten zur Verwirklichung einer universalen Bruderschaft nötig ist. Ferner glauben viele Mitglieder, daß ein Erforschen der höheren Kräfte in der Natur und im Menschen diesen Gedanken der Bruderschaft noch mehr zum Ausdruck zu bringen vermag. Die Organisation der Gesellschaft ist ganz unsektiererisch. Sie stellt kein Glaubensbekenntnis auf, kein Dogma und keine Autorität. Auch ist sie nicht verantwortlich zu machen für den Glauben ihrer Mitglieder, von denen ihrerseits verlangt wird, dem Glauben anderer dieselbe Toleranz zu gewähren, die sie für den ihrigen in Anspruch nehmen.

Auf der Konvention der „Theosophischen Gesellschaft" in Boston im April 1895 wurde folgende Proklamation angenommen:

„Die „Theosophische Gesellschaft" erklärt hiermit ihr brüderliches Wohlwollen und ihre freundschaftlichen Gefühle für alle theosophisch Strebenden und für alle Mitglieder aller Theosophischen Gesellschaften, wo immer sie auch wohnen mögen. Sie erklärt hiermit ihre herzliche Sympathie und Hilfsbereitschaft für alle Personen und alle Organisationen, in Bezug auf alle geistigen Bestrebungen, ausgenommen in Sachen der Verwaltung und Leitung der Organisation, und ladet sie zur Korrespondenz und Mitarbeit ein.

Allen Personen, gleichviel welchen Standes, Glaubensbekenntnisses oder welcher Rasse, die gegenseitig Frieden, Toleranz und Selbstlosigkeit pflegen und die nach solchem Wissen trachten, welches zur Erhebung und zum Fortschritt der menschlichen Rasse beiträgt, sendet die „Theosophische Gesellschaft" die freundlichsten Grüße und bietet ihre Dienste nach Kraft und Möglichkeit an. Sie reicht allen Religionen und religiösen Körperschaften, welche die Gewissensfreiheit des Individuums achten, und bestrebt sind, die Gedanken der Menschen zu läutern und ihren Lebenswandel zu bessern, die Hand und erklärt sich in Harmonie mit denselben. Allen philosophischen und wissenschaftlichen Gesellschaften, sowie individuellen Forschern nach Wahrheit, gleichviel auf welcher Ebene und mit welchen rechtlichen Mitteln dieselben auch arbeiten mögen, ist die Gesellschaft dankbar. Für die Entdeckung und Veröffentlichung aller Wahrheiten, die zur Erklärung und Betätigung einer wissenschaftlichen Grundlage der Ethik dienen, wird die Gesellschaft sich gleichfalls stets dankbar erzeigen.

Schließlich ladet die Gesellschaft alle diejenigen zur Mitgliedschaft und Mitwirkung ein, die ein höheres Leben erstreben und die den Pfad, der dazu führt, schon in diesem Leben finden und betreten wollen."

Die **„Vereinigung deutscher Zweige der Theosophischen Gesellschaft"** ist ein Zusammenschluß der deutschen lokalen Zweige der „Theosophischen Gesellschaft". Sie hat den Zweck, durch diese Vereinigung die Ziele der internationalen „T. G.", Sitz New-York, in den deutsch redenden Ländern besser fördern zu können. (Siehe besondere Konstitution der Vereinigung.)

Gesuche um Aufnahme als Mitglied der „Theosophischen Gesellschaft" sind zu richten entweder direkt an das Hauptquartier, an die Vorsitzenden der Zweige oder an den Sekretär der „Vereinigung".

Paul Raatz, Sekretär der „Vereinigung deutscher Zweige der T. G.".
Geschäftsstelle: **Berlin SW. 48, Wilhelm-Str. 120.**

